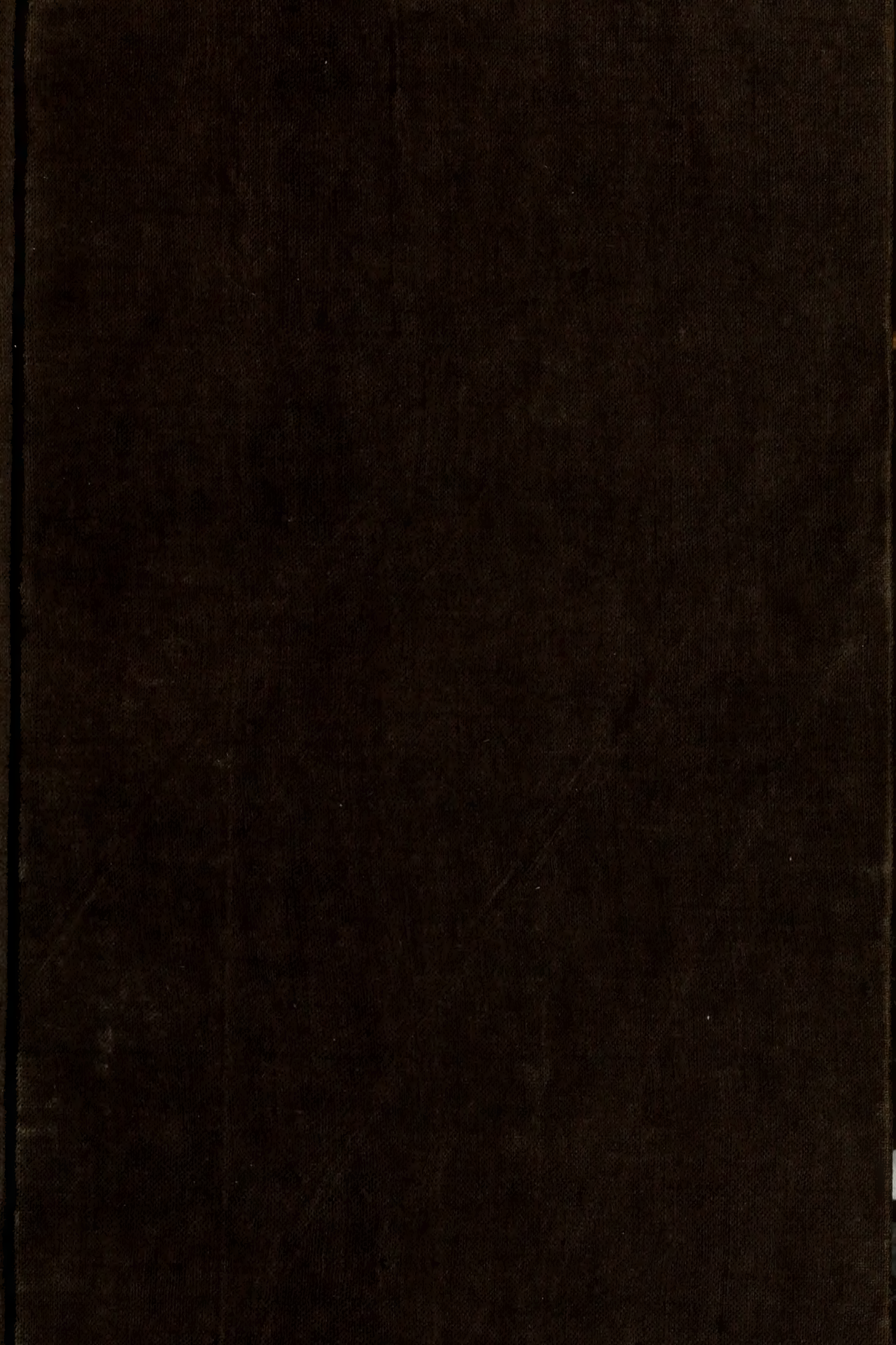
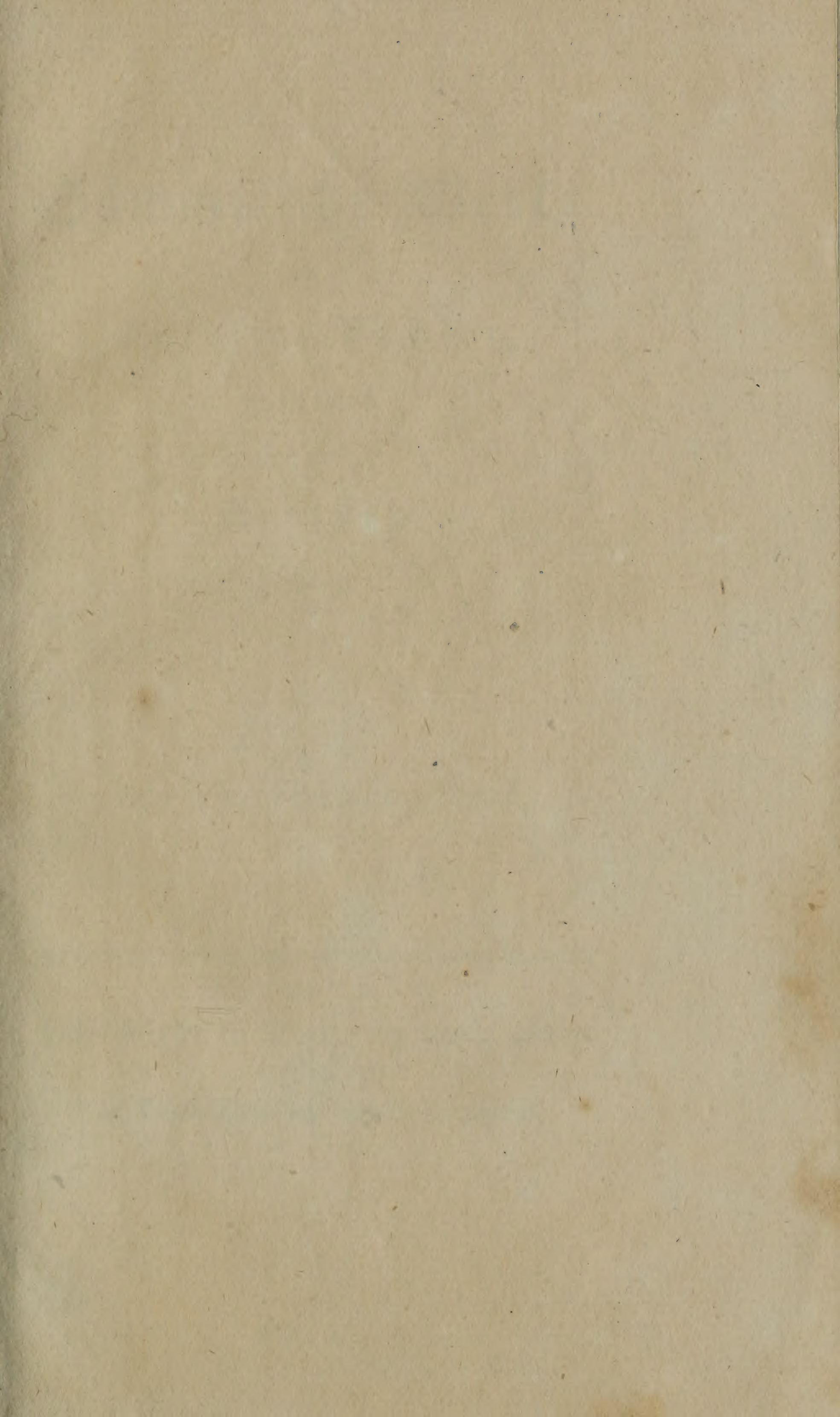
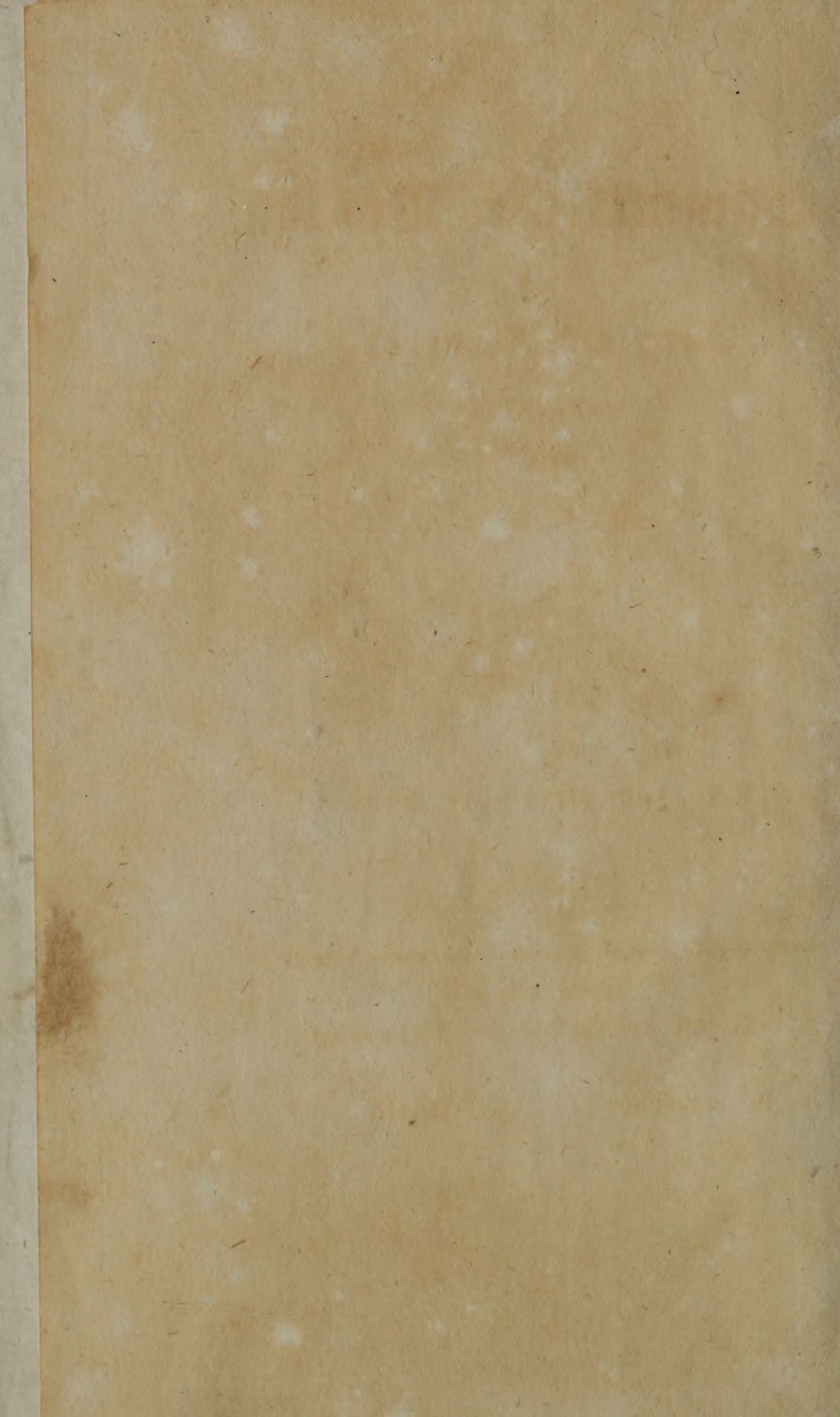






Sämmtliche Werke

von

Caroline Pichler,

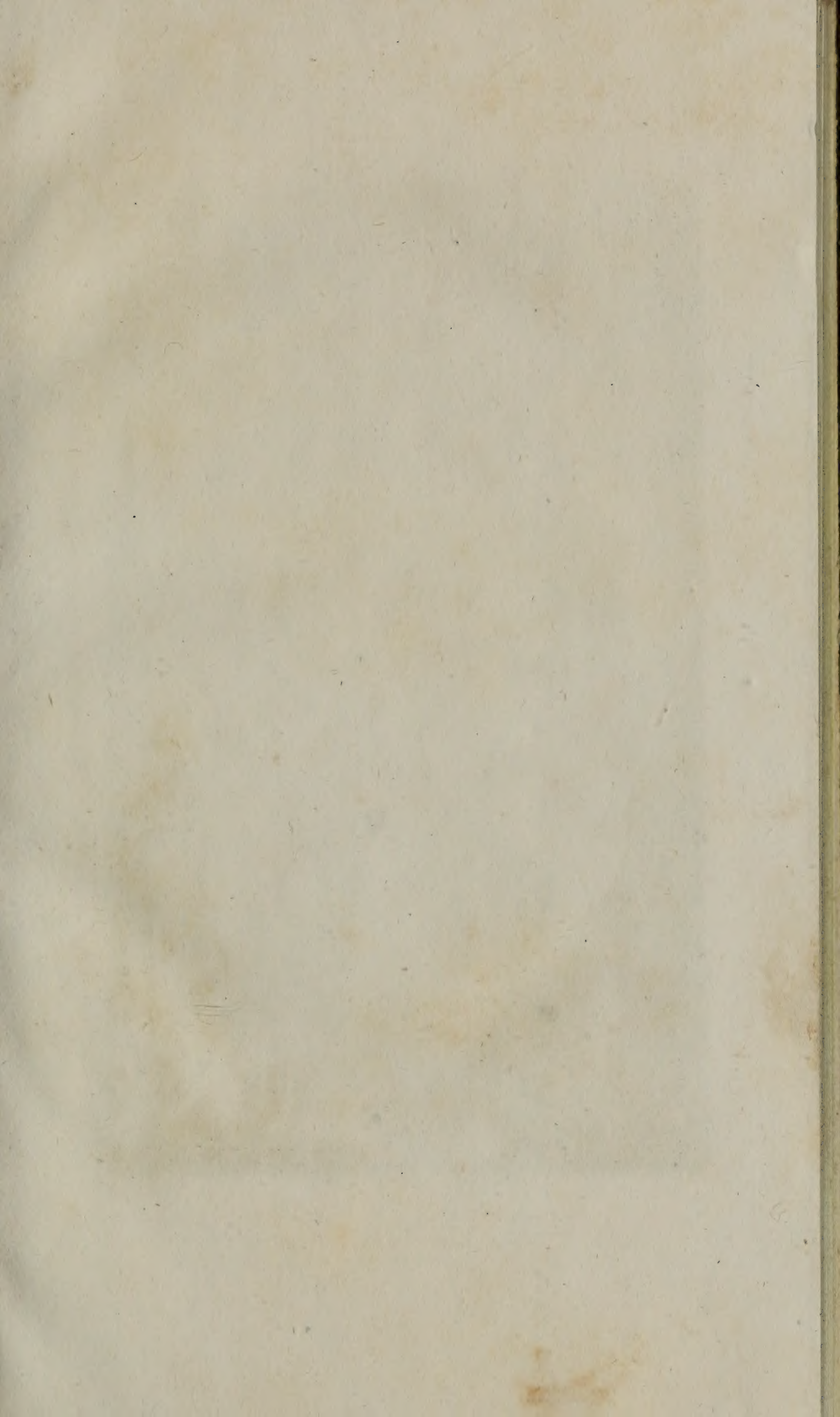
gebornen

von

Greiner.

Acht und vierzigster Band.

Wien, 1835.
Gedruckt und im Verlage bey Anton Pichler.
Leipzig,
in Commission bey August Liebeskind.





Jos. Axmann sculp.

Elisabeth von Guttenstein.

Eine

Familiengeschichte aus der Zeit des Östrei-
chischen Erbfolgekrieges.

Von

Caroline Pichler,

gebornen

von Greiner.

Zweyter Theil.

Wien, 1835.

Gedruckt und im Verlage bey Anton Pichler.

Leipzig,

in Commission bey August Liebeskind.

Elisabeth von Guttenstein.

Zweyter Theil.

Erster Brief.

Gräfinn Ludmilla von Rotthal an ihre Schwester, Stiftsdame zu Hall, in Tyrol.

Schloß Schönbrunn im September 1741.

Statt aus Preßburg, wo jetzt die Anwesenheit des Hofes und der Landtag eine sehr merkwürdige Epoche bilden, von der auch ich, aus mehr als einer Ursache, Zeuginn zu seyn gewünscht hätte, erhältst Du diesen Brief von hier. Ich habe in Wien zurückbleiben müssen; denn gerade zwey Tage vor der Abreise der Allerhöchsten Herrschaften überfiel mich ein heftiges Katharrfieber, und drohte selbst in eine Entzündung auszuarten. Es war wohl eine Folge, sowohl der vielen moralischen Erschütterungen, welche die gegenwärtige Zeitperiode über ganz Wien brachte, als der körperlichen Anstrengung bey den Anstalten und Geschäften der bevorstehenden Reise, wo

bey unsteter Herbstwitterung in den kalten langen Gängen von Schönbrunn Erhitzung und Erkühlung immer wechselten. Du kennst mich, meine Ernestine, und folglich weißt Du, daß mein Character ziemlich ruhig ist, und ich auch durch meine Schicksale und meine Stellung am Hofe von Jugend an gelernt habe, Vieles mit Gedüld zu ertragen, und faire bonne mine à mauvais jeu. Dießmahl aber, bey dieser so unerwarteten Fehlschlagung, verließ mich meine Fassung. Als Baron van Swieten, den unsre gnädigste Frau selbst am folgenden Tage zu mir zu schicken die Gnade hatte, mir ankündigte, ich hätte heftiges Fieber, eine Aderlaß würde vielleicht nothwendig werden, und von Mitreisen könne keine Rede seyn; da, ich gestehe es, hielt nur meine natürliche Scheu vor dem wichtigen Manne meine Thränen so lange zurück, als er im Zimmer war, aber sie strömten unaufhaltsam, als er den Rücken gewendet hatte. So sollte ich hier bleiben, hier in dem bedrohten Wien, und was noch mehr, in dem kaiserlichen Lustschlosse, das, wenn der Feind sich näherte, ihm ganz preisgegeben war, und dessen sich der Churfürst sogleich als seines Eigenthums würde bemächtiget haben. Welche Auftritte, welche

Schrecken, welche Behandlung waren zu erwarten? Welches Loos stand uns armen Hofleuten bevor, wenn der übermüthige Feind hier einzog? Dem allen, was ich, und Jedermann mit mir, als ganz gewiß voraussah, hatte ich durch die Abreise nach Ungarn zu entgehen geglaubt, und mußte nun diese Hoffnungen aufgeben! Ich versichere Dich, ich glaubte mich gar nicht fassen zu können, und war überzeugt, die Reise, selbst mit Fieber und Entzündung, würde mir weniger schaden, als diese Angst und Verzweiflung, mit der ich den kommenden Unfällen entgegensah. Aber die gnädigste Frau selbst, der van Swieten Bericht erstattet hatte, ließ mir befehlen, mich ruhig zu verhalten, indem sie schon Sorge für mich tragen werde. Wirklich auch, denke Dir diese Huld! kam sie noch spät Abends in eigener hoher Person auf mein Zimmer, redete mir liebreich Trost zu, und versicherte mich, daß Befehl gegeben sey, so wie man mit Zuverlässigkeit auf die Annäherung des Feindes schließen könne, mich sogleich in einer der kaiserlichen Sänften, welche von Maulthieren getragen werden, und in denen auch der schwächste Kranke gefahrlos transportirt werden kann, in das Salesianerkloster zu ihrer Frau Mutter der Kaiserinn Elisabeth brin-

gen zu lassen, unter deren und des geistlichen Hauses Schutz ich gewiß vor jeder Ungelegenheit sicher seyn würde. Diese Gnade, diese gütige Sorgfalt bewegte mich aufs tiefste, und nur durch heiße Thränen, die ich zurückzuhalten nicht im Stande war, konnte ich meinen Dank für diese höchste Huld bezeigen.

Sey es die Freude darüber, oder die Beruhigung über meine Zukunft, die ich empfand, oder vielleicht bloß Wirkung der Natur, genug, ich brachte eine recht leidliche Nacht zu; ich hörte ohne heftige Erschütterung das Geräusch, welches die Abreise des Hofes am folgenden Morgen bezeichnete, und als der Hofdoctor kam, um mir nachzusehen, fand er mich merklich besser, so daß von einer Aderlaß keine Rede mehr war, und ich zwey Tage, nachdem Alles fort war, bereits mein Bette verlassen, und in den Mittagsstunden eines warmen Herbsttages am offenen Fenster meines Zimmers mich an der milden Luft erquicken konnte. Dennoch blieb Trübes und Sorgenvolles genug in meiner Lage zurück, auch war mir die tiefe todte Stille, welche mich umgab, auf eine gewisse Art peinlich, weil sie mir recht Muße ließ, über Alles, was geschehen war, und noch geschehen konnte, nachzudenken. Da rollte am Abend ein

Wagen in den Schloßhof. Es war die Equipage meiner verehrten Gräfinn Khevenhüller, der Gemahlinn des Stadt-Commandanten, und ich dankte ihr in Gedanken, noch ehe sie eintrat, für ihre Güte, mich arme Verlassene in meiner Einsamkeit zu besuchen. Aber sie brachte mir außer der Freude ihrer Gegenwart auch eine gar erwünschte Nachricht, die mich mächtig aus meiner Schwermuth aufrichtete. Ich habe Dir vielleicht nicht geschrieben, daß unserer Monarchinn kräftiger Geist, und die Thätigkeit des wackeren Khevenhüller schon seit der Annäherung der feindlichen Armeen darauf bedacht gewesen waren, die vernachlässigten Festungswerke der Residenz in guten und wehrhaften Stand zu setzen. Diese waren nun wirklich in sehr kurzer Zeit auf eine so ausgiebige Art hergestellt, daß Khevenhüller die Aufforderung der Franzosen, Wien zu übergeben, mit gutem Grunde verweigern konnte. Seitdem war in dieser Rücksicht mit eben dem Eifer fortgefahren worden, denn das Schwert schwebte noch stets an einem Haare über unserm Haupte, und der Hof war wohl nicht bloß des Landtages, sondern auch seiner eigenen Sicherheit wegen, nach Ungarn gegangen. Nun aber war plötzlich die unerwartete Nachricht gekom-

men, daß die combinirte französisch bayersche Armee, statt wie Alles fürchtete, sich gegen Wien zu wenden, die Richtung nach Böhmen eingeschlagen habe, wo sich der Churfürst in Prag zum Könige krönen zu lassen nicht genug eilen zu können scheint. Ich versichere Dich, ich hatte in den ersten Augenblicken Mühe, diese gar so gute Neuigkeit zu glauben, auch gab mir die Khevenhüller in so weit Recht, als sie mir sagte, daß auch ihr Mann und viele erfahrne Herren vom Kriegswesen diese veränderte Bewegung für sehr unzeitig, und der Sache des Churfürsten nachtheilig hielten. Bloß um mich mit diesem Troste zu erfreuen, war meine gute Marianne noch spät heraus nach Schönbrunn gefahren, wo sie mich so verlassen, so niedergeschlagen und krank wußte, und mich wirklich zu innigster Dankbarkeit für ihre Freundschaft verpflichtete. Aber auch noch manches, was sie mir mittheilte, diente dazu, meine verdüsterten Aussichten in die nächste Zukunft zu erheitern.

Das französisch bayersche Corps, welches zur Besetzung von Oberösterreich und einem Theile von Unterösterreich zurückgeblieben, soll sehr unbedeutend und auf keine Art geeignet seyn, irgend etwas gegen Wien, besonders in dessen je-

ßigem guten Vertheidigungsstande zu unterneh-men. Überdieß ist unsere Armee bereits zu einer bedeutenden Stärke gebracht worden, und soll bald, gegen 30 bis 40,000 Mann stark, den Franzosen in Böhmen nachrücken. Auch biethen sich von den Seemächten helle Hoffnungsstrahlen dar, und Männer, welche das zu beurtheilen im Stande sind, glauben auf thätige Unterstützung von Seite Englands und Hollands rechnen zu können. Siehe, das Alles hat unserer Königinn stiller und fester, klarer und thätiger Geist in der kurzen Zeit durch Eifer zu Hause, und Klugheit im Auslande bewirkt [1]). Und so schließe ich meinen Brief an Dich, indem ich Dir diese tröstenden Aussichten mittheile, und Dir zugleich vermelde, daß meine Gesundheit Gottlob wieder ganz hergestellt ist.

Zweyter Brief.

Abbate Pietro Metastasio an den Grafen von Canal.

Preßburg im September 1741.

Eingedenk der ehrenvollen Aufforderung, welche Sie, bey meinem Abschiede von Ihnen in Wien, an mich ergehen ließen, Ihnen sogleich und ausführlich von Allem Nachricht zu geben, was hier auf diesem merkwürdigen Landtage vorfallen würde, in so weit es Bezug auf das unmittelbare Wohl unserer Monarchinn hätte, beeile ich mich Ew. Hochgeboren zu berichten, was gestern geschehen, was ewig denkwürdig in den Annalen der Geschichte, wie in den Fastis des Ungarischen Reiches glänzen wird, und schätze mich glücklich der Erste zu seyn, der diese Nachricht Ihnen, und durch Sie dem erwählten Kreise mitthei-

len kann, welcher die Ehre hat, sich um Sie zu versammeln.

Wenn jemahls der Spruch: Post nubila Phoebus, sich in den Begebenheiten der Welt bewährt hat, so ist es gestern geschehen. Der Hof war vor drey Tagen hier angekommen, nachdem das allerdrohendste Mißgeschick und unerhörte Unglücksfälle sich wie die Fluthen eines erzürnten Meeres über das Haus Österreich von allen Seiten ergießen, und es von dem Angesichte der Erde vertilgen zu wollen geschienen hatten. Mitten unter diesen Gefahren, wo ich gesetzte, und mit dem Stande der Dinge wohl bekannte Männer zittern, jeder Hoffnung entsagen, und der Monarchinn zu demüthigen, ja erniedrigenden Bedingungen rathen hörte, um den Frieden von ihren erbitterten Feinden zu erkaufen, blieb nur sie allein gefaßt und fest entschlossen, nichts zu bewilligen, was ihrer und ihrer großen Ahnen unwürdig wäre. So both sie dem Beobachter das Schauspiel dar, welches, wie Seneca sagt, das der Gottheit würdigste ist — Vir fortis cum mala Fortuna compositus — um so mehr, als hier noch das zarte Geschlecht den Kampf und Muth höher zu schätzen zwang.

Mit solchen Gesinnungen, und fest entschlos-

sen, ihre letzte Hülfe und Rettung bey einer Nation zu suchen, unter der zwar vor nicht gar zu langen Jahren viele Mißvergnügte gelebt, und den Thron ihrer Ahnen bedroht hatten, die aber jedes Aufschwungs von Großmuth und Kraft fähig war — entschied sich Maria Theresia, im Widerspruch mit vielen ihrer deutschen Räthe, die Ungarn zu einem Landtage zu versammeln, selbst nach Preßburg zu gehen, und der Nation ihre bedrohte persönliche Lage und die Gefahr des Reiches vorzustellen. Doch das ist Ihnen größtentheils Alles bekannt, und ich wiederhohle es nur, um das Gemälde, welches ich von dem gestrigen Tage aller Tage zu entwerfen habe, mit dem gehörigen Schatten und Licht zu versehen.

Die Versammlung des Ungarischen Adels war sehr zahlreich, und da ich das vorige Mahl bey der Krönung hier zugegen gewesen, so konnte ich wohl bemerken, daß dießmahl die Anzahl der Abgeordneten aus jedem Districte oder Comitate, wie es die Ungarn nennen, viel größer als das erstemahl war. Unter den Anwesenden fand ich mit Vergnügen viele Bekannte wieder, theils mit welchen ich schon in Wien Umgang gepflogen, theils die ich bey der Krönung kennen gelernet. Einer der vorzüglichsten der ersten Art,

und dessen Wiedersehen mich sehr erfreute, war der junge Szillaghy, dessen Sie, Herr Graf, sich noch wohl aus unsern Lesestunden erinnern werden, wo des jungen Mannes classisch gebildeter Geist und seine genaue Bekanntschaft mit den Schriftstellern des Alterthumes, so wie die Eigenthümlichkeit und jugendliche Frische seines Urtheils uns eben so viel Verwunderung als Vergnügen erregte. Auch er bezeigte eine lebhafte Freude mich wiederzusehen; aber ich war nicht so eitel, sie meiner Person allein beyzumessen, sondern schrieb den gehörigen Theil derselben auf die Rechnung meiner genaueren Bekanntschaft mit seiner liebenswürdigen Braut, die ihm bey der Krönung schon zuzuführen mein leider vereitelter Wunsch gewesen war. Szillaghy hatte es sich zur angenehmen Pflicht, wie er sagte, gemacht, mir, wenn es nöthig wäre, zum Führer, Dollmetsch und steten Begleiter während des Landtages zu dienen, und wirklich hatte ich ihm schon in den ersten zwey Tagen manche werthe Bekanntschaft und manche unterrichtende Kenntniß zu danken. Durch ihn erfuhr ich denn auch, daß die Stimmung im Allgemeinen dem Hofe sehr günstig sey, und daß auch er, obgleich seine Grundsätze anders lauteten, sich ohne

Widerrede dem Ausspruche der Mehrheit seiner Landsleute fügen würde. So dachte Szillaghy noch zwey Tage vor der Thronrede, und so kam denn auch der Vorabend der Eröffnung des Landtages herbey.

An diesem Tage konnte man denn doch, alles Muthes und aller Standhaftigkeit ungeachtet, die Zeichen einer großen Unruhe und innerlichen Bewegung an der Monarchinn wahrnehmen. War es auch ein Wunder? Sollte der kommende Tag nicht über ihr Schicksal, über das Schicksal ihrer Kinder und Reiche entscheiden? Wo lebt der Mensch, der Mann, der Held, der hier kalt und ruhig hätte bleiben können? Große Vorbereitungen zu einem sehr feyerlichen Auftreten vor den Ständen wurden gemacht, und einige meiner Freundinnen am Hofe vertrauten mir, daß eben so große und sinnreiche Anstalten im königlichen Frauenzimmer gemacht wurden, um die schönste Frau ihrer Zeit, wo möglich, noch schöner erscheinen zu machen.

Als ein frohes Vorzeichen und gleichsam ein Unterpfand besserer Zukunft, langte noch spät Abends ein Courier mit Depeschen an, welcher die wichtige und beynahe unglaubliche Nachricht überbrachte, daß die französische und bayersche

vereinte Hauptmacht sich nach Böhmen gewendet habe, und nur eine nicht sehr bedeutende Truppenzahl von beyden Armeen Oberösterreich besetzt halte, wo sie sich leider schon bis Sanct Pölten und in die umliegenden Gegenden ausgebreitet. Über den nächsten Zweck dieser unerwarteten Operation gibt nur allein die heftige Begierde des Churfürsten, sich in allen Erbstaaten Marien Theresiens als Herr und Herrscher anerkennen zu lassen, einigen Aufschluß. In militärischer Hinsicht tadelt sie Jedermann, der sich auf dieses Fach versteht; denn was hätte der combinirten Armee entgegengesetzt werden können, wenn sie es sich vorgenommen hätte, bis Wien vorzudringen, sich der Hauptstadt zu bemächtigen, und von diesem wichtigen Stützpuncte aus ihre weitern Operationen einzuleiten? Bey dieser klaren Erkenntniß nun kann man diese unverhoffte Wendung der Dinge nicht anders als wie eine zur Rettung des Hauses Österreich von Gott geordnete Fügung betrachten, der sich der Fehler und Thorheiten seiner Geschöpfe so wie ihrer Tugenden bedient, um seine uns unbekannten Zwecke zu erreichen.

Wie Ew. Hochgeboren denken können, versetzte diese Neuigkeit Ihre Majestät die Königinn,

und durch sie den Hof, und Alles, was hier zum Landtage vom Ungarischen Adel anwesend ist, in eine angenehme und von der vorigen düsteren verschiedne Stimmung. So ging die Nacht und der Morgen des folgenden eilften Septembers hin, bis die Stunde schlug, wo die Königinn im Thronsaale vor den versammelten Ständen der Ungarischen Nation erscheinen, und denselben die Bedrängnisse ihrer Lage eröffnen sollte. O wie viele tausend Herzen schlugen damahls in banger Erwartung, und das der geliebten Monarchinn wohl am bängsten!

Sie, die voll Güte und Herablassung, so wie voll klarer Besonnenheit in den wichtigsten Augenblicken ihres Lebens an Alles denkt, hatte mir eigens einen sehr vortheilhaften Platz auf einer Tribune anweisen lassen, damit der Dichter des Hofes ungehinderter Zeuge eines Vorganges seyn könne, der, sein Ausgang möge nun seyn wie er wolle, immer einen bedeutenden Platz in den Tafeln der Geschichte behaupten würde.

Dieser Platz war nun so gut gewählt, daß ich den größten Theil des Saales bequem übersehen konnte, vor allen aber den Thron und die Fürstinn, wenn sie ihn bestieg, gerade vor mir hatte. Der Saal füllte sich nach und nach mit

ungarischen Großen jedes Standes. Es erschienen Erzbischöfe und Bischöfe, Magnaten, Barone des Reiches, Abgeordnete der Comitate, und Deputirte der freyen Städte, alle im verhältnißmäßig höchsten Staate, der bey einer so zahlreichen Versammlung und bey der ungarischen Landestracht, welche einen großen Aufwand von Gold und Silber gestattet, einen wirklich prächtigen, ja majestätischen Anblick gewährte. Nachdem Alle ihre Plätze eingenommen, was bey dem erstaunlichen Zudrang und der Menschenzahl nicht leicht wurde, und ein dumpfes Gemurmel, wie das eines fernen Meeres, wegen der vielen, obgleich leise Sprechenden, durch den Saal herrschte — öffnete sich plötzlich die Flügelthüre, und unter dem Vortritte der Kammerherren und anderer Hof-Chargen erschien sie — Welche Worte soll ich nehmen, welche Sprache zu Hülfe rufen, um Ihnen, Herr Graf, ein würdiges Bild dieses Anblickes zu mahlen?

So wie sie vor drey Monathen im vollsten Krönungsstaate, mit Juwelen bedeckt, schimmernd von kostbarem Schmucke, eine triumphirende Gottheit, vor diesen selben Ungarn erschien, so erblickten sie sie mit Erstaunen, aber gewiß mit nicht minderem Wohlgefallen im Traueranzuge, den sie

— da das Jahr seit ihres hochseligen Vaters Tode noch nicht vorüber ist — an einem solchen Tage, wo sie nicht im Glanze der Krone, sondern als eine vom Unglück verfolgte Fürstinn, vor ihren getreuen Ständen zu erscheinen hatte, mit Vorbedacht wählte. Das knappe ungarische Mieder, das den schönen Wuchs aufs vortheilhafteste zeigte, und die blendende Weisse ihrer Haut erhob; die schwarze Schleppe, welche ihr majestätisch folgte, und vor allen, der schwarze Schleyer, der auf dem Haupte befestigt, über ihre Schultern fiel und bis auf die Erde floß, gaben ihrer Gestalt, in welcher der Ausdruck des Kummers, und zugleich die Fassung einer edlen Seele erschien, einen unwiderstehlichen Reiz. Es war eine Artemisia, eine Agrippina, wie sie zu Brundusium ans Land stieg. Aber was soll ich erst sagen, als sie, im Saale angekommen, sich mit jener Anmuth und Würde umwandte, welche nur ihr, aber ihr auch in jeder Bewegung eigen ist, so daß man den Vers des alten Dichters auf sie gesungen glauben könnte:

Illam, quidquid agit, quoque vestigia flectit,
Componit furtim, subsequiturque decor.

als sie, sage ich, sich zu ihrer Begleitung umwandte, und aus den Händen der Aja, ihren erst-

gebornen Sohn, den Erzherzog Joseph, nahm, ihn auf ihren mütterlichen Arm setzte, und so, mit dem engelschönen Kinde, das unbewußt, was mit ihm vorging, erstaunt aber lächelnd die Versammlung aus seinen klugen blauen Augen betrachtete, nachdem sie es geküßt, auf den Thron zuschritt? Nun stand sie, das Kind, die Hoffnung so vieler Reiche, deren eine ganze gegen die Mutter verschworene Welt dasselbe zu berauben drohte, auf den mütterlichen Armen, vor der glänzenden Versammlung mit leuchtenden Blicken stumm und tiefbewegt. Der schöne Busen hob sich von heftiger innerer Erschütterung schneller, Röthe und Bläße wechselten sichtbar auf den edlen Mienen. Sie strebte nach Fassung, das sah man deutlich — und der große Moment hielt alle Gemüther in ehrfurchtsvoller lautloser Stille.

Nun hatte die große Frau ihren Muth und sich selber wieder gefunden. Ruhe und Fassung kehrten in ihre Züge und ihre Stellung zurück. Ihr Blick überflog das versammelte Ungarn, das in seinen höchsten Würden und den Abgeordneten vor ihr stand — dann lächelte sie ihr Kind an, das seine Händchen spielend nach den Ohrringen der Mutter ausstreckte. Ein Seufzer, den sie unterdrückte, und den vielleicht nur wenige beach-

teten, die sie genauer kannten, und ein eben so unbemerkter Blick zum Himmel deutete an, daß sie, so ruhig auch ihre Fassung schien, doch die Wichtigkeit des Augenblicks nur zu wohl einsah, und nun öffnete sie den Mund und trug mit ihrer hellen melodischen Stimme [2]) in einer sehr zierlich, und recht classisch gesetzten, lateinischen Rede, der ungarischen Nation den Zweck der heutigen Versammlung, ihre bedrängte Lage, die Gefahr, welche dem Reiche selbst drohe, die Treulosigkeit ihrer Verwandten und der fremden Mächte, welche die heilig beschwornen Verträge meineidig gebrochen, vor, und daß ihr jetzt in ihrer gänzlichen Verlassenheit nichts übrig bliebe, als die Hülfe der großmüthigen, tapfern ungarischen Nation anzurufen, in deren Schutz sie sich und ihre Kinder gebe, und sie um weise Rathschläge und kräftigen Beystand in dieser äußersten Noth ersuche.

Bey diesen Worten sah man, wie Thränen die Augen der unglücklichen Fürstinn schwellten, indem sie sie auf ihren unmündigen Sohn richtete; zwar hemmten sie auf Augenblicke ihre Sprache, aber sie hatten desto beredter zu aller Herzen gesprochen. Und als sie gleich darauf sich wieder sammelnd, ihre Rede mit Fassung und Würde

endigte, da ergriff ein Taumel der Begeisterung die ganze Versammlung und ich sah ein unerhörtes Schauspiel. Mehrere hundert Säbelklingen fuhren in Einem Moment aus der Scheide, und mit Einer Stimme riefen mehrere hundert Kehlen zugleich: Blut und Leben für Maria Theresia! und laßt uns für unsern König Maria Theresia sterben [3])!

Als der begeisterte Tumult sich etwas gelegt hatte, erhob sich ein ehrwürdiger Greis, der Erzbischof von Gran, Graf Emerich Esterhazy, derselbe, welcher vor drey Monathen der Königinn die Krone aufgesetzt hatte, und erklärte im Nahmen der Versammlung die Bereitwilligkeit der Nation, die Rechte der Königinn anzuerkennen, und mit Gut und Blut zu vertheidigen.

Nachdem die Königinn mit huldvollem Lächeln, das deutlich zeigte, welche schwere Sorge für diesen Augenblick von ihrer Seele genommen war, dem Primas gedankt, und sich gegen die Versammlung geneigt hatte, erhob sie sich wieder, das Kind auf dem Arm, um den Saal zu verlassen, und eben so stürmische Beyfalls-Bezeugungen, und ein eben so trunkener Jubel folgten ihr nach.

Es ist kein Zweifel, daß einem so edlen Ent-

schlusse die That bald folgen werde. Die Ungarn sind im höchsten Grade für ihre schöne, unglückliche und muthige Königinn eingenommen. Ihr Vertrauen ist ihnen schmeichelhaft, und sie erkennen zugleich mit Wohlgefallen die Wichtigkeit und den Einfluß, den ihnen diese Umstände einräumen. Ein großer Eifer zeigt sich überall, und ich zweifle nicht, daß, so wie die Sachen jetzt betrieben werden, in Kurzem eine bedeutende Macht beysammen seyn wird, welche, unter den Befehl des Feldmarschalls Grafen Palffy gestellt, den Feinden der Königinn mit Nachdruck die Spitze wird biethen können.

So, mein hochgeehrtester Freund, ist also dieser wichtige Tag glorreich, und den Wünschen der Monarchinn, so wie jedes treuen Unterthans entsprechend, vorübergegangen, und ich wünsche nur auch, daß meine Schilderung, in der ich mit bewegtem Herzen das, was ich mit der größten Aufmerksamkeit beobachtet, für Sie niederzulegen bemüht war, Ihren Beyfall erhalten und Ihnen ein, wenn auch unvollkommenes, Bild einer Scene geben möge, welche wirklich nur mit angesehen, und eigentlich nicht in kalten Worten beschrieben werden kann. Mit der größten Hochachtung u. s. w.

Dritter Brief.

Baron Szillaghy an den Marquis de la Feuillade d'Aubusson.

Preßburg im September 1741.

Mein Roß ist gesattelt, meine Waffen liegen bereit, in wenigen Tagen bin ich in der Lipta in meinen heimischen Bergen, bewaffne dort meine Leute und kehre an der Spitze derselben zurück, um dem bedrängten Vaterlande und seiner rechtmässigen Königinn Hülfe zu leisten. Die Insurrection ist ausgeschrieben, jeder ungarische Edelmann muß in solcher Zeit aufsitzen, und sich zu Pferde zum Kriege stellen. Bald wird eine bedeutende Macht beysammen seyn, die in und außerhalb den Gränzen von Ungarn bereit ist, sich allen Feinden derselben mit Muth und Nachdruck zu widersetzen. Es wird also, mein theurer Freund, nicht ganz so gehen, wie Sie in Ihren früheren Briefen meinten, wo Sie Ihre Armee, ohne

Kampf ja fast ohne Schwertstreich, bis Wien und bis Ofen marschiren ließen. Wäre, wie es klüger gewesen seyn würde, vor drey Monathen bey der Krönung die Aufforderung, welche jetzt an uns erging, ausgesprochen worden: die Ungarische Armee wäre längst auf den Beinen, und Ihr allerchristlichster König (der wenigstens in diesem Kriege nicht gar zu christlich gehandelt, Eide gebrochen und seinen Theil am ungerechten Raube gesucht hat, wie Andere), würde seine Truppen nicht bis Linz, und selbst bis St. Pölten vorgeschoben haben. Das ist nun aber geschehen, und an uns Ungarn ist es nun, die Fehler, welche das Wiener-Kabinet und die deutschen Räthe unserer Königinn durch ihr Mißtrauen und ihre Langsamkeit begangen haben, durch unsere Entschlossenheit und energischen Maßregeln wieder gut zu machen.

Nun habe ich sie also gesehen. Ich habe sie gesehen, und ihr im Innersten meiner Seele mein Blut, mein Gut, alle meine Kräfte, ja mein Leben selbst als ewiges Eigenthum zugeschworen. Ich habe diesen Schwur mit allen meinen Landsleuten laut ausgesprochen, und ich bin, wie diese, und vielleicht ernster als die Meisten, entschlossen, ihn zu halten. Was ist das für eine Frau!

Schweigen Sie, lieber Marquis mit den Lobpreisungen ihrer Schönheit, durch welche Sie sie in eine Classe mit den glänzenden Erscheinungen in Ihrer frivolen Sallonswelt zusammenstellen! Als ich diese in Ihren Briefen fand, las ich sie, ohne auch nur im geringsten dabey gereizt, oder zu dem Versuche angetrieben zu werden, die merkwürdige Schönheit in der Nähe zu sehen. Ja ich vermied ein solches Zusammentreffen sogar, auf die Gefahr hin, daß die Königinn es übel deuten und mir zürnen möchte. Ich hatte meine Ansichten über diesen Punct, die ernster waren und tiefer lagen, als daß das qu' on dira-t-on etwas darüber vermögen hätte können. Als sie zur Krönung herab nach Preßburg kam, wäre ich um meiner Elisabeth willen gern dabey erschienen; denn ich wußte sie im Gefolge der Königinn. Eine Menge unübersteiglicher Hindernisse stellten sich meiner Abreise aus der Heimath in den Weg, und mit großem Schmerz, mit wahrhaft blutendem Herzen — denn ich liebe meine Elisabeth innig und warm — entsagte ich der so nahen Hoffnung, sie nach einer trüben Trennung von mehreren Wochen endlich wieder zu sehen.

Als erst die Krönung vorüber, der Hof und

mein geliebtes Mädchen mit ihm nach Wien zurückgekehrt war, als der Verdruß über jene vereitelte Erwartung aufgehört hatte, so heftig an meinem Herzen zu nagen; da trat nach und nach die Überlegung an die Stelle schmerzlicher Wünsche, und ich fing an einzusehen, es sey im Grunde eine, obwohl unfreywillige, doch nützliche Enthaltsamkeit von meiner Seite gewesen, nicht bey der Krönung erschienen zu seyn. Nun kam der Landtag. Maria Theresia war wirklich gekrönt, und kein rechtliches Herz konnte eine Einwendung gegen sie machen. Ich wurde mit den übrigen Magnaten und allen Edelleuten überhaupt, so wie mit allen Ständen des Reiches aufgefordert, dabey zu erscheinen. Jetzt durfte ich nicht wegbleiben, denn ich war verpflichtet mit Rath und That an den Entschlüssen meiner Landsleute Theil zu nehmen, und der Stand der Dinge zu Hause erlaubte es mir auch. Ich ging nach Preßburg, und daß die junge muthige Königinn, auch in der äußersten Bedrängniß, sich zu keinem erniedrigenden Schritt herabgelassen, daß sie — vielleicht etwas zu stolz — auf allen ihren Rechten bestanden hatte, selbst das konnte mir nicht ganz an ihr mißfallen. Noch mehr erfreute mich die Betrachtung, daß sie unserer Nation mit ed=

ler Zuversicht vertraute, daß kleinliches Miß- trauen keinen Raum in diesem großfühlenden Herzen fand, und sie sich in der höchsten Noth uns Ungarn in die Arme warf. Bey Gott! Sie soll sich in diesem schönen Zutrauen nicht geirrt, sie soll sich nicht verrechnet haben, wenn sie glaubte, die Ungarn würden Edelmuth mit Edel- muth vergelten, und keine Aufopferung scheuen, um ihre rechtmässige Königinn zu schützen und ihr und ihren Kindern ihre angestammten Rechte zu erhalten.

Was war das für ein Tag, für ein Moment, als sie, die unwiderstehliche Frau — im Trauer- anzuge als eine unglückliche Verfolgte, der eid- brüchige Feinde Alles, was ihr durch göttliche und weltliche Rechte gehörte, rauben wollten, mit dem holden Kinde auf dem Arm — eine zärtliche Mutter, eine bedrängte Fürstinn, ein flehendes Weib vor der Versammlung unserer Männer, entschlossener Krieger, greiser Helden und Staats- männer, ehrwürdiger Prälaten, und einem mu- thigen jungen Adel stand! Und diese Anmuth, diese Harmonie der Bewegungen, dieser Silber- laut der Stimme, dieser Ausdruck in den regel- mäßigen Zügen und den mit Thränen gefüllten Augen! O hätte doch ein Mahler den Moment

festgehalten, wo sie von innerem Schmerze, den sie vergeblich ganz zu beherrschen gestrebt hatte, übermannt, die Augen auf ihr Kind richtete, den Kleinen mit unbeschreiblichen Blicken und hervorquellenden Thränen betrachtete, dann schnell diese zurückhaltend und ihre vorige Fassung behauptend, die so eindringliche als einfache Anrede an uns mit ruhigen Worten schloß! Ich sehe sie vor mir, diese Mienen, diese Haltung, diese nassen Augen! O was ist ein schönes, mit Würde leidendes Weib für ein unwiderstehlicher Gegenstand!

Auch widerstand ihr Niemand. Alle unsere Klingen flogen wie auf ein Commandowort aus den Scheiden. Ein Ruf: Laßt uns für unsern König Maria Theresia sterben! durchhallte den Saal mit donnerähnlichem Getöse, von beynahe fünfhundert muthigen Männern zugleich ausgesprochen. Und bey Vielen sah ich Thränen im Auge schwellen, und die kostbaren Perlen auf ihren bärtigen Lippen zittern.

Daß ich mitrief, können Sie denken — und der hohe Purpur der Freude, und zugleich weiblich schöner Verwirrung, der sich über die Züge der Königinn verbreitete; der Glanz, mit dem ihr vorhin trüber Blick die zujauchzende Versammlung überflog, zeigte uns, wie sehr es uns gelungen,

dieß gebeugte Gemüth aufzurichten und ihr die Zuversicht einzuflößen, daß wir Alles, was in unsern Kräften steht, aufbiethen werden, um ihren gerechten Erwartungen von uns zu entsprechen. Große Anstrengungen werden nun auf allen Seiten gemacht; ein löblicher Geist beseelt Alle, die bey dem Landtage gegenwärtig sind, und verbreitet sich von hier aus durch das ganze Reich. In Kurzem wird Europa, nicht ohne Erstaunen, Zeuge von dem Kraftaufwande seyn, den eine Nation entwickeln kann, die durch gültige Motive für einen rechtmäßigen Zweck begeistert, und unter sich einig ist. Das aber sind wir in dem gegenwärtigen Falle. Aus allen Comitaten des Landes, aus allen dazu gehörigen Districten waren Abgeordnete und Machtbothen vorhanden, und Alle haben sich von demselben Feuer entzündet gefühlt, und Alle haben einmüthig geschworen!

Es könnte nun leicht geschehen, mein theurer Freund! daß wir einander auf eine ganz andere Weise, als wir Beyde es noch vor einigen Monathen für möglich gehalten hätten, nähmlich mit den Waffen in den Händen, als Streiter in zwey feindlichen Heeren wiedersähen. Das kann aber und wird unsrer Freundschaft keinen

Abbruch thun. Wie die Ritter von der Tafelrunde, oder wie die Baijarde und Du Guesclins wollen wir uns, wenn wir uns begegnen, die Hände biethen, und dann in Gottes Nahmen uns bekämpfen. Sie werden die Farbe Ihrer Dame — Frankreichs, siegen zu machen streben; denn die Zahl derjenigen Schönen, die Sie verehren, mag wirklich so groß und so in allen Provinzen des weiten Reichs zerstreut seyn, daß man nicht allein Ihrer Localität willen, sondern um alles, was Sie lieben, mit Einem Nahmen zu bezeichnen, füglich Ihre eigentliche Dame: Frankreich nennen kann. Ich aber habe Blut und Leben der Meinigen, nähmlich meiner Königinn zu eigen geschworen, und meine Braut ist sammt ihrem Vater so warm Österreichisch gesinnt, so sehr von den Empfindungen durchdrungen, die mich beleben; ihr Glück und Wohl hängt so sehr von dem ihres Vaterlandes ab, daß ich mit für sie streite, wenn ich für meine und ihre Monarchinn kämpfe. So trage ich denn Beyder Farben vereint, und hoffe, daß ich sie mit Ruhm tragen werde. Wahren Sie sich also, lieber Marquis! Wir werden Ihnen auf dem Nacken seyn, ehe Sie sich's vorstellen. Leben Sie bis dahin recht wohl!

Vierter Brief.

Franciska von Teuffenbach an Elisabeth von Guttenstein.

Prag im September 1741.

Die Welt um mich her ist voll Unruhe und großen Ereignissen. Es wird von nichts als von den Gefahren gesprochen, die den Erblanden, der Königinn, ihrem Hause und uns Allen zusammen drohen. Man denkt die Bayern und Franzosen in Kurzem hier zu sehen, Andere lassen die Preußen ihnen zuvorkommen. Ich höre das Alles — ich erkenne, daß die Leute recht mögen haben, aber, soll ich Dir's aufrichtig gestehen? es ist mir gleichgültig. Schon früher war ich gewohnt meinen Sinn vom Irdischen abzuziehen, und auf etwas Besseres mit allen seinen Kräften, Trieben und Wünschen zu richten; das Treiben der Menschen um mich her focht mich nicht an, und ich fühlte mich stets als einen Fremdling in der Welt, die mich umgab, und in der zu leben ich mich gezwungen fand, ohne eigentlich mit

ihr zu leben. Jetzt ist mir wieder so, nur aus anderen Ursachen. Was haben Krieg oder Frieden, die Königinn oder der König von Preußen mit meinem verborgenen Glücke zu schaffen? Wenn die Stunde schlägt, wo Fritz zu mir kommt, wo ich ihn sehen und sprechen, und in seinem Anschauen Alles vergessen kann, was um mich her vorgeht: dann existirt das Alles auch nicht mehr für mich. Und bin ich allein, so denke und träume ich nur von ihm. Ihn sehe ich überall, sein Bild drängt sich in alle meine Gedanken, meine Wünsche, ja sogar — ach Elisabeth! das ist's allein, was oft mein Glück stört und vergiftet — selbst in meine Gebethe!

Wie so ganz anders war es mir einst! Und doch wieder, wie ähnlich! Ein Gedanke beherrschte mich vordem, der, mich Gott ganz zu widmen, und der Welt, die mir nicht genügte, ein frohes Lebewohl zu sagen. Ein Gefühl beherrscht mich auch jetzt, die Welt ist mir abermahls gar nichts, und ich begreife nicht, wie Du, die Du doch liebst und deinem Bräutigam von Herzen ergeben bist, noch so viel Sinn für alles Übrige, was um Dich vorgeht, haben kannst. Dich hat die Reise nach Preßburg höchlich unterhalten. Du hattest Aufmerksamkeit genug, nicht

bloß für die Krönungs-Ceremonien, für die Schönheit der Königinn, sogar für ihren Schimmel; und daß Imre nicht bey Dir war, scheint in diesen zerstreuungsvollen Augenblicken Dir nicht so schmerzlich gefallen zu seyn. Nun, verzeih mir, meine Liebe, das vermöchte ich nicht, und ich weiß nicht, ob ich Dich deßwegen beklagen oder beneiden soll.

Ich, meine Freundinn — ich lebe nur eine Stunde des Tages, nähmlich in derjenigen, in welcher ich ihn — verstohlen, nicht ohne Gefahr der Entdeckung, an einem sichern Zufluchtsorte sehe, indeß mein Vater seine Parthie Piket macht. Aber welche Stunde ist das auch! Welches Leben! Den übrigen Theil der Zeit existire ich. Ich gehe wohl auch meinen gewohnten Geschäften nach, ich bewege mich in den vorgeschriebenen Geleisen, ich thue, so viel mir möglich ist, meine Pflicht. Aber das fühle ich wohl, daß es nur maschinenmässig geschieht. Mein Geist ist nicht dabey. Ich kann nicht anders, und ich kann auch nicht wollen oder wünschen, daß es anders sey.

Zuweilen wohl, in mancher einsamen Stunde, ergreift mich jener Zweifel, ob es auch erlaubt sey, ein geschaffenes Wesen so über alles Andere

zu lieben, so ganz sich in dasselbige zu verlieren, daß sein Bild sich, wie ich Dir eben schrieb, selbst in mein Gebeth drängt? Aber wenn ich dann fürchte, eine Sünde zu begehen, dann erscheint mir wie ein himmlischer Trost die Überlegung, daß es ja Gott selbst war, der mir meinen Fritz zugeführt; daß ich ihn in seinem Hause — in der Kirche gefunden, und daß das Mißgeschick, welches seit langen Jahren unser Haus und mich mit verfolgt hat, seit beynahe eben dieser Zeit in seinem Hasse gegen uns nachzulassen, und vieles selbst durch diese Verbindung, welche unsere Herzen eingegangen haben, besser geworden zu seyn scheint. Die Preußische Armee in Schlesien hat ihre Stellung verändert, und meines Vaters Güter sind wieder frey von diesen beschwerlichen und kostbaren Gästen. Sein Proceß nimmt einen besseren Gang, und es ist nicht zu verkennen, daß Fritz allein es gewesen seyn muß, der so viel Gewalt über seinen harten und geitzigen Oheim geübt hat, um diesen zu billigeren Gesinnungen zu stimmen. Ich glaube daher nicht zu irren, wenn ich mich der schmeichelnden Hoffnung überlasse, daß unser Bund nicht ohne Segen von oben ist, und daß die göttliche Barmherzigkeit, welche meinen redlichen Willen, meine vielfachen

Aufopferungen und langen Leiden angesehen hat, mir jetzt eine Vergeltung dafür angedeihen läßt. Aus ihrer Hand empfange ich vertrauensvoll mein Glück, und darf daher nicht anstehen, es in seinem ganzen Umfange zu erkennen und mich seiner zu freuen. O Du solltest meinen Fritz sehen! Doch nein! Ich wünsche das nicht; denn so glänzend Du mir Deinen Bräutigam schilderst — es könnte nicht anders seyn, Du müßtest einsehen, welcher Abstand hier statt findet, Du würdest vergleichen, unruhig werden. Es gibt nur einen Friedrich von Raschwitz auf Erden. Elisabeth! Diese Gestalt, diese Züge, dieser Adel der Bewegung, diese Gluth der Zärtlichkeit, dieser unwiderstehliche Ausdruck düsteren Ernstes und sanfter Milde in den braunen Augen! — Und dann sein Geschick! — Verlobt mit dem Mädchen, das er von Jugend auf geliebt und als sein betrachtet hatte, sah er sie sich in dem Augenblicke durch den Tod entrissen, wo er gehofft hatte, sie durch heilige Bande auf immer an sich gebunden zu sehen! Gestehe, daß das ein Unglück ist, wie es nur wenige, und eben die besten Menschen zu treffen pflegt. Ein volles Jahr ging unter den Leiden einer schweren Krankheit hin, in die ihn jener Verlust gestürzt hatte. Seine Familie

sandte ihn nach Prag, hier sollte er Zerstreuung finden, der Oheim nahm ihn täglich in einen andern Theil dieser Stadt mit, um ihn angenehm zu beschäftigen. So kamen sie an jenem Tage, der für mich der Beginn eines neuen Lebens war, in die Theinkirche, und eine wunderbare Ähnlichkeit, welche er in meiner ganzen Gestalt und Haltung mit seiner Verstorbenen fand, hatte, noch ehe er mich im Gesichte sehen konnte, während der ganzen Messe seine Augen auf mich geheftet, und seine Einbildungskraft beschäftiget. Siehst Du hier nicht deutlich den Finger Gottes, der mich gerade an diesem Tage, zu dieser Stunde, in diese Kirche geführet?

Seit jenem Tage suchte er sich mir auf jede Weise zu nähern, und es gelang ihm durch meines Kammermädchens Vermittlung. Daß es die Tochter des Feindes seines Oheims war, schreckte ihn nicht, vielmehr ward es ihm ein Sporn, durch Versuche, den Oheim milder zu stimmen, sich ein Verdienst um meinen Vater, und dadurch um mich zu erwerben. Wir sahen uns anfänglich in Nannettens Zimmer bis zu jenem Sturme, den irgend eine häusliche Verrätherey mir zugezogen haben mußte, und der das Geheimniß meiner Liebe zur Kenntniß meines Vaters brachte.

Seitdem mußten wir darauf bedacht seyn, einen andern Ort in einem benachbarten Hause zu unsern Zusammenkünften auszumitteln, und es ist uns gelungen. Dort treffen wir uns, so oft es möglich ist, und sind in jenen Stunden glücklicher, als ich je geglaubt hätte, daß Menschen werden könnten. Du, meine geliebte Freundinn, kannst Dir wenigstens zum Theil eine Vorstellung davon machen, obwohl Dein ruhiges Gemüth und die Leichtigkeit, womit Du Entbehrungen trägst, welche mich zur Verzweiflung bringen würden, mir anzuzeigen scheinen, daß Du kaum ein Bild solcher Empfindungen in Deiner Seele entwerfen kannst, wie Fritz und ich sie fühlen. Vielleicht ist es das Glück, der ungestörte Genuß, welcher Deine Liebe von jeher begleitete, und Dir jede Ahnung unsrer Kämpfe und Besorgnisse entzog, was Dein Herz in diese selige Stille wiegt.

Warum konnte es uns nicht so gut werden? Warum wird es dieß vielleicht nie? Denn es kann sich noch viel Herbes und Gefährliches zwischen uns und die Erreichung unsrer Wünsche legen! Warum das? frage ich noch einmahl, und Niemand kann mir Antwort auf diese schmerzliche Frage geben.

Fünfter Brief.

Elisabeth von Guttenstein an Franciska von Teuffenbach.

Wien im September 1741.

Es scheint, meine Freundinn, Du glaubst mich im Schooße des Glückes, und eines Glückes, das ich in seinem ganzen Umfange kaum zu erkennen und zu schätzen im Stande bin, weil ich außer demselben noch für andere Dinge, die Dir unwichtig scheinen, einige Aufmerksamkeit behalten habe. Du thust mir unrecht, Franciska! Ungewandt im Wortstreite, und in diesem Augenblicke nicht ohne Verletzung im Innersten meiner Seele, kann ich Dir zur Antwort auf Deine Bemerkungen nichts anders sagen, als: Ich bin eben von anderer Gemüthsart als Du. Solcher plötzlicher Übergänge von dem Entschluße, Klosterfrau zu werden, zu einer heftigen Leidenschaft; solcher gewaltsamen Wirkungen eines ersten Eindruckes bin ich nicht fähig; aber das weiß ich, Imre möge mir nun bald oder erst spät an-

gehören, er möge mir treu oder untreu seyn — ich bin mir klar bewußt, daß meine Neigung für ihn nur mit meinem Leben aufhören wird. Wohl ist mir seine Gestalt, wie ich ihn das erstemahl gesehen, noch lange gegenwärtig geblieben, und als ich ihn auf dem Balle gesprochen, war ich gewiß, diesen Mann in meinem Leben nicht wieder zu vergessen; aber keine wärmere Empfindung würde auf diese flüchtige Bekanntschaft gefolgt seyn. Nur erst, seit ich ihn als mein betrachten durfte, mich seiner treuen warmen Liebe gewiß glaubte, nur erst dann hing mein Herz auch mit allen seinen Kräften an ihm, aber ich gestehe Dir, daß mein Vater, meine häuslichen Angelegenheiten und die Gefahren, welche das Allgemeine bedrohen, noch neben Imre's theurem Bilde Raum in meinem Herzen finden. Was wollte ich Ärmste auch thun, wenn ich, wie Du, nur dann lebte, wenn er bey mir ist? Es geht in den fünften Monath, seit ich ihn nicht mehr gesehen, und auch jetzt darf ich keine Hoffnung auf baldige Wiedervereinigung nähren. Er ist bey der Insurrection, er hat seine Pflicht als Unterthan seiner Königinn erkannt, wie es von einem Herzen, gleich dem seinigen, nicht anders zu erwarten war, und er erfüllt sie jetzt mit

einem doppelt großem Eifer, mit einem Eifer, der mir fast zu heiß scheint. Er wird in den Reihen der Streiter erscheinen, die für ihre Königinn kämpfen, von welcher er jetzt mit so viel Begeisterung spricht, als vorhin mit Kälte. Ich werde für sein Leben—vielleicht für mehr, zu zittern haben. Diese Gedanken verfolgen mich unablässig; aber ich muß sie zurückdrängen, ich darf mir kein Zerstreutseyn, auch nicht eine trübe Miene erlauben. Mein Vater ist aufs Äußerste verstimmt, die Besetzung unserer Güter im Viertel Ober- und Unter-Wienerwald durch französische und bayersche Truppen, die Unordnungen, welche vorfallen, der Schaden, den sie verursachen können, regt alle seine Lebensgeister auf, und ich glaube, er würde seinen Abscheu vor ihrem Anblick überwinden und hinaufreisen, um nur durch seine Gegenwart mehr Ruhe und Schonung zu erhalten, wenn er sich nicht vor kriegerischen Auftritten und plötzlichen schreckhaften Ereignissen fürchtete. Auf der andern Seite zittert er auch hier vor ihnen, und obgleich Jedermann behauptet, die geringe Macht, die noch von der combinirten Armee in Österreich stehen geblieben ist, wäre nicht geeignet, einen Versuch auf die Hauptstadt zu wagen, so ist doch Niemand im Stande ihm aus-

zureden, daß sie nicht einen coup de main, wie er es nennt, versuchen könnten, wäre es auch nur des Schreckens wegen. Da fürchtet er dann Beschießung, Brand, Mißhandlungen, blutige Scenen, und es ist ungemein schwer, ihm solche Dinge auszureden. Am besten wäre es wohl gewesen, er hätte meines Szillaghy Vorschlag, uns nach Ungarn zu flüchten, angenommen. Ach, daß er es gethan hätte! Dann wäre Vieles, Vieles besser, und ich glaube nicht ohne Grund fürchten zu müssen, daß in Imre's Gemüth diese zweyte Verwerfung seiner Vorschläge und Wünsche eine Bitterkeit nachgelassen hat, die meiner Zufriedenheit, so wie unserm künftigen Glücke nicht günstig ist. Sieh, liebe Franciska! so thust Du mir eben sowohl unrecht, wenn Du mich übermässig glücklich preisest, als wenn Du mir nicht genug Erkenntniß meines Glückes, und nicht genug Liebe für Imre zutraust. Dir aber, liebe Franciska, wünsche ich herzlich Glück zu den Hoffnungen, die sich vor Dir verbreiten, und ich bitte Dich mir bald wieder so angenehme Nachrichten mitzutheilen, welche mich in meiner bedrängten Lage aufheitern werden.

Sechster Brief.

Abbate Pietro Metastasio an die Gräfinn Ludmilla von Rotthal.

Preßburg im October 1741.

Wohl haben Sie mir, hochgeehrteste Frau Gräfinn, als ich die Ehre hatte, mich bey Ihnen in Wien zu beurlauben, und zu bedauern, daß der ungelegene Husten Sie abhielt, den Hof in diesen wichtigen Augenblicken hierher zu begleiten, keine Erlaubniß ertheilt, Ihnen mit einem Schreiben beschwerlich zu fallen, aber die freundschaftliche Gesinnung, womit sie mich seit langem beehret, und noch mehr die Zuversicht, daß der Gegenstand, wegen dessen ich Ihre Geduld mißbrauche, Ihrem wohlwollenden Herzen werth genug ist, um meine Freyheit zu entschuldigen, haben mir den Muth eingeflößt, Ihnen zu melden, was hier vorgeht, und mir Ihren Rath und vielleicht Ihre freundschaftliche Mitwirkung zu erbitten.

Beynahe fünf Wochen sind es nun, seit ich hier lebe. Ich war Zeuge merkwürdiger Auftritte, welche auf den Tafeln der Weltgeschichte einen bedeutenden Platz behaupten werden. Ich habe mich des schönen Triumphes erfreut, den unserer Königinn in ihrer dringendsten Angelegenheit davongetragen, und des Edelmuthes der tapferen Nation, die ihr ihn verschafft. Jetzt aber, die Wahrheit zu gestehen, wünschte ich sehr, wieder zu Hause zu seyn, bey meinen Büchern und meinen werthen Freunden, deren Umgang mir zum Bedürfnisse geworden ist. Ja, hätte ich voraussehen können, daß dieser Aufenthalt in Preßburg so lange dauern sollte, so würde ich, statt die Erlaubniß zu ergreifen, mitzureisen, eher jeden schicklichen Vorwand gesucht haben, um in Wien bleiben zu dürfen. Die regelmässige Eintheilung meiner Stunden, die stetige Wiederkehr der gleichen Beschäftigung zur gleichen Tageszeit, die unverrückte Ordnung in Allem, was mich zunächst umgibt, ist zu meinem Wohlbefinden nothwendig, weil diese ganz allein mir jene Geistesthätigkeit zu üben erlaubt, der ich mich nun einmahl, durch Umstände und innern Antrieb bestimmt, ergeben habe. Hier aber ist an solche Lebensweise gar nicht zu denken. Ich lebe vielmehr, wie der Fran-

zose sagt: **au jour la journèe**, aber ich sehe ein, daß es in den gegenwärtigen Zeitläuften nicht anders seyn kann. Sie kennen das Leben am Hofe. Sie kennen auch die Wichtigkeit der Verhandlungen, welche jetzt auf dem Tapete sind, so wie, daß das Bestreben, den guten Willen der ungarischen Nation, und ihr Vertrauen zu nähren, und wo möglich zu vermehren, der Königinn und dem ganzen Hofe Pflichten und Rücksichten auferlegt, wovor freylich alle andern Bedürfnisse und Wünsche schweigen müssen. Ein steter Wechsel zwischen wichtigen Sessionen des Landtages und glänzenden Festen, Kriegsrüstungen und angenehmen Zerstreuungen, hält uns Alle in einer Art von Taumel. Manche befinden sich trefflich in diesem geräuschvollen Leben; ich aber nähre oft eine geheime Sehnsucht nach meiner stillen Wohnung bey der verehrungswürdigen Familie Martinez 4), wo die Ruhe, welche mich umgibt, der Anstand und die Ordnung, die in dem ganzen Hause herrschen, dessen Genosse ich seit Jahren bin, mir so ganz zusagt.

Aber es wäre ein schlechter Beweis für meinen Fortgang in der Schule der erhabenen Meister, mit deren Studium ich mich so viel beschäftige, wenn ihre Lehren mir jetzt nicht Gründe

an die Hand, und Stärke in den Geist gäben, um ein vorübergehendes Ungemach ohne Störung meiner innern Ruhe zu ertragen. Diese muß ja tief in der Brust des vernünftigen Mannes wohnen, wo äußere Zufälle sie nicht berühren, viel weniger aber sie ihm entreissen können, und so füge ich mich denn gelassen in mein jetziges unstetes Leben, und habe seit ein Paar Wochen auch angefangen, eine Entdeckung zu machen, die mich nicht erfreuet, die sogar meine Seele mit Sorgen erfüllt. Da habe ich nun beschlossen, die Zeit und Muße meines hiesigen Aufenthaltes dazu anzuwenden, und sie mit meinen Beobachtungen zu verfolgen, ihre Spur mir stets gegenwärtig zu halten, und recht klar zu erkennen, was an der Sache ist, um die nöthigen Maßregeln zu ergreifen. Zu diesen gehört es nun vor Allen, daß ich Sie, gnädigste Frau Gräfinn, in Kenntniß davon setze, und dieß ist der eigentliche Zweck meines Briefes.

Daß der Bräutigam unsrer lieben Elisabeth trotz seiner früher, nur zu laut ausgesprochenen Gesinnung in Rücksicht der Thronfolge in seinem Vaterlande, dennoch jetzt, wo es die Bewaffnung des Landes galt, sich hier eingefunden hat, werden Sie wohl von seiner Braut erfahren ha=

ben, mit der er, wie ich hoffe, in fleissigem Briefwechsel steht! Er suchte mich sogleich auf, als er erfuhr, daß ich in der Suite des Hofes sey. Ich mußte ihm von meinen Arbeiten, und von seiner Elisabeth erzählen; und ich muß gestehen, das liebenswürdige Feuer, die innige Wahrheit der Empfindung, welche aus den Äußerungen des jungen Mannes sprach, erfreuten mich, indem sie mich rührten. Eben so erfreulich, obwohl in ganz anderm Sinne fand ich, was er über seine politischen Ansichten äußerte; und ich mußte, obgleich ich nicht in seine Gesinnung überhaupt, die mir etwas zu frey scheint, eingehen konnte, der Bereitwilligkeit volles Lob spenden, mit welcher er sich, jetzt da die Nation durch die Krönung ihren Willen ausgesprochen hat, diesem allgemeinen Beschlusse zu fügen, und für seine Monarchinn im benöthigten Falle die Waffen zu ergreifen entschlossen war. So stand es noch vor jenem merkwürdigen Landtage. Szillaghy besuchte mich täglich, und both sich mir mit der größten Freundschaftlichkeit zum Begleiter an, um Alles zu besehen, was mir in der zweyten Hauptstadt seines Vaterlandes sehenswürdig scheinen mochte.

Die Königinn hatte er noch nicht oder nur von weitem erblickt. Er sah sie zum erstenmahl

bey der Versammlung, wo sie, den kleinen Prinzen auf dem Arm, die Thronrede hielt, und von diesem Augenblicke an, fand ich ihn verwandelt. Ganz außer sich, wie ein Begeisterter, kam er Abends zu mir, und konnte nicht aufhören von der Schönheit, dem Unglücke, dem Anstande und den gerechten Forderungen der Königinn an ihr Volk, im buntesten Wechsel zu sprechen. Er war unerschöpflich in ihrem Lobe, wie er es zuvor im Tadeln gewesen, und obwohl ich meiner Einsicht nach fand, daß sich weder an der gerechten Sache der Fürstinn, noch an der bedrängten Lage derselben bis zu jener Anrede etwas geändert habe, so schien es mir doch natürlich, daß ein so feuriges junges Gemüth, wie das unseres Freundes, durch den Anblick der leidenden Schönheit hatte dahin gebracht werden können, seine Meinung von der Gerechtigkeit ihrer Ansprüche umzustimmen. Herzlich pflichtete ich ihm bey, und freute mich bey seinem folgenden Besuche der Wärme, welche ihn belebte, und der feurigen Thätigkeit, womit er sich der allgemeinen Sache annahm, andere Trägere anzueifern, Hülfsquellen aufzufinden und Alles in Bewegung zu setzen wußte. Gleich darauf reisete er auf seine Güter, machte mit unglaublicher Schnelligkeit

dort große Anstalten zur Bewaffnung seiner Leute, und war zu meiner größten Verwunderung in eben so unglaublich kurzer Zeit wieder zurück in Preßburg. Meine Meinung war es, daß er sich so beeilt, um, bevor die Insurrections-Armee sich hier in der Gegend sammeln, und seine Gegenwart dabey nöthig seyn würde, einen Ausflug nach Wien zu machen, und seine Braut zu sehen.

Er that es nicht, er blieb — er besuchte mich wohl noch zuweilen, aber ich fand ihn in seinem ganzen Wesen verändert. Träumerisch, ungleich, voll geheimer Entwürfe und Vorsätze, die er Niemand vertraute, die ihn aber sehr zu beschäftigen schienen, und was mich am meisten befremdete, nicht mehr so geneigt sein Herz von der Liebe für seine Elisetta überströmen zu lassen. Ja es dünkte mich manchesmahl, als vermiede er diesen Gegenstand des Gespräches, wenn ich ihn nicht ohne Absicht herbeyführte.

Ich beschloß ihn zu beobachten, und ich entdeckte bald, oder glaube wenigstens die sehr unangenehme Ursache dieser Veränderung entdecket zu haben. Daß ein Dichter sich auf die Symptome der Liebe in jungen Herzen versteht, ist wohl natürlich, daß derjenige, der in seiner Jugend ebenfalls für einen würdigen, obgleich ihm

unerreichbaren Gegenstand die Empfindungen ge=
nährt, welche noch jetzt nach zwanzig Jahren,
wenn er sich nicht zu viel schmeichelt, die Welt
in seinen Gedichten erfreuen [5]), daß dieser, sage
ich, auch in der fremden Brust den verborgenen
Keim aufzuspüren im Stande ist, werden Sie
leicht zugeben. So habe ich denn zuerst, von ei=
nem sympathetischen Gefühl geleitet, geahnet,
daß hier eine neue Leidenschaft zum Grunde lie=
ge, und endlich durch fortgesetzte Beobachtungen
die Wahrheit herausgebracht. Es schmerzt mich
sehr, es Ihnen entdecken zu müssen; aber —
unser Freund ist nicht bloß bereit, als treuer Un=
terthan und tapferer Kämpfer für seine gebiethen=
de Frau zu streiten, sondern eine täuschende Lei=
denschaft hat ihn so weit hingerissen, daß er als
der Paladin seiner Monarchinn auftreten, sein
Leben, sein Blut ihrem Dienste widmen, und
sich über alle Massen glücklich schätzen möchte,
wenn die hohe Frau einige Notiz von seinen An=
strengungen oder wohl gar von seinen Empfin=
dungen nähme.

Ja, meine hochverehrte Frau Gräfinn! So
steht es um unsern jungen Freund, und ich glau=
be errathen zu haben, daß gerade der Gedanke
an seine ehmahlige Gesinnung, die, wie er weiß,

der Monarchinn bekannt geworden ist, ihn jetzt noch mehr anspornt, sich als treuen Unterthan zu zeigen, und alte Scharten auszuwetzen. Die Königinn soll ihn bemerken, soll wissen, daß er ganz umgestimmt ist, und daß sie allein, ihr Anblick, der Eindruck, den sie auf ihn gemacht, diese Metamorphose hervorgebracht hat. Ja ich glaube, er wünschte nichts mehr als so eine Gelegenheit zu finden, wie sie jener Ritter am Hofe der Königinn Elisabeth von England gefunden, um ihr an einer kothigen Stelle des Weges seinen schönsten Zobelpelz als Teppich für ihre Füsse unterzubreiten [6]). Er ist jetzt überall zu sehen, wo die Monarchinn erscheint, sein Blick folgt ihr, wohin sie geht, wenn er selbst nicht kann oder darf. Es bleibt dabey noch zweifelhaft, ob das Verlangen, den verehrten Gegenstand zu sehen, und die Blicke an der schönen Gestalt zu weiden, oder der (von Reue und vielleicht von Eitelkeit eingegebene) Wunsch, sich bemerklich zu machen, hieran den größten Antheil habe. Wie dem immer sey, sein Benehmen hat etwas Auffallendes. Es ist bereits von mehreren Personen bemerkt worden, die darüber mit mir gesprochen haben, weil sie wissen, daß ich den jungen Mann kenne, und ihm wohl will. Vielleicht

würde selbst die Monarchinn Kenntniß davon genommen haben, denn Szillaghy's Gestalt ist nicht darnach, um in der Menge übersehen zu werden; aber wahrscheinlich haftet in ihrer Erinnerung noch manche Äußerung, welche er sich früher gegen sie und ihre Thronbesteigung erlaubte, die man ihr zu hinterbringen nicht versäumt, und die sie also auf einen Standpunct gestellt hat, von wo aus sie sein Benehmen in einem ganz andern Lichte sieht.

Bey so gestalteten Umständen glaube ich nun, daß es nicht überflüssig oder zu voreilig wäre, wenn man seine liebenswürdige Braut auf eine schonende Art vorbereiten, und von einem Gerüchte zum Voraus in Kenntniß setzen könnte, welches ihr der Ruf, oder übelwollende Klatschereyen, woran es nirgends fehlt, leicht auf unangenehme Art zutragen könnten. Dieses, hochverehrteste Frau Gräfinn, ist denn der eigentliche Zweck meines Schreibens, und wenn es mir gelingen könnte, durch Ihre gütevolle Mitwirkung das Herz des lieben Mädchens schonend vorzubereiten, und ihre richtige Urtheilskraft auf den wahren Gesichtspunct zu stellen, aus welchem die, ohne Zweifel vorübergehende, Verirrung ihres Bräutigams betrachtet werden muß, wenn es mir

ferner gelänge, durch das Vertrauen, das Szillaghy mir schenkt, auch auf seinen Geist zu wirken, und ihm die Thorheit sowohl als Sträflichkeit seines Beginnens in Rücksicht auf das, was er Elisetten schuldig ist, einsehen zu machen — dann will ich ja gerne die Störungen und Unbequemlichkeiten von fünf unangenehmen Wochen ertragen.

An Sie, gnädige Gräfinn! wende ich mich mit Zuversicht in dieser Angelegenheit, und bin sicher, daß ich sie in keine besseren Hände legen kann, so wie ich im Voraus überzeugt bin, daß Sie mir meine Freyheit verzeihen, und gewiß ihrerseits gern mithelfen werden, Elisetten Kummer zu ersparen, und ein Paar junge Herzen, die auf dem gefährlichen Wege stehen, sich durch Mißverständnisse zu betrüben, auf die rechte Bahn zu leiten, und gegenseitig zu vereinigen. In dieser beruhigenden Hochachtung habe ich die Ehre u. s. w.

Siebenter Brief.

Der Marquis de la Feuillade d'Aubusson an Baron Emerich von Szillaghy.

Linz im October 1741.

In der Hauptstadt einer Provinz, die wir bereits zu den Bayrisch-Österreichischen Erbstaaten rechnen dürfen, da seine Bewohner den Schützling unsers Königs als ihren rechtmässigen Herrn erkannt, und ihm gehuldigt haben, empfing ich vor einigen Tagen Ihren Brief aus Preßburg, und schicke mich an, ihn schnell, wenn auch kurz, zu beantworten. Unsers Bleibens wird hier nicht mehr lange seyn, denn wir sollen vorwärts eilen, das ganze Land nach allen Richtungen durchziehen, und als das Eigenthum unseres Alliirten in Besitz nehmen. Was mich ärgert, ist, daß mein Bataillon aus dieser ziemlich niedlichen Stadt Linz (die freylich einem Bewohner von Paris nicht viel anders, als wie ein artiges Dorf, vorkommen kann) fort und hinaus aufs Land verlegt werden soll. Auch unsere Erwartung, näch-

stens in Wien einzurücken, ist weiter hinaus geschoben worden. Der Commandant der Stadt hat unsere Aufforderung mit jenem anmassenden Stolze abgewiesen, der überhaupt alle Schritte dieser hinwelkenden Regierung bezeichnet. Was hoffen denn diese Menschen noch? Ist denn ihre Zuversicht nicht eine Chimäre und ganz unbegreiflich, wenn man sie aus dem Gesichtspuncte einer gesunden und vernünftigen Politik betrachtet? Und hiermit komme ich auf den Inhalt Ihres letzten Briefes, den Ton, der in demselben herrscht, die Empfindungen, welche sich darin, Ihnen bewußt oder unbewußt, kund geben.

Also: et tu, fili mi? — muß ich zu meinem größten Erstaunen Ihnen zurufen, — also auch Sie, mein Freund, sind von dem Zauber geblendet, und von dem Schwindel ergriffen, der diesen Wienerhof, und Alles, was dazu gehört, oder in seine Kreise geräth, in wunderbarem Wirbel herumdreht? Also auch Sie scheinen an eine mögliche Herstellung dieser von allen Seiten erschütterten und zusammenbrechenden Monarchie zu glauben? Der König von Preußen spielt den Meister in Schlesien und Mähren, der von Pohlen wird nächstens in Ihr Vaterland einrücken, denn unsere Politik hat ihn zu bearbeiten,

und ihn seinen wahren Vortheil, der mit dem Frankreichs Hand in Hand geht, einsehen zu machen gewußt. Ein Theil unserer Armee occupirt Böhmen, und läßt den Churfürsten zum König in Prag krönen, der andere Theil, bey dem sich glücklicher Weise mein Bataillon befindet, ist auf dem Wege nach der Hauptstadt. Was bleibt denn noch übrig? Wahrlich, lieber Freund, ich begreife Sie nicht, wenn ich nicht annehme, daß ein Paar schöne Frauenaugen in Thränen, und der Gedanke der Ritterpflicht, für die unglückliche Dame zu fechten, die sich in Ihren und Ihrer Landsleute Schutz geworfen, Sie ganz bezaubert und blind gegen alle Wirklichkeit gemacht hat. Und das möchte ich nicht gerne um Ihrer holden Elisabeth willen, die nach Allem, was ich durch Sie und von anderwärts höre, ein höchst liebenswürdiges Wesen seyn muß, das doch wenigstens bis nach der Heirath auf Ihr ungetheiltes Herz Anspruch machen dürfe. Hier in Linz habe ich zufälliger Weise ein Paar Personen gesprochen, die sie lange und genau kennen. Ich will nicht mehr sagen, um Sie nicht vielleicht unruhig zu machen. Fürchten Sie aber nichts, Elisabeth ist Ihnen zu treu. Zu treu, ich wiederhohle es; denn mich dünkt, sie dürfte

allerdings an dem begeisterten Tone, in welchem Ihre Unterthanspflicht sich ausdrückt, Anstoß nehmen. Was mich betrifft, so zweifle ich nicht, daß diese Begeisterung wohl in dem Einen oder andern Einzelnen, der denkt und fühlt wie Sie, mein Freund, ein schönes Feuer entzündet, und bedeutende Anstrengungen erzeugt haben wird. Ich zweifle auch nicht, daß im Ganzen etwas geschehen wird. Können Sie aber, Sie, der Sie den Stand der Dinge aus früheren Daten so richtig zu beurtheilen im Stande sind, und ihm auch bis zu jenem gefährlichen Landtag richtig beurtheilt haben — können Sie wirklich eine vernünftige Hoffnung nähren, mit einer bewaffneten, aber undisciplinirten, zusammengerafften Masse, sich dem Heere des Königs von Frankreich mit Erfolg gegenüber zu stellen? Sie freuen sich, wenn wir uns im Felde begegnen werden? Sollte es bis dahin kommen? Ich könnte mich dieses Zusammentreffens nicht freuen. Es würde nicht zu Ihrer Befriedigung ausfallen. Ihre persönliche Tapferkeit, Ihr Muth, selbst die militärische Beurtheilung, welche ich Sie zuweilen mit Vergnügen äußern hörte, würden, von Niemand unter Ihren (nehmen Sie mir's nicht übel) halb barbarischen Landsleuten unterstützt, Sie

entweder im Kampfe allein lassen, oder in den Ruin der Übrigen verwickeln. Darum, lieber Freund, weil ich Sie herzlich liebe, und weil ich klar sehe (klarer als Sie jetzt) wünsche ich Ihnen nicht zu begegnen, so sehr mich das sonst freuen würde.

Wissen Sie aber wohl, daß das Österreich Ihrer schönen Königinn ein recht schönes Land ist? Diese Gebirge, diese weiten spiegelhellen Seen, diese klaren raschen Flüsse, erinnern mich an die Schweiz, die ich in meinen früheren Jahren durchreiset habe. Und schönes Blut ist hier, frische lebensvolle Jugend! Es hat auch nicht an manchem Abentheuer gefehlt. Sind sie nicht durch Feinheit, durch geschickte Führung der Intrigue, durch Reize der Conversation anziehend und piquant wie ähnliche Verbindungen es in Paris seyn müssen; so gibt selbst die Naivität der Gefühle, die Unbekanntschaft mit jeder Kunst, die Neuheit der Sache, ihnen einen besondern Reiz. Kurz, ich gefalle mir hier, und es thut mir leid, das Städtchen zu verlassen, das zwischen seinen Bergen an dem prächtigen Flusse recht lieblich daliegt. Meine Ordonanz erscheint und unterbricht mich — mein Papier ist ebenfalls zu Ende, darum leben Sie wohl.

Achter Brief.

Baron Emerich von Szillaghy an Fräulein Elisabeth von Guttenstein.

Preßburg im October 1741.

Du hast, meine theure Elisabeth, seit vierzehn Tagen keine Nachricht von mir erhalten, und zwey Briefe von Dir, in deren letztem Du eine zärtliche Besorgniß um mich aussprichst, liegen vor mir, und harren der Antwort, die ich erst heute Dir geben kann. Ich war nicht im Stande Dir zu schreiben, denn ich hatte mir den rechten Arm bey einer Gelegenheit verstaucht, die zu wichtig im Ganzen, und zu ehrenvoll für mich war, als daß ich diese kleine unangenehme Folge derselben auch nur im geringsten bedauern hätte können. Du kannst versichert seyn, daß nur eine gänzliche Unmöglichkeit, wie die, mit einer schmerzenden hochgeschwollenen Hand die Feder zu führen, mich abhalten konnte Dir zu schreiben.

Sorge aber jetzt nichts mehr, meine theure Elisabeth! Ich bin ganz wieder hergestellt, und daß ich es vermag, Dir einen langen Brief zu schreiben, und mein Abentheuer weitläufig zu erzählen, kann Dir der beste Beweis seyn, daß meine Hand ganz geheilt und zu allen ihren vorigen Verrichtungen geschickt ist.

Denke Dir also das seltene Glück, den Wunderstern, welcher dem Leben Deines Freundes geleuchtet, indem es mir durch das zufällige Zusammentreffen von Umständen möglich wurde, unsrer allverehrten Königinn und ihrem Gemahle einen wesentlichen Dienst zu leisten, und sie aus einer Gefahr, die ihrem Leben drohen konnte, zu retten. Wenn Dein Vater dieses hört, wird sich vielleicht manche dunkle Farbe an meinem Bilde, wie es in seiner Seele lebt, erhellen und freundlicher machen.

Es mögen ungefähr vierzehn Tage seyn, als ich an einem wunderschönen Herbstabend auf der Straße von Preßburg abwärts spazieren ritt. Das Wetter war so mild, die Luft so rein! Hinter mir war die Sonne schon im Rücken der Berge hinabgesunken, und der Tag fing eben an, der Dämmerung zu weichen. Aber der Mond, der bereits mit immer hellerem Glanze mir gerade ge-

genüber im reinsten Himmelsblau schwamm, mischte sein Licht auf wunderbare Weise mit dem Lichte des versinkenden Tages, und brachte eine fast magische Beleuchtung der Landschaft hervor, die Alles in dämmerhelle Tinten tauchte, und auch die Seele mit einer Art von süßer Wehmuth ergriff. Ferne, längst dahin gegangene Freunde fielen mir ein, meine frühere Jugend, ihre Hoffnungen und späteren Fehlschlagungen stiegen vor mir empor. Dann erhob aus allen diesen wehmüthig trüben Erinnerungen sich Dein theures Bild. Ich dachte Deiner so lebhaft, ich glaubte Dich zu sehen, Deine Stimme zu hören. O vielleicht hattest Du im gleichen Augenblicke auch meiner gedacht, und unsre Geister sich in der Entfernung berührt! So in allerley Gedanken versenkt, ließ ich mein Pferd laufen, wie es wollte, und gelangte endlich auf der Straße dahin, wo sie eine Strecke am Ufer des Flusses hinzieht. Da erweckte mich das Gerassel eines Wagens, der mir schnell entgegenrollte aus meinen Träumen. In der immer zunehmenden Dämmerung unterschied ich doch, daß es eine königliche Equipage war — aber befremdend schien mir die übergroße Eile, mit der sie dahergestürmt kam. Ich blickte schärfer hin — die Pferde mußten, durch

Gott weiß, welchen Zufall scheu geworden seyn. Ich gewahrte, daß der Kutscher, ein alter Mann, sie kaum mehr zu regieren vermochte. Ein einzi=ger unglücklicher Riß, und sie entwanden ihm die Leitseile, und konnten dann vielleicht in die Donau rennen. Diese Vorstellungen folgten sich mit der bekannten Schnelligkeit des Gedankens in meinem Kopfe — Es war keine Zeit zu verlie=ren, nur ein schneller Entschluß konnte hier ret=ten. Ich gab meinem Pferde die Sporen, und sprengte es dem königlichen Wagen entgegen, in welchem ich nun, es war eine offene Chaise, die Königinn selbst und ihren Gemahl an ihrer Seite erkannte, zwey Leiblaqueyen waren, so wie ich nachher erfuhr, wie sie die Gefahr des Wagens erkannten, abgesprungen, um wo mög=lich die Pferde aufzuhalten. Der Eine hatte sich durch eine unglückliche Wendung in seinem Sprun=ge den Fuß verletzt und war liegen geblieben, der Zweyte rannte athemlos neben dem Wagen her. So wie ich vor den wilden Pferden erschien, stutzten sie, und bäumten sich empor. Ich aber ergriff die Zügel mit kräftigem Riß, und brachte die Thiere zum Stehen. Indeß hatte der Leib=laquey sie von der Seite gepackt, der Kutscher und Vorreiter Zeit bekommen, die Leitseile wie=

der recht zu fassen, die unbändigen Thiere mußten still stehen, und sich meistern lassen vom Menschen, dem Gott im Funken der Vernunft die unbeschränkte Macht über die viel stärkeren Geschöpfe gegeben hat. Die Königinn und ihr Gemahl stiegen aus, indessen der Kutscher und mein Reitknecht sich beschäftigten, was am Wagen und Zeuge in Unordnung gekommen war, wieder in gehörigen Stand zu setzen, und ich hörte, daß die Königinn ihren Gemahl auf französisch fragte, wie denn das Alles gekommen sey, und wer die Pferde aufgehalten habe?

Der Großherzog berichtete, was geschehen war, in so weit es ihm selbst bekannt war; der Leiblaquey allein wußte gehörige Auskunft, und nun ließ der Großherzog mich rufen. Es freute mich sehr, und gern vergaß ich in diesem bewegten Augenblicke, daß mich meine rechte Hand tüchtig schmerzte, ich hatte sie mir bey der Anstrengung, mit der ich die widerstrebenden Pferde niederriß, verrenkt. Beyde dankten mir in höchst gnädigen Ausdrücken. Es war das erste Mahl, daß mir das Glück wurde, vor der Königinn zu stehen, und mit ihr zu sprechen, und ich versichere Dich, der Eindruck, den ihr erster Anblick an jenem Landtage machte, wurde durch ihr eben

so würdiges als anmuthsvolles Benehmen in diesem kritischen Moment, wo ein gewöhnliches Weib gekreischt, gezittert, geweint, oder das Bewußtseyn in einer Ohnmacht verloren hätte, ungemein erhöht. Wohl sah man, daß sie erschrocken war, die Farbe der jugendlichen Wangen war einer Blässe gewichen, die sie, wie mich dünkte, noch schöner machte; denn man sah, daß diese erhabene Monarchinn auch eine zarte Frau war: aber durchaus war nichts zaghaftes an ihr zu sehen, sie drückte sich sehr wohl auf französisch aus, und ich habe gehört, sie spricht dieß meist mit Fremden, denn ihr Deutsch soll, wie überhaupt der Wienerdialect nicht zierlich seyn. Was sie mir sagte, habe ich nicht behalten, nur zuletzt mochte sie aus mancher Miene meines Gesichtes, deren ich nicht ganz Meister werden konnte — denn meine Hand that mir furchtbar wehe — errathen, daß ich Schmerzen litt. Ich will hoffen, sagte sie lebhaft und schnell, Sie haben keinen bedeutenden Schaden genommen? Es sollte mir ungemein leid thun.

Ich erwiederte, daß die Hand mich ein bischen schmerze, daß ich aber überzeugt wäre, es sey eine Kleinigkeit, und daß das Glück Ihren Majestäten einen, wenn auch kleinen Dienst ge-

leistet zu haben, nicht theuer genug erkauft werden könne.

Sie dankte mir, ohne zu antworten, mit freundlichem Kopfnicken, und wandte sich sogleich an einen der Kammerherren, die inzwischen in ihrer Kutsche nachgekommen waren, voll Erstaunen die höchsten Herrschaften mit einem Unbekannten zu Fuß auf der Straße fanden, und aus dem, was die Diener am Wagen handthierten, so ziemlich erriethen, was vorgefallen war. Sie wandte sich an diesen, sage ich, und trug ihm auf, den Baron Szillaghy zu sich in den Wagen zu nehmen, und in die Stadt zurück zu führen. Mit höchster Verwunderung vernahm ich auf diese Weise, daß die Königinn mich kannte, und ich kann Dir nicht sagen, ob mich, nach dem, wie sie mich früher beurtheilen mußte, diese Entdeckung erfreute oder verwirrte. Sie dürfen nicht reiten, ja ich fürchte, sagte sie mit einer Theilnahme im Ton, der wohl größere Schmerzen vergüten konnte, als die, welche ich empfand, Sie k ö n n t e n es nicht, denn Sie leiden sehr, wie ich sehe. Nun, nehmen sie nochmahl unsern Dank für ihre Entschlossenheit, die uns vielleicht das Leben erhalten, und ich wünsche bald zu hören, daß Sie wieder hergestellt sind.

Mit diesen Worten ging sie auf ihren Wagen zu, der bereits in fertigem Stande war, und stieg trotz aller ängstlichen Warnungen der beyden Kammerherren muthig hinein, indem sie und der Großherzog mir noch einmahl freundlich zunickten. Mich aber nahmen die beyden Herren zu sich in den Wagen und brachten mich zu Hause, wo ich sogleich nach dem Wundarzte schickte, denn mein Arm war bereits hoch geschwollen. Am andern Morgen — denke Dir, meine Geliebte, welche huldvolle Aufmerksamkeit! — erschien der königliche Leibchirurgus selbst, von dem Großherzog gesandt, um nach meiner Verletzung zu sehen, und dem königlichen Paare Nachricht von meinem Befinden zu bringen. Meine gesunde Jugendkraft hatte bereits das Beste bewirkt, aber bedienen konnte ich mich weder meines Armes noch der Hand, und vermochte, als die Königinn (die sich jeden Tag auf's gnädigste nach meinem Wohlseyn hatte erkundigen lassen) mir nach drey Tagen erlaubte, vor ihr zu erscheinen, nicht anders, als den Arm in der Binde, auszugehen. Sie empfing mich in Gegenwart ihres Gemahls äußerst gnädig, beyde dankten mir noch einmahl in den verbindlichsten Ausdrücken, erkundigten sich nach meiner Verwundung, und

zuletzt reichte der Großherzog mir einen sehr schönen Brillantring, mit dem Bedeuten, daß ich ihn zum Andenken des Tages und der That, wodurch ich mir meine Monarchinn verpflichtet, tragen möge. Ich gestehe Dir, ich hätte den Ring lieber nicht bekommen, oder nicht genommen. Es schien mir, man wolle mich für meine Leistung ablohnen. Daß doch die Großen der Erde uns Übrigen gar so tief unter sich sehen wollen, und wenn der Zufall einen erhebt, ihn sogleich unters allgemeine Niveau herabdrücken!

Dennoch ist diese Begebenheit nicht ohne angenehme Folgen für mich gewesen. Sie hat Aufsehen erregt, sie hat die Aufmerksamkeit der hier zahlreich versammelten Landsleute und Fremden auf meine unbedeutende Person gerichtet, sie hat endlich meinen Frieden mit der Monarchinn gemacht, die, wie mir gar zu wohl bewußt war, mich früher mit nicht gnädigen Augen angesehen hatte. Ich bin seitdem ein Paarmahl durch Zufall in ihre Nähe gekommen, und ich konnte aus der Art, wie sie meinen ehrfurchtsvollen Gruß erwiederte, wohl erkennen, daß sie ihren Ritter vom Donauufer nicht vergessen hatte. So weit also das Angenehme und Ehrenvolle in meiner Lage.

Aber es fehlt auch nicht an sehr Verdrüßlichem. Die Stellung und Bewaffnung der Insurrectionstruppen geht nicht mit der Schnelligkeit vor sich, wie es wohlgesinnte Patrioten wünschen, und wie sie auch füglich gehen könnte, wenn Alle oder die Meisten dächten, wie Dein Vater und ich. Da gibt es Saumseligkeiten, Entschuldigungen, Ungeschicklichkeiten, daß man vor Ärger oft mit dem Säbel dreinschlagen möchte. Mein Arm, der durch mehr als acht Tage gelähmt war, hinderte mich auch, und das Versäumte muß nun durch verdoppelten Eifer ersetzt werden. Durch Alles dieses bin ich gezwungen, auf das, was ich am liebsten auf der Welt thäte, was allein mich für meine Anstrengungen lohnen könnte, — auf die Freude zu verzichten, die ich mir schon als nahe und sicher gedacht, nach Wien, wenn auch nur für zwey Tage, zu fliegen, Dich zu sehen nach so langer, ewig langer Zeit, Dich zu umarmen, und vielleicht Deinen Vater, der jetzt eine bessere Meinung von mir haben wird, zu vermögen, in Eile Deine Hand in die meinige zu legen. Das war mein heißer Wunsch, mein Vorsatz gewesen, wie ich hierher kam. Ich wollte Dir nicht früher davon schreiben, bis die Lage der Geschäfte

mir Hoffnung gelassen hätte, meinen Plan auszuführen, und ich zählte sicher darauf, es im Verlaufe dieses Monaths zu bewerkstelligen. Nun ist die Hälfte desselben bereits vorüber, und die Sachen stehen noch so gedrängt und verworren, daß ich keine Möglichkeit absehe, mich auf mehrere Tage von hier entfernen zu können. Wie wehe mir das thut, wie ich auch durch den Schmerz leide, den Dir diese fehlgeschlagene Hoffnung machen wird, kannst Du, vielgeliebtes Mädchen, wohl denken. Aber eben so gewiß kannst Du Dir auch vorstellen, daß nur eine solche bestimmte Unmöglichkeit es seyn mußte, welche mich abhalten konnte, dem Wunsche meines Herzens zu folgen. Ich bin jetzt ein Kämpfer für das anerkannte Recht meiner Monarchinn. Ich habe mich mit allen Edlen der Nation dazu verpflichtet, und diese Pflicht wirst Du gewiß als so heilig und verbindlich ansehen, daß Du mir ihre gewissenhafte Erfüllung, die mit meinen liebsten Wünschen streitet, gewiß nach Verdienst anrechnen wirst.

Glaube aber darum nicht, meine theureste Elisabeth, daß ich meinem Plane ganz entsagt habe. Nur aufgeschoben ist er, und ich zweifle kaum, daß, sobald die Insurrections-Armee

ganz oder mindestens größten Theils beysammen seyn wird, ich es möglich machen kann, in Deine Arme zu eilen. Darauf laß uns hoffen, bereite Deinen Vater vor, und glaube an die unerschütterliche Treue Deines u. s. w.

Neunter Brief.

Baron Emerich von Szillaghy an den Marquis de la Feuillade d'Aubusson.

Preßburg im October 1741.

Wie oft, lieber Marquis! haben wir über das mit einander gestritten, was Sie, in Diderots Schule gebildet, Zufall nannten, ich aber eine ewige unzerreißbare Kette von Ursachen und Wirkungen, von denen die Beschränkung unsers Erkenntnißvermögens uns freylich nur hier und dort ein Fragment zu erblicken erlaubt, die aber dennoch nicht minder ihren unzertrennlichen und innigen Zusammenhang haben. Es ist jetzt ungefähr drey Wochen, daß ein also genannter Zufall mir eine Gunst des Augenblickes erworben, welche sich meine kühnsten Wünsche nicht glücklicher hätten entwerfen können. Sie wissen, wie ich mit meinen Überzeugungen dem Hofe gegenüberstand, Sie wissen aber auch, daß ich seit

der Krönung andere Ansichten anzunehmen für meine Pflicht gehalten habe. Jene Überzeugung aber blieb in der Meinung des Hofes als unverändert stehen, und zeigte sich in dem Betragen der Monarchinn, bey jeder Gelegenheit, trotz der Beweise von Eifer und Anhänglichkeit, welche ich seitdem gegeben. O den Großen der Erde wird es so leicht, durch Ein Wort, Einen Blick, uns Übrige zu sich in den Himmel zu erheben! Aber sie haben es auch eben so in ihrer Macht, uns durch anscheinend geringfügige, aber bedeutende, Zeichen ihre Unzufriedenheit zu erkennen zu geben, wenn sie auch unser Vergehen mit keiner eigentlichen Strafe rügen. Das war mein Fall, und ich gestehe Ihnen, es brachte mich beynahe zur Verzweiflung. Alles, was ich hatte ersinnen können, um die Königinn von meiner aufrichtigen Sinnesänderung zu überzeugen, und was sich ohne Kriecherey oder Zudringlichkeit hatte thun lassen, Alles war vergebens! Ich sprach mit einigen unsrer ersten Würdenträger, endlich mit meinem verehrten Freunde und Gönner Metastasio darüber — es blieb ohne Erfolg. Mit jener kalten Gleichgültigkeit, die sich hinter dem würdigsten Anstande so gut verbirgt, wurde jedesmahl der Blick, der eben auf mich hätte fallen müssen,

abgewendet, das Wort, was zu ihr gesprochen wurde, überhört. Ich konnte es nicht dahin bringen, und, wie gesagt, ich war wahrhaft unglücklich dadurch.

Der Hof war nach Königsaden, einem Landgute des Palatins Palffy gefahren, wo er zwey Tage zubrachte, und dem alten ehrwürdigen Feldherrn gewiß noch größere Freude mit diesem Besuche machte, als der frohe Greis seinen hohen Gästen zu verschaffen sich bemühte.

Nun hatte ich die Königinn zwey volle Tage nicht gesehen, und ich gestehe Ihnen, ich halte den für verloren, der mir vorübergeht, ohne daß ich die Augen an dem Anblicke dieser Gestalt weiden, oder den Ton ihrer Stimme, wenn auch nur von ferne, hören kann. Am Abend des zweyten Tages wußte ich, daß sie wiederkehren würden, und da trieb mich meine Ungeduld, vereint mit der Schönheit des Wetters, das zu einem Spazierritt einlud, an, dem Hofe entgegen zu reiten. Ich überließ mich meinen Träumereyen, ich dachte an die Vergangenheit, an meine Elisabeth — da weckte mich das Getöse eines ungemein schnell heranrollenden Wagens aus meinen Gedanken, und ich sah die königliche Equipage, von den scheu gewordenen Pfer-

den fortgerissen, und nahe daran, in den Strom zu stürzen. Dieß sehen, den Pferden entgegen zu sprengen, sie dadurch aufzuhalten, und stehen zu machen, war der Entschluß und das Werk weniger Sekunden. Als das erste Paar des Postzuges sich bäumen wollte, riß ich sie mit kräftigem Arm nieder, der Kutscher und Vorreiter gewannen Zeit die Zügel und Leitseile zu fassen, aber ich hatte mir den rechten Arm durch jene Bewegung verrenkt, und als nun die Königinn und der Großherzog ausgestiegen waren, und mich rufen ließen, um mir zu danken, fühlte ich erst, wie sehr mich meine Hand schmerzte.

O Freund! Wie schildere ich Ihnen das Glück, das mir jetzt ward, das Glück, nach dem ich so lange gestrebt, das mit viel größerem Opfer, als dem eines verrenkten Armes, nicht zu theuer erkauft gewesen wäre! Ich stand vor der Königinn, die neben ihrem Gemahl seitwärts von der Straße unter einen Baum getreten war. Ich durfte mit ihr sprechen, sie erkundigte sich theilnehmend nach meinem Unfall, sie bedauerte mich, sie erklärte sich mir für verpflichtet. Ich hörte diese Töne, ich verstand sie kaum, denn meine Seele war in meinen Augen, und dennoch hafteten sie in meinem Gedächtnisse. Ich könnte jedes

Wort wiederhohlen, obwohl ich eigentlich nicht weiß, wie ich es vermochte, sie zu fassen, und zu behalten. Es war ein Moment der höchsten Seligkeit, der keine deutliche Erkenntniß gestattete, wo aber die Wonne in vollen Strömen durch meine Seele ging.

Zurück zu reiten wäre ich vor Schmerzen am Arme nicht fähig gewesen, aber diese Frau, die das Scepter so weise und stark führt, ist in allem Andern ein mildes weibliches Wesen geblieben. Sie vergaß nicht für mich zu sorgen, sie hieß mich in den Wagen ihrer Kammerherren steigen, und schickte am anderen Morgen ihren eigenen Wundarzt, um zu sehen, ob es mir nicht an nöthiger Pflege fehle. Seitdem habe ich sie täglich gesehen, und oft gesprochen, denn nun kennt sie meine Gesinnung; sie weiß, daß ich mein Leben mit Freuden für sie hingeben würde, sie weiß, daß sie in allen ihren Staaten keinen treueren Unterthan hat, als mich. Nun ist die schnöde Kälte aus ihrem Benehmen gegen mich verschwunden, und ich habe es, Dank dem guten Rufe, in dem ich bey meinen Landsleuten stehe, und meinem bekannten Eifer, dahin gebracht, daß ich sie nicht bloß täglich sehe, denn das geschieht, so oft sie ausfährt, oder reitet, oder

ins Theater kommt, aber auch daß sie mich zuweilen, wiewohl selten, rufen läßt, und über Geschäfte, welche die Insurrection, und besonders mein Comitat betreffen, mit mir spricht und verhandelt. Das sind Stunden des Himmels, Freund! und allein werth, um ihretwillen zu leben.

Ich muß einem Einwurfe begegnen, den Sie — ich sehe es im Geiste an dem bekannten sarkastischen Lächeln, das um Ihre Lippen schwebt — gegen diese Extase erheben. Sie denken an meine Braut. Sie erinnern sich dessen, was Sie mir vor ein Paar Monathen geschrieben. Sie machen mir wohl gar den Vorwurf der Untreue. Den verdiene ich durchaus nicht. Ich habe mich streng durchforscht, ja, lieber Marquis! strenge, viel strenger, als man es in der großen Welt mit solchen Forschungen zu halten pflegt, und ich habe gefunden, daß die Empfindungen, welche meine Braut von mir fordern darf, und jene Entzückungen, die meine Seele einem Ideal weiblicher Vollkommenheit weiht, ganz verschieden sind, und sich daher keinen Eintrag thun. So wie Petrarca und Dante, wenn wir der Geschichte glauben dürfen, verheirathet uud sehr rechtliche Männer waren, während sie ein

ewig unerreichbares Ideal in ihren Werken feyerten, und auf den Flügeln ihres Ruhmes zur fernsten Nachwelt trugen, so wie Metastasio selbst in allen seinen Liedern seine Nice erhebt, eben so kann ja auch auf dem Altare meines Herzens eine reine unverlöschbare Flamme vor dem Bilde der Erhabenen lodern, welche mit dem Feuer auf dem Heerde der Häuslichkeit wenig mehr als den Nahmen gemein hat. Es ist das Urschöne, das Ideal der Weiblichkeit selbst, was jene Dichter meinten, und unter der Gestalt und dem Nahmen einer Laura, Beatrice u. s. w. verehrten, die vielleicht von den Tugenden und glänzenden Eigenschaften, welche die Phantasie ihrer Sänger ihnen beylegte, wenig besassen — so wie ich glaube, daß unsers guten Abbate Nice ein ganz anderes Wesen ist, als die Signora Marianna Bulgarini in Rom 7), so edel und uneigennützig auch ihre Freundschaft für den jungen Dichter war.

Hier aber in meinem Falle ist es ganz anders. Alles, was je eine Frau anziehend machen konnte, Schönheit, Anmuth, Geist, weibliche Sittsamkeit, weiches Gefühl, zärtliche Treue für den Gemahl, innige Liebe zu den Kindern, Achtung für Recht und Tugend, vereinigen sich

hier in wunderbarem Bunde mit dem Scharfsinn und der Geistesstärke des Mannes, und allen Eigenschaften, die einen Monarchen der Krone würdig machen.

Und hier soll man nicht anbethen? Das ist nicht möglich! Aber man liebt seine Braut daneben, nur mit einer ganz verschiedenen Empfindung, und man reicht ihr auch, sobald es die Umstände erlauben, freudig die Hand, und ist fest überzeugt, daß man glücklich seyn, und glücklich machen wird.

Sehen Sie, Marquis, so ist die Lage meines Herzens zu beurtheilen. Daß übrigens jetzt von Freyen und Hochzeitfeyerlichkeiten keine Rede seyn kann, da wir im Begriffe sind, ins Feld zu rücken, versteht sich von selbst. Sehen aber will ich meine gute, liebe Elisabeth noch, ehe ich den wechselnden Schicksalen des Krieges entgegen gehe, und Ihren Kugeln und Säbelhieben.

Also was war es, was mich an jenem Abende gegen Königsaden trieb? Was war es, was die Pferde am Wagen der Königinn scheu machte, und mich gerade in dem Augenblicke, wo noch Hülfe möglich war, dem Wagen begegnen ließ? Seit dem bin ich umgewandelt; denn Sie zürnt mir nicht mehr, Sie blickt mit Huld auf

mich, beehrt mich mit Aufträgen, läßt sich meine Dienste gefallen. Ich bin in den Reihen ihrer Streiter; ich darf auf Auszeichnung, auf schnelles, glänzendes Avancement zählen. Wohin mich das führen wird, weiß ich nicht wohl zu berechnen; aber ich fühle einen anderen Geist in mir erwacht, und da durch diese Verhältnisse meine ganze Laufbahn verändert werden kann, ja zum Theile schon verändert ist, so glaube ich doch daß es höchst unphilosophisch wäre, das Alles, was so weit um sich greift, so umfassende und fern hinreichende Folgen hat, einen Zufall zu nennen. Ein Moment später oder früher ändert die ganze Reihe, und dieser Moment soll nicht berechnet, und in der Kette der Ereignisse bereitet gewesen seyn? Das werden Sie und Ihr Diderot mich nie überreden. Aber es gehört zu seinem monde aux atômes. Mein Gott! da komme ich in Philosophie und Metaphysik hinein, wenn ich von der schönsten Frau ihrer Zeit spreche! Nun diese Sünde haben Sie zu verantworten, Marquis, mit Ihren alten Streitigkeiten über jenen Gegenstand. Aber ich will sie wenigstens nicht, durch längeres Verweilen dabey, vergrößern, und so leben Sie wohl!

Zehnter Brief.

Abbate Pietro Metastasio an die Gräfinn Ludmilla von Rotthal.

Preßburg im October 1741.

Ihre gütige Beantwortung meines ersten Briefes, den ich in der Angelegenheit unsers lieben Fräuleins von Guttenstein mir die Freyheit nahm, an Sie, hochverehrte Frau Gräfinn, zu schreiben, macht mir Muth, diesen Versuch zu wiederhohlen, da die Ursache, welche ihn veranlaßte, nicht allein nicht aufgehört, sondern durch manches folgende Ereigniß sich eher verstärkt hat. Zwar hatte ich, gleich vielen Personen des Hofes, vor einigen Tagen unsrer baldigen Abreise mit Verlangen entgegen gesehen; denn es verlautete allgemein, wir würden nach der Feyer des Nahmensfestes der beyden Majestäten am vierten und fünfzehnten dieses Monaths uns nicht mehr lange hier verweilen. Aber diese angeneh-

men Erwartungen sind leider zu nichts geworden, und die Rückkehr des Hofes nach unserm lieben Wien ist auf unbestimmte Zeit hinaus geschoben. Wie das auf meine Stimmung wirkt, können Sie, hochverehrte Frau! wohl ermessen, da Sie meine Liebe zur Ruhe und Ordnung, und meine Sehnsucht nach meiner gewohnten Lebensweise aus mancher Jeremiade kennen, welche ich es wagte, Ihnen vorzusingen.

Die Bewaffnung der Ungarischen Nation, welche mit großem Eifer und unglaublicher Schnelligkeit vor sich geht, ist, wie man sagt, die Ursache des längeren Verweilens hier, wo es natürlicher Weise leichter ist, in der Nähe und unmittelbar alle Maßregeln und Vorkehrungen zu diesem Werke zu betreiben. Andere glauben wieder, die Nähe der feindlichen Truppen, deren äußerste Vorposten kaum zehn Meilen von der Hauptstadt stehen, sey der wahre Beweggrund des hiesigen verlängerten Aufenthaltes. Vielleicht haben beyde Partheyen Recht. Das längere Verweilen hier bleibt aber immer unerfreulich für mich, wie für Viele; und wenn Einige ihr Glück darein setzen, ja von dieser Verlängerung ihre höchste Seligkeit erwarten, wie ich leider nur zu wohl bemerken kann, so

entspringt eben aus dieser Freude für Andere nur Mißverhältniß und empfindlicher Schmerz.

Sie errathen wohl, hochgeehrte Frau, daß ich hier die Stellung unsrer beyden jungen Brautleute, an denen wir gleich warmen Antheil nehmen, im Gesichte habe. Es scheint, daß die Spaltung, welche sich, gleich nach jenem Auftritte auf dem Landtage, zwischen Szillaghy's neuen Wünschen und seiner alten Pflicht eröffnete, immer stärker und weiter zu werden drohe. Jenes zufällige Ereigniß, wo es seiner Entschlossenheit — und leider, daß ich es sagen muß! — seiner unüberlegten Leidenschaft gelang, die Königinn und ihren Gemahl aus Lebensgefahr zu retten, hat ihm den letzten Rest seiner klaren Besinnung geraubt. Die That machte Aufsehen, ganz Preßburg sprach am folgenden Tage von nichts Anderem, als von dem Heldenmuthe des jungen Mannes, der ohne Rücksicht auf eigene Gefahr, (es hätte ihm eben so leicht das Leben kosten können, wie es ihm für einige Tage den Gebrauch seines Armes kostete) sich den scheuen Pferden entgegen warf, und sie zum Stehen brachte. Das war dem ruhmsüchtigen Jünglinge eben recht. Nicht allein der Gegenstand seiner Flamme war von der Aufopferung über-

zeugt worden, mit welcher er alle seine Kräfte, ja sein Leben selbst ihm weiht; sondern die Welt wurde in Kenntniß seiner unerschrockenen That gesetzt. Sie bewunderte ihn, er war das Gespräch des folgenden Tages, und die Damen waren nur zu bereit, ihn auszuzeichnen, als er ein Paar Tage nach jenem Vorfall mit dem Arm in der Binde in Gesellschaften erschien, wo er als ein junger, schöner und geistreicher Mann ohnedieß, trotz seiner Verlobung, schon lange das Augenmerk Vieler war. Daß dieß alles seiner Eitelkeit sehr schmeichelte, ist wohl natürlich; aber ich konnte nur zu gut bemerken, wie jene unüberlegte Leidenschaft für eine so hoch erhabene Gottheit, so wie diese Auszeichnungen und Schmeicheleyen, den Gegenstand seiner wahren und rechtmäßigen Liebe immer mehr in Schatten setzten. Er besucht mich oft, er zeigt mir Vertrauen; das freut mich, denn es läßt mir noch immer Hoffnung, auf dieses im Grunde edle, und nur jetzt durch Verblendung und Eitelkeit mißleitete Gemüth wirken zu können. Aber eben, weil er mich mit Zutrauen behandelt, wurde es mir leicht, den großen Abstand zu bemerken, welcher zwischen der lebhaften Zärtlichkeit und innigen Sehnsucht, mit der er im Anfange un-

seres Aufenthalts seiner Braut erwähnte, und zwischen der achtungsvollen aber ruhigen Stimmung herrschet, mit welcher er sich nun, in die, nach seiner Behauptung unumgängliche, Nothwendigkeit findet, jetzt nicht wie er es früher gehofft, nach Wien hinaufreisen und seine Vermählung mit Elisabeth vollziehen zu können. Er muß sich rüsten um ins Feld zu ziehen, er hat mit den Geschäften der Insurrection und seines Comitats zu viel zu thun, er kann sich keinen Tag von Preßburg entfernen. Das sind seine Entschuldigungen, die mir indessen nicht so gegründet wie ihm scheinen, und die schwerlich auch seiner Braut genügen werden. Nur zu sehr muß ich fürchten, daß der Spruch eines alten Schriftstellers hier anzuwenden sey — nicht wollen ist der Grund, nicht können der Vorwand. — Indessen, selbst bey diesem ungünstigen Anscheine, möchte ich die Hoffnung auf Besserung und Rückkehr zum Guten nicht aufgeben. Sein Geist ist gebildet, sein Herz ist gut, seine Beurtheilungskraft in allen übrigen Stücken richtig und scharf: sollte er nicht von selbst, über kurz oder lang, die Thorheit seiner Bezauberung einsehen, und seine Ketten mit eigener Hand brechen? Gewiß, er wird es thun;

aber bis es geschieht, bitte ich Sie, meine hochverehrte Freundinn — denn Sie erlaubten mir ja, Ihnen diesen Titel, der mich so sehr ehret, zu geben — unserer liebens- und bedauernswürdigen Elisette mit Rath und Trost beyzustehen, ihr den anscheinenden Flattersinn ihres Bräutigams in richtigem Lichte zu zeigen, sie zur Geduld und Nachsicht zu ermahnen, und vor allen die schöne Hoffnung, diese letzte, aber sichere Gabe aus Pandorens Büchse, in ihrem Herzen festzuhalten. Ich meinerseits werde nicht ermangeln, ebenfalls das Meinige zu thun, und dahin streben, den Gedanken an Elisetten in dem jungen Manne nicht bloß als eine gebothene Pflicht, sondern als eine warme Aufwallung innerer Zuneigung lebhaft und wirksam zu erhalten.

Eilfter Brief.

General Baron von Teuffenbach an Herrn von Guttenstein.

Prag im November 1741.

Nun ist der Teufel los, liebster Herr Bruder, und was ich längst vorausgesagt, kommt zur Erfüllung. Prag, ganz Böhmen wird bald für die Königinn verloren seyn; denn Alles, was geschehen hätte sollen und können, geschah viel zu spät. Nun sind uns die Sachsen unter einem General Rudowsky ins Land gefallen, und marschiren von Leitmeritz her, und ein zweymahl so starkes Corps von Bayern und Franzosen rückte ungehindert über Budweis gegen Pilsen. Was wird aus uns werden? Was nützt es, daß der Großherzog mit einer bedeutenden Armee sich unsern Gränzen nähert? Unser Untergang ist nicht mehr aufzuhalten, und ehe die Hülfe kommt, ist uns schon das Leben geraubt! Dieser Chur-

fürst mit seinen Truppen und seinen sauberen Helfershelfern, den Franzosen, ist gegen vier tausend Mann stark. Rechne dazu die Sachsen, die gegen fünfzehn tausend seyn sollen; bedenke, daß der König von Preußen uns von Schlesien und Mähren her umschlossen hält; und denke dann, wie viel noch fehlt, um den Strick fest zuzuziehen, der uns um den Hals gelegt ist, und uns ohne Gnade erwürgen wird.

Ja, ja, mein theurer Herr Bruder, es sieht erbärmlich aus mit uns, und es wird uns noch übler ergehen. Unmöglich ist es zu zweifeln, ob diese gewaltigen Streitkräfte, die von allen Seiten, auf unsern Untergang bedacht, uns umringen, ihre Absicht auch erreichen werden? Sie werden sie erreichen, der Bayerfürst wird Prag einnehmen, er und seine alliirten Truppen werden das Land überschwemmen, verheeren, aussaugen; er wird sich zum Könige von Böhmen krönen lassen, wie er längst im Sinne hatte, und nur vorzog, noch eher die Huldigung in Linz anzunehmen. Dann sind wir verloren — ganz verloren, und unsere Monarchinn ist es mit uns.

Man schreibt mir freylich viel von Preßburg, von den Rüstungen der Ungarn, und den starken

Hoffnungen, welche man mit Recht auf sie setzen zu können glaubt. Ich meinerseits setze keine darauf. Was sollen zusammengeraffte Haufen, die nie einen Feind gesehen, nie Pulver gerochen haben, gegen wohlgeübte kriegserfahrne Schaaren ausrichten, wie die französischen Truppen, oder gegen eine Armee, wie die dieses neuen preussischen Alexanders, der in früher Jugend, gleich dem griechischen Helden, die ganze Welt erobern zu wollen, Lust und Kraft genug zu haben scheint? Schmeicheln wir uns doch nicht mit solchen thörichten Erwartungen! Doch das thun auch nur Jene, die nichts vom Kriegshandwerke verstehen: Dintenklekser, Federhelden, die mit Einem Zuge auf dem Papier ein feindliches Heer vernichten, und vor einem Flintenschusse in Ohnmacht fallen. Wer den Krieg kennt, wer selbst gedient, und dem Feinde in der Schlacht ins Weiße vom Auge geschaut hat, der spricht wie ich, und hofft nichts von der ungarischen Insurrection.

Es ist mir allerley von dieser Sache und über diese Sache geschrieben worden, denn, wie Du weißt, lieber Freund, dem Vorwitz bleibt nichts verborgen, und der liebe Nächste ist bey Vielen, ich möchte sagen bey den Allermeisten, der angenehmste und gewöhnlichste Vorwurf jeder

Unterhaltung. Da hat man mir auch Deines künftigen Herrn Schwiegersohns ruhmwürdige Entschlossenheit, bey der Rettung der höchsten Herrschaften aus offenbarer Lebensgefahr, geschrieben, und ich habe mich seiner und seines Glückes um Deinetwillen recht erfreut. Man hat mir auch anderes geschrieben, was zu vernehmen mir nicht so erfreulich war. Soll es denn wahr seyn, was mir ein alter Jugendfreund meldet, daß dieser Baron Szillaghy sich auf eine Art beträgt, die Niemand in ganz Preßburg in Zweifel läßt, daß er — ich schäme mich bald, es Dir zu schreiben, aber ich halte es für Freundespflicht, Dich aufmerksam zu machen — daß er, sage ich, in die Königinn förmlich verliebt sey? Nun, die Sache an sich ist wohl begreiflich, denn die Frau ist schön, starkmüthig und — unglücklich: Ursachen genug, um sie liebenswürdig zu finden; sie wäre auch verzeihlich bey jedem Andern, der ein freyes Herz und eine freye Hand hätte. Aber bey einem Verlobten und dem Verlobten eines so vortrefflichen Frauenzimmers, wie Dein Fräulein Tochter, ist es nicht recht, nicht zu entschuldigen und folglich auch nicht zu verzeihen. Von Herzen wollte ich wünschen, Du schriebest mir, die Sache sey eine offenbare Lüge. Aber

nach Allem, was, und wie ich es hörte, kann ich kaum an der Wahrheit dieser Nachrichten zweifeln, und darum finde ich es nöthig, Dich zu befragen, ob Du auch davon unterrichtet bist, und welche Maßregeln Du zu ergreifen denkest? Denn einen müssigen Zuschauer bey solchen Narrheiten wirst Du doch nicht abgeben? Schlage drein mit Blitz und Donner, wenn es nöthig ist, um ihn zur Raison zu bringen. Er soll die Narrheiten fahren lassen, der Welt kein Spektakel geben, sich, seine Braut und Dich nicht compromittiren. Zum Teufel auch! Wäre er mein Schwiegersohn und triebe solches Zeug, ich bräche ihm den Hals.

Es geht mir nicht viel besser in meinem Hause, als Dir, Herr Bruder! Das ist es mit der Freude, die man an seinen Kindern erlebt! wie die Leute sagen. So möchte ich doch, daß sie Alle zusammen dort wären, wo der Pfeffer wächst, und die unverständigen Thoren, die uns um unserer häuslichen Glückseligkeit willen preisen oder gar beneiden, mit ihnen! Ich für meinen Theil weiß nichts von Glückseligkeit, nur von Galle und Verdruß! Mein sauberer Herr Sohn macht in Petersburg Schulden auf Schulden, und verzehrt sein väterliches Erbtheil noch bey meinen Lebzeiten. — Er soll nur sehen, ob

und woher er einen Pfennig bekommt, wenn ich todt bin. Und meine Tochter hängt vielleicht noch jetzt mit allen Kräften ihrer Seele an ihrem Schlesischen Galan. Du kannst denken, daß mir der Bursche nicht ins Haus darf. Wie? der Neffe meines Todfeindes sollte meine Schwelle betreten? Nimmermehr! Das habe ich ihr ein für allemahl erklärt; dennoch vermuthe ich, daß sie trotz meines Verbothes ihre geheimen Conventikeln haben. Ich bin ihnen auf der Spur, ich will und werde sie ertappen, und dann Gnade Gott diesem Schlesier! Mein spanisches Rohr soll ihm die verliebten Gedanken aus dem Leibe klopfen! Das ist mein fester Vorsatz, und Du weißt, ich bin Mann, ihn zu halten und auszuführen.

Zwölfter Brief.

Elisabeth von Guttenstein an Franciska von Teuffenbach.

Wien im November 1741.

Wie oft, meine geliebte Freundinn, habe ich Dich in frühern Briefen, besonders im Anfange meiner Bekanntschaft mit meinem bestimmten Bräutigam, mit Klagen und Wünschen belästiget, die ihren Grund, wie ich jetzt recht wohl einsehe, nicht eigentlich in einer wirklich mißlichen Lage, sondern in meiner Ungewohntheit eines solchen Verhältnisses, in der Verletzbarkeit eines zu weichen Gemüths, vielleicht auch endlich in einer versteckten Eitelkeit hatten. O meine Franciska! Der Himmel hat mich schwer für diese Versündigung gestraft. Was gäbe ich nicht darum, jene kindischen Sorgen und leicht gelöseten Zweifel wieder zurück erkaufen zu können, jetzt, wo mich

ein wahrer unausweichbarer Kummer ergriffen hat! Schon daß ich so lange den Anblick, den Umgang eines Gegenstandes entbehren mußte, welcher mir theurer als mein Leben geworden war, schon das allein, Du wirst mir jetzt gewiß beystimmen, war schmerzlich genug. Aber nun! — O meine Franciska, soll ich Dir's gestehn? Soll ich Dir die tiefen Wunden meines Herzens offenbaren? — Lange stand ich an, denn lange schon sagte mir ein richtiges, obgleich unerklärliches Gefühl: es stehe zwischen Imre und mir nicht alles so, wie es stehen sollte, es läge etwas im Hintergrunde seiner Seele, wie seines Betragens gegen mich verborgen, das sich über kurz oder lang offenbaren und uns nicht erfreuen würde. Wie eine schlimme Ahnung verfolgte mich diese Vorstellung unabläßig, seit der Landtag in Preßburg angefangen hatte, Imre ihm beywohnte und ungeachtet der ganz unbedeutenden Entfernung nie, auch nur einen oder zwey Tage Zeit finden konnte, um mich — die er seit fünf Monathen nicht gesehen, die seinetwegen früher freywillig diesen Weg gemacht hatte, um ihm entgegen zu kommen — Einmahl nach so langer Zeit in Wien zu besuchen. Es ist wahr,

er hatte den Vater und mich auf's liebevollste eingeladen, uns vor den wachsenden Kriegsunruhen zu ihm nach Ungarn zu begeben, wo wir unstreitig sicherer als hier in Österreich gewesen wären. Meines Vaters etwas ängstliche Gemüthsart und seine Furcht vor jeder bedeutenderen Veränderung seiner Lebensweise, die wohl in seinen Jahren natürlich ist, hielten uns ab. — Es war möglich, daß das Szillaghy gekränkt haben mochte; aber es erklärte sein Benehmen gegen uns, selbst im Beginne des Landtages nicht, viel weniger aber in der langen Folge von Wochen und Monathen, muß ich leider sagen, die er nun schon, durch wenige Meilen von mir geschieden, ununterbrochen in Preßburg und dessen Nähe zubringt. Daß er sich wohl befindet, ein Paar Tage ausgenommen, wo er durch eine Verletzung seines Armes litt, weiß ich zuverlässig. Hätten es mir seine — freylich seltenen, kurzen Briefe nicht gesagt, so würde es mir leicht gewesen seyn, dieß durch die gute Gräfinn Rotthal zu erfahren, die fleißig mit andern Personen des Hofes, und besonders mit Metastasio correspondirt. Genug, er ist vollkommen wohl, sehr vergnügt, sehr gesucht, sehr fetirt (ach Gott!

ich weiß nur zu gut, wie natürlich das ist!). — Er hat mit der Insurrection sehr viel zu thun, er will mitziehen, sein Sinn steht ins Feld — nach Schlachten, nach Ruhm, nach — Weh mir! daß ich es weiß und sagen muß — nach Wunden und Tod, wenn es sich so treffen sollte, für Diejenige, der jetzt sein ganzes Herz, sein ganzes Wesen geweiht ist, der er alles, sein Vermögen, seine Treue, mein Lebensglück, ja sein Blut und Leben willig zum Opfer bringt!

O meine Franzisca! Welches Geständniß muß ich Dir hier machen! Und kann ich es vor Dir, vor irgend Jemand verbergen? Das ist gerade das Schmerzliche an der Sache. Ich meine, wenn es Niemand wüßte, als er und ich, daß er mich verrathen, verlassen hat — ich wollte es leichter tragen. Aber nun weiß es die Welt, man erzählt es sich, die müssigen Klatschzungen sagen sichs in jeder Gesellschaft. Szillaghy — mein Bräutigam, der Freund, auf den ich mit Recht so stolz seyn zu dürfen glaubte — wird mit seiner Leidenschaft für einen völlig unerreichbaren Gegenstand das Gespräch, und wie natürlich das Gespötte der Welt!

Mein Vater ist aufs heftigste gegen ihn auf-

gebracht. Schon früher gab es Reibungen zwischen ihnen, die aus ihrem so ganz verschiedenen Standpuncte in der Welt und der daraus sich bildenden Denkungsart entsprangen. Wie viele Mühe kostete es mich nicht manches Mahl, theils den Vater zu begütigen, theils Imre zu billigeren Ansichten, zu Nachsicht und Unterordnung zu bereden. Nun ist jede Mühe vergebens, und sie ist auch überflüssig. Er kommt ja nicht, er hat mich vergessen! Doch nein! Ungerecht darf ich nicht seyn! Vergessen hat er meiner nicht. Er schreibt mir zuweilen, es spricht aus seinen kurzen Briefen eine herzliche Neigung, eine lebhafte Theilnahme an meinem Wohle. Was ist das aber gegen die Gluth, die ihn belebte, als er noch bey mir war, gegen die bogenlangen, mit dem Pfeile der feurigsten Liebe geschriebenen Briefe, die ich den Sommer über von ihm erhielt! O meine Freundinn! Das ist ein schmerzlicher Abstand! Laß mich schweigen darüber, laß mich nicht zergliedern, wie es einst war, und nun ist!

Einen sehr schweren Stand habe ich mit dem Vater. Er will die Verbindung mit Imre alsogleich feyerlich und förmlich aufgehoben wissen.

Das ergreift mich so, als ob er mir ankündigte, alsogleich und öffentlich sollte mir das Herz aus der Brust gerissen werden. Und der Vergleich paßt nicht einmahl! Denn wenn mir das Herz wirklich ausgerissen würde, dann stürbe ich auch auf der Stelle, und wäre dort, wo es mir gut, viel besser ginge, als hier. Aber wenn Imre sich förmlich und ganz von mir losreißt, muß ich fortleben, muß es schon um meines Vaters willen, und dürfte nicht einmahl den Schmerz blicken lassen, der mich innerlich mit wüthendem Nagen verzehrt. Und es geht auch gesetzlich nicht an, denn wir sind ja feyerlich verlobt, ich trage seinen Ring, ich bin seine Braut, er ist vor Gott und der Welt mein Eigenthum!

Der Vater will an den Bischof, Imre's Oheim, schreiben. Er will diesem den Fall vortragen, und ihn vermögen, sein Ansehen dahin zu verwenden, daß der Neffe entweder seinem jetzigen Streben auf der Stelle entsage, hierher komme, sich mit mir trauen lasse, und alsogleich auf seine Güter gehe, ohne sich weiter mit kriegerischen und andern Gedanken zu befassen, oder daß er die Verlobung mit mir förmlich aufgebe, seinen Trauring zurücksende,

und den meinigen dafür hinnehme. — Ich habe meinem Vater vorgestellt, ob denn eine solche Ehe, auf solche Art erzwungen, ihm für das Glück seines einzigen Kindes Beruhigung und Sicherheit geben könnte? Ich habe ihn gebethen, von diesem Vorsatz abzustehen, noch eine Weile zuzuwarten und keinen übereilten Schritt zu wagen, der uns hinterher, Szillaghy möchte sich nun so oder so entscheiden, reuen könnte. Er will mich nicht anhören, und ich muß von Posttag zu Posttag zitternd erwarten, daß er entweder nach Regensburg oder unmittelbar an Imre selbst schreibt.

Diesem antworte ich jedesmahl, wenn ich einen Brief erhalte, genau so kurz, so oberflächlich, aber auch so freundlich, wie er schreibt. Noch nie hat nur Ein Wort, Ein Ausdruck ihm verrathen können, daß ich um seine Verirrung, um seinen unverzeihlichen Flattersinn weiß. Zu Vorwürfen werde ich mich nie erniedrigen. Sie helfen nichts, sie erbittern nur, und machen den Riß unheilbar. Nur Gott allein weiß, wie es im Innersten meines gequälten Gemüthes beschaffen ist. Ich kann nicht umständlich klagen und beschreiben, was und warum es mich schmerzt, aber ich fühle es tief. O möchte es bald so tief

gehen, daß es ans Leben ginge! Nein! Das war Unrecht! Das darf ich nicht wünschen. Jetzt, wo derjenige, für den ich so gerne gelebt hätte, sich von mir losreißt, gehöre ich ganz und mit allen Kräften meines Wesens meinem Vater, der ohnedieß in dieser bedrängten Zeit, und bey seiner Art zu empfinden, gekränkt, und unglücklich genug ist. Ich muß leben, ich muß den eigenen Schmerz besiegen, um meine erste und heiligste Pflicht zu erfüllen. Das ist die Aufgabe, die Gott mir auferlegt hat, und von der er einst Rechenschaft fordern wird.

Auch Dir, geliebte Franciska! drohen jetzt stürmische Tage. Die Französisch-Bayersche Armee hat sich nach Böhmen gewendet, sie wird Prag zu erobern suchen, wo sich dann der Churfürst zum Könige will krönen lassen. Wie wird es den armen Pragern, Dir und den Deinen ergehen? Nicht ohne Angst und die lebhafteste Theilnahme kann ich an die Schrecken denken, die Dir bevorstehen. Vor einigen Wochen fürchteten wir etwas Ähnliches, und ich weiß, was ich durch die allgemeine Besorgniß, und am meisten durch die Art ausgestanden habe, wie mein Vater die Sache nahm. Dir wird es in dieser Rücksicht nicht so schlimm ergehen. Dein Vater

ist Militär, er ist rasch, lebendig, entschlossen, und dann ist noch Jemand in Deiner Nähe, dessen Gegenwart, dessen Liebe und Theilnahme ja über Alles trösten kann. Gott erhalte Dir diesen Trost, meine Franciska, und lasse bald alle düsteren Schatten schwinden, welche jetzt noch die Aussicht auf Deine Zukunft trüben. Das wünsche ich Dir von ganzem Herzen. Lebe wohl!

Dreyzehnter Brief.

Elisabeth von Guttenstein an Franciska von Teuffenbach.

Wien im November 1741.

In meinem vorigen Briefe schon klagte ich Dir über meine seltsame und höchst beunruhigende Stellung zu Imre, welche durch die gereizte Gesinnung meines Vaters gegen ihn immer gefährlich für mein künftiges Glück wird. Leider dauert dieser gespannte Zustand noch fort. Ich habe sehr lange keinen Brief, und nicht die mindeste Nachricht von ihm. Der Hof ist von Preßburg zurückgekommen, der Abbate mit ihm, nur ein Paar Tage früher. Er hat uns bereits besucht, aber auch er wußte mir nichts Neues oder Bestimmtes zu berichten. Seine Erzählungen — die er, ich fühlte das wohl, sehr vorsichtig einrichtete, bestätigten bloß, was ich bereits weiß: daß Szillaghy sehr ausgezeichnet wird, daß die Kö-

niginn und ihr Gemahl ihn mit vorzüglicher Achtung behandeln, daß er eine glänzende Rolle in Preßburg sowohl, als bey der Insurrection spielt, auf die er bedeutenden und nützlichen Einfluß hat. Jemand, der gestern bey uns war, wollte gehört haben, daß Unordnungen in Stein am Anger, wo sich ein Theil der Insurrections-Armee sammelt, vorgefallen, und von Preßburg einige Offiziere abgeschickt worden wären, um dort Ruhe zu stiften. Unter ihnen soll sich auch Imre befinden. Doch das ist ein blosses Gerücht, und dient nur dazu, meine Zweifel und Sorgen zu vermehren. Daß der Vater etwas im Schilde führt, daß er — ohne mein Wissen, und vielleicht gegen meinen Willen — gegen meine Wünsche eigenmächtig handelt, wird mir oft nur zu wahrscheinlich. Bey Imre's gänzlichem Stillschweigen, bey dem Zweifel, ob er sich auch noch in Preßburg befindet, am meisten aber bey der Kürze und Trockenheit seiner letzten Briefe, lehnt sich mein besseres Selbstgefühl auch gegen den Gedanken auf, den Angst und Liebe mir einflößen, ihm geradezu zu schreiben, und Alles, wie es ist, darzulegen. Ach ich thäte es so gern! Aber ich fürchte des Vaters Unwillen, und ich fürchte, selbst Imre durch ein

solches — ich kann wohl sagen — zudringliches Benehmen zu mißfallen. O nur das nicht! Nur seine Achtung nicht verscherzen! Die ist mir zu meinem Glücke, ja zu meinem Selbstbewußtseyn nöthig; es mögen sich die Sachen übrigens zwischen uns gestalten, wie es Gottes Rathschluß ist.

Was die öffentlichen und Kriegsneuigkeiten anbetrifft, so sieht es doch, für den Augenblick wenigstens, etwas tröstlicher aus, und ich habe in dieser Rücksicht jetzt mehr für Dich als uns zu fürchten. Seit der Rückkehr des Hofes und den Nachrichten von den großen Anstrengungen der ungarischen Nation richten sich viele gedrückte Gemüther wieder auf, und die heiteren Mienen, welche man an den höchsten Herrschaften und allen ihren Umgebungen sieht, verbreiten ihren Sonnenschein auch über die andern Einwohner der Stadt. Selbst mein Vater fängt an doch wieder einiger Hoffnung Raum zu geben, besonders da die Nachrichten von unsern Gütern in Ober- und Unterösterreich, welche von den feindlichen Truppen besetzt sind, viel beruhigender lauten, als man mit Grund anfänglich fürchtete. Die fremden Soldaten betragen sich gut, keinerley Exceß wird gestattet, und jeder vor-

fallende streng bestraft, so daß Ruhe und Stille überall herrscht, und außer der Ernährung des, im Ganzen nicht zahlreichen Corps, dem Lande sonst keine Last aufgebürdet wird. Besonders sollen sich die französischen Offiziere anständig und freundlich benehmen, genaue Disciplin unter ihrer Mannschaft halten, und sich mit den Beamten, oder wo die Herrschaft gegenwärtig ist, auch mit dieser, sehr gut vertragen. Das sind denn Neuigkeiten, die den Vater sehr aufrichten, und einige alte Herren, die uns oft besuchen, Gutsnachbarn und Jugendfreunde meines Vaters, die sich vor den anrückenden Feinden hierher geflüchtet, sprechen Alle davon, daß sie Lust haben, auf ihre Schlösser zurück zu kehren, wo ihre Gegenwart sehr beytragen würde, die Ordnung aufrecht zu erhalten, und wo sie sich in der Gesellschaft der Fremden, bey Jagden und Gastmählern manche Unterhaltung versprechen. Ich höre das Alles, und zittere vor dem Gedanken, daß sie nicht etwa in meinem Vater die Lust erwecken, ihrem Beyspiele zu folgen, und nach Strengberg zu gehen. Da schwindet mir dann jede Hoffnung, die ich im Stillen noch immer hege, Imre, wenn es seine Geschäfte erlauben, auf ein Paar Tage hier zu sehen, und

vielleicht wieder Alles in das vorige Geleise zu bringen. Bis jetzt zwar ist keine Rede von einer solchen Reise, auch kenne ich meines Vaters Sinn, dem jede Abänderung seiner Lage widerwärtig ist; aber es hat sich schon Manches unvermuthet übel gestaltet, und so fürchte ich, daß die Schilderungen und Ermahnungen seiner Freunde Eingang bey meinem Vater finden könnten.

Vierzehnter Brief.

Baron Emerich von Szillaghy an den Marquis de la Feuillade d'Aubusson.

St. Miklos im November 1741.

Ich bin hier in meinen Bergen, in winterlicher Einsamkeit — Die Natur ist unfreundlich, der Sturm tobt um das Castell, Schneeflocken verfinstern die ohnedieß düstre Luft, es sieht unwirthlich, feindselig aus um mich — und eben so auch in meinem Innern. Die nächste Vergangenheit, so glänzend, so blendend, so vollgenügend, ist dahin — verschwunden — versunken, in dem ernsten Strome der Zeit und Nothwendigkeit. Der Hof ist nach Wien zurückgekehrt, das durch die plötzliche Richtung der feindlichen Armee nach Böhmen, der Königinn einen sicherern Aufenthalt als früher darbiethet, und von wo aus die Communicationen mit den übrigen Provinzen und dem deutschen Reiche leichter sind,

als von hier. Das begreife ich wohl, aber es hat eine widrige Leere in meiner Brust, wie in der Stadt und ganzen Gegend zurückgelassen! Jenes frohe, rührige, kriegerisch thätige Leben, das mir jeden Tag das Bewußtseyn gab, etwas Nützliches vollbracht zu haben, das mir die Möglichkeit verschaffte, die himmlische Schönheit nicht bloß täglich von weiten zu sehen, sondern zuweilen zu sprechen, Aufträge von ihr zu empfangen, ihr von dem Ausgerichteten Rechenschaft abzulegen, und neue Befehle zu hohlen, dieß schöne Leben hat ein Ende, und mit ihm — Sie werden sich wundern, lieber Freund! aber es ist nun einmahl so — ist auch die frühere Vergangenheit dahin. Verschwunden wie ein nichtiger Rauch, wie ein Traum, wenn man Morgens erwacht. Mit meiner Vermählung ist es aus — mein Trauring ist abgestreift, meine Hand wieder frey. Wie das eigentlich zugegangen? — Ich kann es Ihnen kaum deutlich und ordentlich erzählen, denn ich weiß selbst nicht, wie es sich gerade so machte; aber es hat sich nun gemacht, und ich bestrebe mich, es gut zu finden, und mich darüber zu erfreuen. Aber sehen Sie, welche Macht die Gewohnheit über uns arme Menschen hat! Die lange Zeit, in welcher ich mich nicht anders

als gebunden, und meine Zukunft, in der Verbindung mit einem liebenswürdigen und mir werthen Mädchen, festgestellt betrachten mußte,— diese lange Zeit hat mich so in diese Fesseln (denn Fesseln waren es immer für den Mann, der sich so frey als ich, damahls auf meinen Reisen bewegte) hineingepreßt, und darin festgehalten, daß sie mir jetzt ordentlich fehlen, und ich mich selbst der wiedergeschenkten Freyheit nicht recht freuen kann. Ja, ich sollte es Ihnen doch erzählen, wie es kam. Ich will versuchen, ob es mir gelingt. Fehlt etwas am genauen Zusammenhange, so ergänzen Sie es aus Ihrer Phantasie und Ihrer Erfahrung; denn von solchen Fällen, wo Sie mit einer Geliebten gebrochen, oder sie mit Ihnen, müssen Sie Viele erlebt haben.

Also — damit ich die odiöse Geschichte kurz fasse — ich lebte seit fast drey Monathen sehr glücklich, sehr beschäftigt in Preßburg, Sie wissen, wie? und meine Thätigkeit freute mich, so wie die Auszeichnungen, die mir von allen Seiten zu Theil wurden. Jetzt aber zu heirathen, die Lage, in der ich mich befand, plötzlich zu verlassen, oder auch nur auf eine Weile meine Geschäfte zu unterbrechen, konnte mir nicht in den Sinn kom-

men; auch dachte — dem Anschein nach — meine Braut ebenfalls nicht daran. Unsere Correspondenz ging ziemlich fleißig, wenn auch nicht so ausführlich und pünktlich fort wie ehemahls. Mir erlaubten meine vielen Arbeiten und Aufträge nicht, mich lange am Schreibtische zu beschäftigen; die Umstände, der Augenblick forderten meine ganze Thätigkeit, und wurden denn nicht auch Elisabeths Briefe, die doch gewiß nicht sonderlich beschäftigt seyn konnte, immer kürzer? Ich fand das klug, es überhob mich der Mühe, längere zu schreiben, und endlich begnügten wir uns Beyde, mit herzlichen Erkundigungen nach dem gegenseitigen Wohl, einigen zärtlichen Redensarten, und den nöthigsten Nachrichten von täglichen Vorfällen. Elisabeth, so dachte ich, ist bescheiden und verständig. Sie sieht es ein, daß eine weitläufige Correspondenz jetzt nicht möglich ist, und sie handelt vernünftig. So gingen Wochen hin. Da erscheint plötzlich ein großer, dicker Brief von der Hand ihres Vaters. Ich erschrack heftig, und ich gestehe Ihnen, der Gedanke, Elisabeth sey krank, oder todt — ergriff mich mit so lähmender Gewalt, daß ich nicht sogleich im Stande war, den Brief zu öff=

nen; denn was anders konnte den Vater bewegen, mir an ihrer Statt zu schreiben? —

Jetzt schäme ich mich dieses Schreckens, aber Sie sollen es doch wissen, um mich ganz und gerecht beurtheilen zu können.

Als ich mich gefaßt hatte, erbrach ich den Brief mit noch zitternder Hand. Wie bitter sollte ich für ein zu weichliches Gefühl gestraft werden! Der Brief war von dem alten Herrn, und ein Einschluß meines Onkels, des Bischofs, lag dabey. Der edle Herr von Guttenstein nahm es sehr übel, daß ich nicht alle meine Pflichten, als Lehnsmann der Königinn, als Gutsbesitzer, als Mitglied der Magnatentafel, liegen und stehen ließ, um nach Wien zu eilen und mich aufs schnellste mit seiner Tochter trauen zu lassen. Warum war er denn jetzt so dringend und eilig? Als ich ihn bey meiner Abreise vor fünf Monathen bath und beschwor, mich nicht ohne Elisabeths rechtlichem Besitze abreisen zu lassen, da hatte er tausend Vorwände und Ausflüchte, die alle aus der Luft gegriffen waren, aber die dennoch in dem schwachen Kopfe so fest hafteten, daß nichts sie erschüttern konnte. Und nun auf einmahl sollte ich ihm zu Willen seyn, Preßburg, meine Geschäfte, den Hof verlassen, seine Tochter auf

der Stelle heirathen und mit ihr auf meine Güter gehen, um seinem eiteln und kindischen Eigensinne zu fröhnen? Mein erster Gedanke war: Ich thue es nicht. —

Dann las ich des Oheims Brief. Der lautete anders, aber vielleicht noch ärgerlicher. Die Fama — diese klatschhafte, neidische, böswillige alte Hexe, hatte nichts Eifrigeres zu thun gehabt, als meine Vaterlandsliebe, meine Überzeugung von dem Rechte Marien Theresiens, mit eben so gehässigen als lächerlichen Farben auszumahlen, und mich überall als einen verliebten Thoren, der das, was er geleistet, nicht aus Pflichtgefühl und ritterlicher Sitte, sondern aus einer knabenhaft lächerlichen Leidenschaft gethan, zu verschreyen. Wie ich die Stelle gelesen hatte, fühlte ich meinen Zorn so erregt, daß ich späterhin froh war, dieß nur von einem leblosen Blatte, und nicht aus dem Munde irgend eines Menschen vernommen zu haben. Ich wäre meiner selbst nicht mächtig genug gewesen, um mich nicht an dem eben so dummen als boshaften Schwätzer zu vergreifen! Aber dieser Brief gab mir den Schlüssel zu dem befremdenden Inhalt des ersten.

Nach einigen Minuten kehrte mir Besinnung

und Ruhe genug zurück, um zu überlegen: erstens, daß der Schreiber mein väterlicher Freund und der Beschützer meiner Kindheit war; zweytens, daß er nur wiederhohlte, was er von Andern vernommen, ohne zu sagen, daß er diesen einfältigen Gerüchten Glauben beymesse; drittens endlich war die Sprache des Briefes herzlich, wohlwollend und ganz im Gegensatze mit dem scharfen, bitteren, ich möchte sagen, gebietherischen Tone in Guttensteins Schreiben. Es sind aber bey diesem alte Wunden, die bey jeder Berührung wieder zu bluten anfangen. Wir zwey passen nicht zusammen. Soll ich mir von meinem Schwiegervater vorschreiben lassen, wie und wo ich leben soll? Kann man mich für so thöricht, ja für so rasend halten, mich im Ernste verliebt in meine Monarchinn zu glauben? Wahrhaftig! Ich weiß nicht, was ich für beleidigender halten muß, einen solchen Verdacht im Ernste ausgesprochen, oder den zurecht weisenden Ton und die Forderungen, die sich der präsumtive Schwiegervater gegen mich erlaubte!

Der Onkel, in allem klüger und bescheidener als sein alter Freund, redete die Sprache des Herzens zum Herzen. Er stellte mir die Liebenswürdigkeit meiner Braut, meine Pflichten gegen

sie, meine Verlobung, endlich ihren Schmerz vor, wenn das Gerücht — dem er indessen keinen Glauben beymessen wolle — dennoch wahr seyn sollte! Mein Gott! Wußte ich denn das nicht Alles? Liebte ich meine Elisabeth nicht? War ich nicht entschlossen, ihr meine Hand zu reichen, mein Schicksal mit ihr zu theilen? Aber nur jetzt nicht! Nur nicht in dem Augenblicke, wo das Vaterland und die Pflichten, die jedem Staatsbürger vor Allem heilig seyn müssen, alle meine Kräfte, meine Zeit, meinen Willen in Anspruch nehmen! Jetzt konnte ich nicht thun, was die beyden alten Herren gar fein und klüglich ausgesonnen hatten, um mich nach ihrer Pfeife tanzen zu machen. Doch das können sie nicht begreifen, vor Allen Guttenstein nicht, — daß die Welt sich nicht wie das Haus, das er in Wien bewohnt, regieren, und die Verhältnisse, welche Staaten betreffen und die Gesammtheit angehen, vor der das Wohl und die Wünsche des Einzelnen verschwinden, nicht mit dem altfränkischen engen Maßstabe gemessen werden können, mit dem er sein schneckenartiges Leben abzirkelt und abmißt, und mit dem er seine Hausgenossen und seine arme Tochter oft genug peinigt.

Von ihr selbst, der sanften frommen Seele,

war kein Blatt, kein Wörtchen beygefügt. Wußte sie um diesen Schritt ihres Vaters? Billigte sie ihn, und überließ sie ihm die Sorge, eine Angelegenheit zu betreiben, die ihr am Herzen lag, und in die selbst thätig einzugreifen, ihr gegen das Zartgefühl schien? Sollte ihr Stillschweigen mir ihre Untheilnahme und die Mißbilligung dieses Verfahrens bedeuten? Ich wußte es mir nicht zu erklären; aber ich fühlte mich durch den ganzen Vorgang aufs höchste beleidigt, und mit Recht erzürnt. Mein erster Gedanke, wie ich oben sagte, war: Ich thue es nicht. — Ja ich hatte sogar Lust, nicht zu antworten, denn ich hielt das Alles zu sehr unter meiner Würde.

Über Nacht kamen andere Gedanken. Elisabethens Bild erschien mir in den unruhigen Träumen, die mein erhitztes Blut mir vorgaukelte. Sie war so hübsch, sie sah mich so trauernd an! Es war mir, als sagte sie: Rechne mir nicht zu, was Andre in thörichtem Wahne verbrochen haben; denke, daß der schwachsinnige alte Mann mein Vater ist, daß ich ihn liebe, und schone seiner, um seinet- und meinetwillen!

Ich fühlte mich am Morgen anders gestimmt. Ich überlegte, ich rechnete. Es ließen sich vier oder fünf Tage gewinnen; diese reichten hin,

um nach Wien zu eilen, meine Elisabeth zu umarmen und ihren Vater zu beruhigen, indem ich ihn bath, schnell alle Anstalten zu unserer Trauung zu treffen. Diese konnte denn auch geschwind vollzogen werden, und ich am fünften Tage Abends wieder in Preßburg, bey meinen Geschäften und meiner Truppe seyn. So hatte ich mir Alles klug und genau ausgedacht, und setzte mich an jenem Tage gleich nach Tische an den Schreibtisch, um dem alten Herrn zwar höflich, jedoch auf eine Weise zu schreiben, die ihm die Unschicklichkeit und das Zweckwidrige seines Benehmens zeigen, zugleich ihn aber von meinem guten Willen und meiner Versöhnlichkeit überführen sollte, indem ich mich bereit erklärte, nach Wien zu kommen und mich mit meiner Elisabeth trauen zu lassen.

Was ist der Mensch und seine Vorsätze! In dem Augenblicke, wo ich den Brief begonnen hatte, meldete man mir eine Ordonnanz vom Grafen Palffy, unserm Feldmarschall, mit Aufträgen an mich. — Ich öffnete das Paket. — Es war, als berühre mich etwas Unheimliches, wie ich es that. Es enthielt einen Befehl, auf der Stelle zu ihm zu kommen, und dann schleunigst meine Anstalten zu treffen, um nach Stein am Anger zu eilen, zu fliegen wo möglich, wo eine große Ab-

theilung der Insurrection aus den unteren Komitaten versammelt stand, und Unruhen ausgebrochen waren.

Ich warf mich auf eines meiner Pferde, die jetzt immer gesattelt standen, weil ich vom Feldmarschall sowohl, als auch zuweilen von meiner Königinn selbst, wie ein Gallopin herumgeschickt wurde, und eilte zu Palffy. — Hier vernahm ich, daß wegen der Proviantirung und Löhnung bedeutende Mißhelligkeiten vorgefallen, daß es nöthig sey, sogleich und mit Kraft einzugreifen. Die bestimmtere Weisung sollte ich von Ihr selbst, von meiner Monarchinn, erhalten. Ich ritt sogleich hinauf ins Schloß, meldete mich in der Kammer; der Befehl, mich sogleich vorzulassen, war schon gegeben. Die Königinn selbst setzte mir den Stand der Dinge auseinander, forderte meine Meinung, schien damit zufrieden, und gab mir dann ihre Verhaltungsbefehle, mit dem Bedeuten, mich fertig zu halten, mit der einbrechenden Nacht aufsitzen zu können. Die nöthigen Papiere würde ich bis dahin erhalten.

So eilte ich denn in mein Quartier. Was blieb mir zu thun übrig? Jener angefangene Brief konnte nun nicht geendigt werden. Ich mußte die Paar Stunden, welche noch übrigten,

anwenden, um mich so umständlich, als es seyn konnte, zu entschuldigen, und den alten Herrn zu bitten, daß er Geduld haben wolle, bis ich — Gott weiß — wann? vielleicht in drey oder vier Wochen wieder hierher zurück, und mit meinen sehr dringenden Aufträgen so weit fertig seyn würde, um mir einige Tage frey zu machen, wo ich nach Wien gehen, und, seinem Wunsche gemäß, die Trauung vollziehen lassen wollte. Dann aber, was er in seinem Briefe gefordert, nachdem ich mein Contingent zur Insurrection gestellt, mich zurück zu ziehen und — verheirathet oder nicht — auf meine Güter in der Lipta zu gehen, daran sey nun und nimmer zu denken. Jetzt den Abschied nehmen, würde ein ewiger Schimpf, ein Brandmahl für mich auf Lebenszeit vor meinen Landsleuten, ja vor der ganzen Welt seyn. Im Gegentheil wäre ich, nach reifer Prüfung meiner äußeren Lage sowohl als meines Charakters, entschlossen, nicht bloß jetzt die Dienste meiner Monarchinn nicht zu verlassen, sondern diesem Dienste und meinem Vaterlande mein ganzes künftiges Leben zu weihen.

Ich war meines Theils froh, daß sich diese Gelegenheit both, um den Mann, den nun einmahl das Schicksal mir so nahe gestellt, und

ihm Einfluß auf mein Wohl oder Weh gestattet hatte (wie ich so eben den Tag vorher mit Mißvergnügen empfunden), mit meiner veränderten Ansicht und dem neuen Lebensplane, den die Umstände in mir erzeugt hatten, bekannt zu machen. Immer würde ich das früher oder später haben thun müssen, und er sowohl als Elisabeth es erfahren haben. Für sie hätte ich gut stehen wollen, sie würde vor dem Gedanken, das Schicksal eines Soldaten zu theilen, im Anfange erschrocken seyn; aber dieser Soldat war ihr Bräutigam, ihr Imre, und sie würde sich endlich daran gewöhnt haben. Anders war es mit dem Vater, der — das wußte ich wohl — jenen natürlichen Abscheu vor dem Soldatenstande hat, welcher allen Geschäftsmännern, Stubensitzern und Gewohnheitsmenschen gemein ist. Er mußte wissen, wie er mit seinem Schwiegersohne daran war, und so erfuhr er es bey diesem Anlasse am Schicklichsten. Übrigens mußte ich die Art, wie er es aufnehmen wolle, in seine Willkühr stellen.

Das that ich denn, fügte noch einen, zwar kurzen (denn die Zeit drängte), aber recht warmen, herzlichen Brief an meine Elisabeth bey, worin ich ihr von dem neuen Hindernisse, das

sich unseren Hoffnungen entgegen stellte, Nachricht gab, sie auf bessere Zeiten vertröstete, und etwas von den militärischen Projecten für die Zukunft durchschimmern ließ. Gleich darauf kamen meine Depeschen und ich ritt in die finstere, unfreundliche Oktobernacht hinaus, wo ein gefrorner Nebel stechend um mein Gesicht spielte, und die Natur sich recht widerwärtig um mich herum gestaltete.

Den Brief hatte ich auf die Post gegeben, ehe ich zu Pferde stieg. In Stein am Anger erwartete ich die Antwort. Es vergingen acht — vierzehn Tage — endlich drey Wochen. Meine Stimmung war nicht die angenehmste. Bey den versammelten Truppen herrschte Mißmuth (Sold und Lebensmittel waren nicht hinreichend vorhanden), unter den Führern Uneinigkeit. — Mühsam, aber dennoch gelang es mir endlich, durch die zweckmäßige Unterstützung, die ich vom Hofe erhalten, die Gemüther zu beruhigen. Aber weniger ruhig war es in mir. Ich hätte nun doch einmahl wissen wollen, wie Elisabeth und ihr Vater meine Meldung aufgenommen? Am Ende der dritten Woche war ich mit meinem Auftrage zu Stande gekommen. In Preßburg hoffte ich Briefe zu finden — es konnte sich leicht ein früherer verirrt haben; denn das Postwesen müssen

Sie sich hier in Ungarn nicht wie das in Ihrem Vaterlande denken. Wir beginnen erst, wo Sie längst stehen. So war es auch. In Preßburg lag ein Brief — aber nur Einer — und er war von ziemlich neuem Datum, fünf Tage alt und vom Vater. Sein Inhalt — nein, er war zu ärgerlich, zu thöricht, zu unsinnig möchte ich sagen, um ihn ganz zu wiederhohlen! Der alte Herr schien Alles, was ich von der Nothwendigkeit meines Aufschubs, von meinen Aufträgen geschrieben, für leere Ausflüchte zu halten. Deutlich war das freylich nicht ausgesprochen, er fühlte wohl als Kavalier, welche Folgen das Zeihen einer Lüge haben konnte; bestimmt aber hielt er sich an seinen, wie er ihn nannte, unumstößlichen Grundsatz: seine Tochter nie einem Militär zur Frau zu geben. Da ich nun gesonnen sey, diesen Stand zu ergreifen, da mein künftig unstätes Leben, und die Gefahren, denen ich täglich ausgesetzt seyn würde, mir eine Frau nur zur Last, und diese Frau gewiß unglücklich machen würden, so hielt er es für's Beste u. s. w. u. s. w. — den Schluß können Sie sich hinzu denken.

Ich ward wüthend — ich warf den Brief auf den Tisch — ein Schächtelchen, das dabey gelegen

und dessen ich vorher nicht gewahr worden, fällt zur Erde. Es war sorgfältig vermacht und gesiegelt. Ich reiße es auf — mein Trauring kollert mir vor die Füsse! Ey so hohle es der Teufel! dachte ich, warf alles zusammen auf den Tisch, und eilte zum Palatin, um ihm Bericht von meiner Mission abzustatten; denn mein Verlangen nach Nachrichten aus Wien war so groß gewesen, daß ich nicht (wie ich doch gesollt) zuerst zum Feldmarschall, sondern dorthin geeilt war, wo ich erfahren konnte, wie es mit Elisabeth und meinen Hoffnungen stehe.

Bey Palffy nahmen Erkundigungen und Auskünfte, Geschäftsberichte und neue Aufträge meinen Geist, ich mag wohl sagen, wohlthätig, sogleich in Beschlag. Mir blieb keine Zeit, um in meinem zerrissenen Herzen nachzugrübeln. Das Lob, das mir der ehrwürdige Greis ertheilte, war ein sanfter, aber freylich nicht genügender Balsam für die Wunde, die, das fühlte ich wohl, — stark blutete. Sie hatte abermahls keine Zeile geschrieben, mein herzlicher Brief war unbeantwortet geblieben! Das that mir doch sehr wehe, das hatte ich nicht um sie verdient! Oder hatte ich? — — Was meinen Sie? Zuweilen läßt sich eine leise Stimme in mir hören, die mir

so etwas zuflüstern will. Aber das sind Grillen, schwächliche Ängstlichkeiten noch aus der Schulzeit.

Es sollte aber Alles zusammen stürzen, Alles, was mich erfreut, erhoben, beruhigt hatte, mit Einmahl mir entrissen werden. Am andern Tage nahm ich Audienz, um der Königinn, wie ich mußte, Bericht zu erstatten. O dieser gnädigen Anerkennung meiner Dienste vergeß' ich nie! Ja, Ihr allein sey künftig mein Leben, alle meine Kräfte, jeder Blutstropfen geweiht! Sonst hat und will ja Niemand Anspruch an mich. Ich stehe allein in der Welt.

Aber auch diese Sonne sollte mir untergehen. Sie selbst kündigte mir an, daß die Wendung der Umstände ihr erlaube, und die Lage der Dinge gebiethe, nach Wien zurück zu kehren. Mir trug sie noch auf, in meinem Comitate einige rückständige Bewaffnungen zu betreiben. Zwey Tage darauf reisete der Hof ab. Die Schiffbrücke trug die Erste Frau dieser Erde über die Fluthen des Stromes — mich mein schnellstes Pferd auf dem Landweg fort, fort nach dem Norden, und so bin ich hier. Leben Sie wohl!

Fünfzehnter Brief.

Franciska von Teuffenbach an Elisabeth von Guttenstein.

Prag im November 1741.

Der Schlag, der euch in Wien treffen sollte, schwebt jetzt bereits über unsern Häuptern, und wir sehen mit blinzenden Augen den Moment nahen, wo er auf uns niederfallen wird: das heißt, die feindlichen Armeen stehen ganz nahe vor Prag, und können in einem Tage hier seyn. Es ist eine gewaltige Gährung und Confusion in der ganzen Stadt. Unsre militärische Besazung soll schwach seyn, man hat daher die Bürgerschaft bewaffnet; was von gedienten erfahrnen Offizieren sich in der Stadt befindet, ist aufgefordert worden, Theil an diesen Anstrengungen zu nehmen, und Du kannst denken, daß mein Vater keiner der Letzten war, um seine Treue und seinen Muth zu beweisen. Ich glaube

auch, es war überhaupt nützlich für ihn; denn diese militärische Beschäftigung sagt ihm doch im Grunde viel besser zu, als jene Arbeiten am Heerde im Laboratorium. Er ist wie verjüngt, den ganzen Tag auf den Füssen, bald hier auf einem Platz um Musterung zu halten, bald dort auf einem Wall, um Anstalten zur Vertheidigung zu treffen, und seine Leute in ihre Pflichten einzuweisen. Das erheitert ihn, und macht ihn Manches vergessen, was ihn sonst mißmuthig stimmte. Es kommt auch mir zu statten. Freylich habe ich jetzt auch viel zu thun. Mein Vater glaubt an eine ernste Vertheidigung von Seite der drey Städte, an eine Belagerung, die sich in die Länge ziehen könnte, und daher muß ich auf seinen Befehl Vorräthe aller Art ins Haus schaffen, für Verbandstücke, für allerley kleine Bedürfnisse sorgen, die man wohl täglich brauchen, und wenn die Stadt belagert würde, nicht leicht bekommen könnte. Das gibt mir viel zu thun, aber ich richte es mit heiterem Sinne aus. Täglich Abends sehe ich meinen Fritz. Sein Anblick, sein Umgang entschädigt mich für alle Entbehrungen, belohnt mich für jede Mühe, und daß der Vater jetzt so ganz nach seinem Sinne beschäftigt ist, erleichtert unsere Stellung

sehr. So kommt es, daß mitten unter verworrenen, beängstigten Menschen, unter allgemeinen Klagen und Sorgen, ich mich beynahe allein ruhig und vergnügt finde. Auch glaubt mein Fritz an keine förmliche Belagerung, die Garnison scheint ihm zu schwach, die Kräfte, und vielleicht auch der Wille der Bürger nicht stark genug, um so zahlreichen Feinden zu widerstehen; denn es stehen drey Armeen in der Nähe, und von dem Schloßberg kann man das Sächsische Lager jenseits der Moldau bey Troja sehen. Er hat noch eine Menge andere Gründe, auf die ich mich nicht einlasse, da ich sie theils nicht verstehe, theils nicht zu beachten nöthig finde. Was geht mich die Politik und der Krieg an! Meine Reiche liegen in Fritzens Herzen, meine Politik ist, die Mittel auszusinnen, um ihm einst — bald, ganz anzugehören.

Später.

Der Vater hat mich rufen lassen. Es ist ein Trompeter vor dem Strahöver-Thore erschienen, der im Nahmen des rechtmässigen Königs von Böhmen, Churfürst Karls von Bayern, die Öffnung der Thore verlangte. Unser Commandirender, Graf Ogilvy, hat ihm, wie sich's versteht, abschlägige Antwort gegeben. Er kenne

nur Einen rechtmässigen Herrn von Böhmen, die Königinn Maria Theresia, und man werde doch nicht glauben, daß er eine Stadt übergeben würde, gegen die noch kein Schuß geschehen? Übrigens wisse er, daß der Entsatz herbeyrücke, und der Großherzog schon zu Beneschau stehe [8]).

So lautete Ogilvy's Antwort. — Es steht nun zu erwarten, was die Feinde thun werden. Indessen ist die Bürgerschaft auf die Wälle commandirt; mein Vater in voller Thätigkeit und voll der besten Hoffnungen, jeden Angriff, jeden Sturm abzuschlagen. Die Garnison soll zwar schwach, wie er sagt, aber muthig und voll guten Willens seyn. Mir erscheinen die Umstände nicht so im günstigen Lichte. Ich fürchte, wir werden schreckliche, blutige Auftritte erleben. Das unglückliche Prag war ja von jeher bestimmt, der Schauplatz trauriger Kämpfe zu seyn, vom Hussitenkriege an bis zum dreyßigjährigen. Heut erwarte ich meinen Fritz nicht, es geht gar zu unruhig auf den Straßen zu, und ich kann mich einer inneren Angst um ihn und den Vater nicht erwehren.

In der Nacht.

Mein Gott! Welches Getöse! Kanonenschüsse auf der andern Seite der Stadt — hinter dem

Hradschin, wie es scheint. Man sieht die Feuer des Geschützes aufblitzen.

Die Trommel wirbelt durch die Straßen — die Franzosen und Bayern stehen vor dem Strahöver=Thore, die Garnison, die sich auf dem Altstädter=Ring gesammelt hat, marschirt der Brücke zu. Ach Gott! Wie mag es um den Vater stehen — und um Fritzen! Er wohnt auf dem Hradschin, dort brennt schon ein Haus — man sieht den Schein; denn ich war so eben, um ein wenig zu spähen auf dem Dachboden mit meinen Hausleuten, denen ich Muth und Zuversicht einspreche, obgleich ich deren selbst nicht viel habe.

Den 26. November. Morgens.

Es ist vorbey — die Feinde haben sich diese Nacht der ganzen Stadt bemeistert — wir sind Bayrisch. Der Vater wüthet, eine Contusion an der Seite, die er auf dem Walle von einer matten feindlichen Kugel erhielt, verdoppelt seinen Zorn; denn sie hindert ihn, obgleich sie zu meiner größten Freude nicht gefährlich, ja nicht einmahl bedenklich ist, an jeder Bewegung, selbst im Zimmer. Von dem Schrecken, als ihn seine Leute gegen fünf Uhr morgens auf einer Tragbahre ins Haus brachten, und ich noch gar nicht

wissen konnte, was geschehen war, hast Du keine Vorstellung. O wie dankte ich Gott, als ich ihn lebend sah, und der schnell herbey gerufene Wundarzt uns jede Sorge benahm, und nur Schonung und Achtsamkeit empfahl.

Der Grund seines Zornes — der mir dießmahl gerecht scheint — ist der wenige Widerstand, der den Feinden entgegengesetzt wurde. Am Strahöver-Thore begann das Schießen, wie ich Dir in der Nacht schrieb. Ogilvy schickte seine wenige Mannschaft dahin, um sich dem Feinde entgegen zu stellen. Das wollte dieser eben — denn das ganze Gefecht auf jener Seite war nur eine Maske — und indessen setzte der weit größere Theil der französisch-bayerschen Armee über die Moldau, griff die Neustadt an, und überstieg die Mauern ohne Widerstand, ohne Blutvergießen. Ernster ging es am Karlsthore, wo auch der Vater mit seiner Abtheilung der Bürger stand. Graf Rudowsky mit den Sachsen leitete den Sturm — er ward abgeschlagen, hier kostete es viel Blut, selbst ein sächsischer General Weisbach soll dort das Leben verloren haben. Beym zweyten Angriff kamen die Feinde doch in die Stadt, aber es sind viele von beyden Seiten

todt, noch mehrere verwundet, und unter ihnen auch der Vater.

Daß wir die Nacht über nicht schliefen — nicht schlafen konnten, vor Angst, Erwartung, Schrecken, und vor dem Donner der Kanonen, dem Plänkeln des Gewehrfeuers, das kannst Du Dir denken. Welchen Jammer, welche Scenen von Härte, Plünderung, Rohheit, konnte uns der Morgen bringen!

Es kam Alles ganz anders. Nachdem Graf Ogilvy mit einer ganzen Menge Offiziers und Gemeinen sich kriegsgefangen ergeben hatten, war alles in Ordnung, und alles ruhig. Heut überraschte mich der Anblick des ganz unveränderten Lebens. Die Boutiquen stehen offen, der Markt ist voll Käufer und Verkäufer wie sonst, der Handwerksmann arbeitet, kurz Alles ist geblieben, wie es gestern war; nur unser Herr, heißt es, sey ein Anderer. Davon will der Vater nichts wissen. Es ist überhaupt nicht mit ihm zu reden, und ich sammt allen Leuten im Hause müssen uns aufs äußerste hüthen, ihm keinen neuen Anlaß zum Zorn zu geben, ich müßte fürchten, es könnte ihn ein Schlagfluß rühren. O Gott! nur das nicht, nur jetzt nehme mir sein Zorn den Vater nicht, jetzt nicht, wo die

Umstände und seine eigene Härte mich gezwungen haben, heimlich gegen seinen Willen zu handeln! Dieser Verlust in dieser Zeit würde mein ganzes Leben verbittern. Ich will ja gehorchen, ich möchte ja dem Vater recht thun — aber kann ich denn jetzt, wo er ohne Bedenken mein ganzes Lebensglück seinen einseitigen Ansichten und seinen Ansprüchen in jenem unseligen Processe opfern will? Nein! Nicht wahr, Elisabeth. Du bist so eine gute Tochter, Du würdest aber doch, obgleich Du Deinem Imre jetzt, und wohl mit Recht zürnst, deine Hoffnungen auf Dein Glück an seiner Hand nicht dem Eigenwillen Deines Vaters aufopfern? Sieh! Ich denke auch so, und hoffe mit Zuversicht, daß die Zeit uns Hülfe bringen soll. Lebe wohl!

Sechzehnter Brief.

General Baron von Teuffenbach an Herrn von Guttenstein.

Prag am 30. November 1741.

Wie es in Prag ergangen, welches Schicksal uns über den Hals gekommen, wirst Du bereits durch öffentliche Nachrichten erfahren haben. Daß ich das erleben mußte! Daß so wenig Treue, Ehrlichkeit und guter Wille unter den Menschen ist, um den Herrn zu wechseln, wie ein altes Kleid! Das ist zu arg! Gelähmt bin ich auch. Eine verdammte sächsische Kugel hat mir die Seite getroffen, nicht so stark, um mir das Leben zu nehmen, aber stark genug, um mir für mehrere Zeit das Ärgste zu thun, was mir geschehen konnte, nähmlich daß ich mich nicht rühren kann, und die verteufelten Schmerzen noch obenein in den Kauf habe. Wie gesagt, es ist zum Bersten vor Zorn, und wer mir recht gut wolle, sollte mir eine Kugel vor den Kopf geben!

So haben sie sich nicht wehren können, die Racker? So haben sie herunter laufen müssen von den Wällen, nach einem miserablen Widerstande? Zwar überall ging es nicht so, und bey uns am Karlsthore war ein Fechten comme il faut. Es setzte blutige Köpfe — mancher Sachse biß ins böhmische Gras, und sogar ihren General Weißbach mußten sie auf dem Walle lassen. Aber was kann das helfen, wenn alle Andern — ich hätte bald gesagt — Schurken sind! Was nützte unser Widerstand? Wofür haben wir unser Blut vergossen? Noch mitten im Gefechte, und im Begriff, die Sachsen zum zweyten Mahle zurück und über die Mauern hinab zu werfen, kam uns wie ein Donnerstreich die Nachricht, die Franzosen und Bayern seyen beym Strahöwer= und Neuthor fast ohne Schwertstreich in die Stadt gelangt, und diese sey bereits ganz in ihrer Gewalt. Ich dachte im ersten Augenblicke, ich hätte nicht recht gehört; denn ich lag schon etwa einen Büchsenschuß davon auf der Erde, wo mich meine Leute hingetragen hatten, als jene Kugel mich so schlecht traf! Aber es war wahr! Hölle und Teufel! Wahr! Den Franzosen und Bayern gehörte Prag, Böhmen nächstens dazu! — Man erwartete den Churfürsten schon den folgenden

Tag, der sich in aller Eile krönen lassen wollte. Das Alles vernahm ich auf der Straße, indessen sie mich den weiten Weg, vom Karlsthore über die Brücke, in mein Haus am Altstädter Ring trugen. Ich sage Dirs, ich glaubte, ich müsse vor Zorn ersticken, und so tüchtig meine Contusion war — in jenen Augenblicken empfand ich sie nicht. Ich empfand bloß meinen Ärger, meine — Verzweiflung möchte ich sagen. Überall in den Straßen fremdes Militair, an den Brückenthürmen fremde Feldzeichen der fremden Wachen! Hättet ihr doch Alle nur Einen Hals! dachte ich, wie jener römische Kaiser, und ich könnte ihn euch abschneiden! Wie selig stürbe ich dann! Aber so gut sollte es mir nicht werden. Ich werde genesen, ich bin es schon mehr als halb, mein verdammtes Blut ist so gesund, daß mir nichts etwas anhaben kann.

Was mich noch mehr verdroß, war die Stille, Ordnung und Ruhe, mit der das Alles vor sich ging. Ohne Geräusch, sachte, wie begoßne Hunde schlichen sich die Bürgerwachen von den bereits eroberten Mauern in ihre Häuser zurück, und Niemand wehrte es ihnen, Niemand sah sie scheel darum an. „Ein Kriegsgefangener Offizier!“ „Ein blessirter Stabs-Offizier!“ „Macht

Platz!“ hörte ich die fremden Teufel neben mir bald französisch, bald deutsch sagen — und nicht einmahl grob waren sie, daß ich sie hätte schimpfen können. Braver Kamerad! rufte Einer, Macht Platz für den Verwundeten! ein Anderer, so kam ich in aller Ordnung und mit allen Ehren zu Hause an.

Wie meine Franzel erschrack, als man mich so vor sie hinlegte, das kann ich Dir gar nicht sagen. Es söhnte mich mit Manchem aus, was ich an ihr auszustellen hatte und noch habe. Überhaupt hatte sie sich in diesen letzten Tagen vor der Bestürmung, wo es galt, den Kopf zusammen zu nehmen, und auf Alles zu denken, was zu einer Zeit Noth that, wo man einer langen Absperrung entgegen sah, recht gut benommen, und durch Muth, Besonnenheit und Rührigkeit gezeigt, daß sie ein echtes Soldatenkind ist. Wer hätte doch glauben können, daß wir uns nicht tüchtig wehren, und wenigstens ein Paar Wochen die Stadt halten würden? Aber in Einer Nacht, fast ohne Blutvergießen! Es ist zu arg!

Am andern Tage war Alles in der Stadt ruhig — ordentlich; der Bürger ging seinem Gewerbe nach; der Bauer kam zu Markte; es war, als wäre gar nichts vorgefallen. Das ist

eben das Entsetzliche! So wechselt man Herrschaft und Dynastie über Nacht, ohne Kampf, ohne Reue, ohne Rückblick! Der Churfürst kam auch wirklich, und hielt seinen Einzug durch die Stadt aufs Schloß hinauf. Diejenigen vom böhmischen Adel, deren Güter die feindlichen Armeen besetzt hielten, erschienen bey dem neuen Hofe. Viele entfernen sich unter allerley Vorwänden von Prag, um nicht bey der Huldigung gegenwärtig seyn zu müssen, die auf den neunzehnten December ausgeschrieben ist. Noch Andere halten sich still, lassen sich krank melden u. s. w. Ist irgend etwas Gutes an meiner jetzigen Lage, so ist es die Unmöglichkeit, mein Zimmer zu verlassen, und daß ich von Alle dem, was vorgeht, nichts zu sehen brauche. Vor ein Paar Tagen zog ein Herold durch alle Straßen der drey Städte, und verkündete unter Trompetenschall, daß der Churfürst Karl von Bayern rechtmäßiger König von Böhmen sey. Ich habe nichts von dieser Verkündigung gehört und gesehen. Es soll ein Schauspiel für den Pöbel gewesen seyn. — Wer Ehre im Leibe und Gefühl für Anstand hatte, hielt sich zu Hause. Seit dem geht Alles, wie gesagt, seinen gewohnten Gang. Die fremden Truppen betragen sich still und ordentlich —

der Bürger bleibt ungehindert in seinem Erwerbe und Hauswesen, und den Einquartirungen wird nicht viel mehr verabreicht, als man einheimischen Soldaten geben müßte. Sollen wir ihnen das danken? Den Teufel auch! Sie betrachten sich eben nicht in Feindes-, sondern in ihres Bundesgenossen Land. Sobald der Churfürst hier zu Hause ist — sind die Franzosen und Sachsen seine Gäste und Freunde! Ich versichere Dich, Herr Bruder, wenn das lange so fortdauert, und der Großherzog mit seiner Armee nicht heran rückt, diese verhaßten Freunde zu vertreiben, so sterbe ich noch vor Ärger, denn meine Wunde bringt mich nicht um. Lebe wohl.

Siebzehnter Brief.

Elisabeth von Guttenstein an Franziska von Teuffenbach.

Wien im November 1741.

Mein Schicksal ist entschieden — ich bin für immer und ohne Rückkehr von Szillaghy getrennt. Meinen Trauring mußte ich abliefern; der seinige liegt dort auf dem Bethpulte. Ich habe ihn der Schmerzens-Mutter, wie alles Leid und alle Schmerzen, die diese Verbindung über mich brachte, geopfert. Der Vater hat es so gewollt. Ich mußte gehorchen. Ich sehe wohl ein, daß es ungefähr auf diese Art kommen mußte. Ob sich keine mildere, keine, die einem Hoffnungsstrahle den Zugang verstattet hätte, ausdenken lassen konnte? weiß ich nicht. Er war zu leichtsinnig, seine Leidenschaft für einen Gegenstand, dessen Höhe und Unerreichbarkeit ihr das Gepräge einer Thorheit aufdrückte, zu gewaltig. Sie riß ihn über alle Schran-

ken der Klugheit hinaus. So konnte es zwischen uns nicht bleiben. Das erkenne ich. Selbst meine Ehre vertrug sich nicht damit. Des Vaters alter Widerwille gegen so Manches, was Imre in Gesinnung und Handlungsweise an sich hatte, schärfte jetzt seinen Unmuth, und kein milderes Zureden, keine Bitte um Geduld, Nachsicht, nur um Mäßigung, fand statt, besonders nachdem selbst fremde Personen, und Briefe von anderen Orten, ihn auf die Gerüchte aufmerksam gemacht, die über Szillaghy in Preßburg, in Wien und an noch ferneren Orten circulirten, und die Alle von dieser Leidenschaft sprachen, ihn bitter tadelten, mich bedauerten und meinen Vater aufforderten, hier entscheidend einzuschreiten. Ach, wenn die Leute nur nicht gar so dienstfertig und gar so bereit wären, sich in die Angelegenheiten des Nächsten thätig einzumischen! Es geschieht doch nicht aus Liebe, und darum auch nicht mit Liebe. Es ist nur Klatscherey, Vorwitz, unnütze Geschäftigkeit, oft böser Wille! Mir haben sie unsäglich wehe gethan. — Mein Glück ist auf immerdar zernichtet! Kaum darf ich der Hoffnung Raum geben, daß der Gram, der in meinem Innern nagt und mir, seit acht Tagen ungefähr, alle Abende ein kleines Fieber verursacht, dahin kommen werde, meinem Leben

ein Ende zu machen. Mein Vater bedarf meiner noch sehr. Er hat zwar die ganze schwierige Verhandlung ohne mich gemacht; er hat ein Paar seiner Gutsnachbarn und Freunde, alte Herren, die bey uns aus- und eingehen, zu Rathgebern und Gehülfen gehabt, die ihm die Nachrichten verschaffen und die nöthigen Schritte thun mußten; — aber dennoch weiß ich, daß er mich liebt und, nach seiner Ansicht, durch jene Schritte für mein Glück aufs Beste gesorgt zu haben glaubt.

Es ist wahr: Er hat sich unverantwortlich betragen! Seit jenem unglücklichen Landtage, wo aus nur zu schönen Augen der erste Funke in sein Herz fiel, war der Ton und Inhalt seiner Briefe verändert. Sie handelten nur von Ihr, oder nur von den Dingen, die sich auf seine Stellung bey der Insurrection, und also mittelbar auch wieder auf diesen Gegenstand bezogen, besonders nach jener Rettungsgeschichte. Allmählig wurden sie immer kürzer, seltener; zuletzt vergingen Wochen, ehe ich eine Zeile erhielt, und immer häufiger wurden die Gerüchte, die Erzählungen von dem, wie er sich in Preßburg betrug. Es war unmöglich, das Alles zu überhören oder gleichgültig dabey zu bleiben. Im Anfange sprach der Vater mit mir darüber. Die Art,

wie er es aufnahm, wie ich ihn bath, noch eine Weile Nachsicht mit einer Verblendung zu haben, die vielleicht nur vorübergehend seyn konnte, und keine zu raschen Schritte zu machen, schien ihm nicht zuzusagen. Von dem an sprach er wenig oder gar nicht mehr darüber — aber — er handelte. O mein Gott, und wie muß er gehandelt haben!

Zuerst kam ein Brief von Imre an mich. Ein seltsamer, flüchtiger Ton herrschte darin. Er sprach von seiner Heirath mit mir, aber als von einer in noch unbestimmter Ferne schwebenden Sache, da wir doch, nach einigen seiner vorigen Briefe, und nach vielen früheren Äußerungen, mit Grund gehofft hatten, er werde die Nähe seines Aufenthaltes benützen, um nach Wien zu eilen und die Trauung mit mir zu vollziehen, da sie im Frühling sein sehnlichster Wunsch gewesen war, und ihr jetzt nichts, als sein Wille, entgegen stehen konnte. Nebenher entschuldigte er sich, es sey ihm unmöglich, jetzt nach Wien zu kommen; seine Gegenwart wäre bey der Insurrection, auf zu verschiedenen Punkten und auf zu unvorzusehende Weise nothwendig, als daß er daran denken dürfte, hierin etwas zu bestimmen. Überhaupt würde sein Leben nicht mehr so stetig und gleichförmig

bleiben, als es bisher gewesen. Das Soldatenwesen, die militärische Beschäftigung zögen ihn gewaltsam an, und es könnte leicht seyn, daß er aus der Insurrection in die Linie übertreten, und in allem Ernste Militär werden könnte. Das würde mich doch nicht abschrecken? setzte er mit leichtem Scherze hinzu, und ich wohl eben nicht ungern Frau Rittmeisterinn werden?

Ich kann Dir nicht sagen, wie schmerzlich dieser Brief an mein Herz griff. Dieser Scherz kam mir wie ein grausamer Spott vor. — Ich sah Imre's Schriftzüge, aber ich konnte mich nicht überreden, ihn selbst sprechen zu hören. Es war ganz ein anderer Ton, als sonst in seinen Briefen herrschte; zum mindesten kam es mir so vor.

Bald darauf trat mein Vater mit sehr erhitztem Gesichte in mein Schlafzimmer, und warf mir einen Brief hin, den ich sogleich für Imre's Hand erkannte. Was ich befürchtet hatte, war geschehen. Mein Vater hatte in ihn gedrungen, um eine letzte bestimmte Erklärung zu erhalten. Er mußte sehr dringend geschrieben — vielleicht Drohungen beygefügt haben. Gott weiß! Ich hatte seinen Brief nicht gesehen, ja nicht einmahl gewußt, daß er an Szillaghy geschrieben. Die Antwort — denn das war sie offenbar — klang

höflich, aber eiskalt, und nicht bloß ausweichend, entschuldigend, sondern ganz verneinend.

Es sey ihm schlechterdings unmöglich, meines Vaters Wunsch zu erfüllen, die Insurrection und seinen Posten bey derselben auf der Stelle aufzugeben und nach Wien zu kommen, denn ein unerwarteter Auftrag des Feldmarschalls bestimme ihn, noch heute nach Stein am Anger zu gehen, wo er leicht mehrere Wochen aufgehalten werden könnte. Wäre aber dieß auch nicht, so würde er doch nie zu einer Zeit, wo das Vaterland in Gefahr sey und alle Kräfte der gesammten Nation aufgebothen würden, sich als ein feiger Egoist diesem Rufe entziehen können, um aus den Reihen seiner Mitstreiter zu treten und auf seinen Gütern zu leben. Dieß wäre seiner Ehre nachtheilig, und das würde mein Vater selbst nicht von ihm verlangen können. Endlich müsse er bey dieser Gelegenheit erklären, daß er ganz entschlossen sey, die militärische Laufbahn, die seinen geistigen und körperlichen Kräften so wohl zusage, nie wieder zu verlassen, sondern sich für sein ganzes Leben diesem ehrenvollen Stande zu widmen.

So ungefähr lautete der Inhalt dieses Briefes, und ich gebe Dir zu bedenken, welche Wirkung er hervorbringen mußte! Mein Vater war

wüthend. Er sah in diesen Erklärungen nichts anders, als den offenbarsten Beweis von Szillaghy's Treulosigkeit, und eine höfliche, aber bestimmte Art, die Verbindung mit mir aufzulösen. Von dieser Ansicht war er nicht abzubringen, obwohl ich nicht mit ihm übereinstimmen konnte, und, so wehe mir jedes Wort jenes Briefes gethan hatte, doch die ganz entschiedene Absicht, mich zu verlassen, nicht darin fand. Meine Bitten um Nachsicht oder mindestens um Aufschub, meine Thränen, mein Jammer, rührten ihn nicht. Jene Freunde mochten ihm wohl zugeredet und seinen Sinn verhärtet haben, das glaube ich aus manchen Andeutungen zu errathen. Er fühlte seine und meine Ehre gekränkt, wie er sagte, und wenn Szillaghy es mit der seinigen nicht verträglich finde, auf die Bitte seines Schwiegervaters, auf die Vorstellung von dem Kummer seiner Braut, einen Stand und ein Unternehmen zu verlassen, das ohnedieß, wie mein Vater meint, eine bloße Ostentation und Soldatenspielerey sey: so finde auch er es seiner Würde und Ehre gemäß, seine Tochter nicht länger mit trügerischen Versprechungen und leeren Vorwänden hin halten zu lassen. Kurz — er beschloß, unsere Verbindung aufzuheben. Er forderte mei-

nen Verſprechungsring (Gott! Ich mußte ihn hingeben, und mit ihm ſein ganzes Lebensglück!) und ſchrieb an Imre. Was? Wie? durfte ich nicht wiſſen. Einen Brief, den ich ihn einzuſchließen bath — wies er hart zurück, und als ich ihn ſpäter auf die Poſt ſandte, vernahm ich nach einigen Tagen, daß er ihn dem Bedienten abgefordert, und ins Kaminfeuer geworfen hatte. Acht Tage darauf gab er mir Imre's Ring, erklärte mich frey und ledig — und Herrinn, meine Hand einem Würdigern als dieſem Freygeiſt und Windbeutel (das waren ſeine Ausdrücke) zu ſchenken, und nun ſtehen die Sachen ſo.

Lange, lange vermochte ich nicht mein Verhältniß und den Gang der Dinge klar zu begreifen, und noch jetzt iſt es mir in manchen Augenblicken, als ſey Alles nur ein ſchwerer Traum, aus dem ich erwachen, und Alles wie ehe finden würde. Ich kann es dann nicht glauben, daß ich wirklich und förmlich von Imre geſchieden, und er auf ewig für mich verloren ſeyn ſoll. Waren wir denn nicht verlobt? Waren die Ringe nicht gewechſelt, nach deren Austauſche kein Rücktritt mehr möglich ſeyn ſoll? Mein Vater behauptet: Ja! — ſobald beyde Partheyen einverſtanden ſind, die Verbindung aufzuheben, und

Imre hat sich mit meinem Vater — zum erstenmahl vielleicht — hierzu einverstanden.

Mein Vater ist seitdem sehr gütig und freundlich gegen mich. Er macht mir Geschenke, mitunter sehr kostbare, so erst vorgestern einen Pelz von hochrothem Atlas mit Zobel ausgeschlagen. Er meint mich zu trösten, zu erfreuen. Ich erkenne es wohl, und bin ihm auch für diese Meinung dankbar: aber ich kann nicht umhin, oft mit tiefbekümmerter Seele zu denken: Ach, wenn er mich recht liebte, und mein wahres Glück verstünde, so hätte er nicht so rasch gehandelt; er hätte dem Verirrten Zeit gelassen, sich zu besinnen, er hätte den Stolzen nicht auf ein Äußerstes getrieben. — Dann aber fällt mir wieder ein: Und wenn der Vater Recht hatte? Wenn Szillaghy, lange einer Fessel müde, die er, wie der Adler im Hofe der kaiserlichen Burg die schwere eiserne Kugel, nachschleppt, weil er sich nicht losmachen und davon fliegen kann, nur auf diese Veranlassung gewartet hätte, um zu erklären, was er schon früher im Sinne gehabt? Er will Soldat werden? Er, der so oft in meiner Gegenwart sich gegen diesen Stand aussprach, der hundertmahl sagte: wenn ein junger Mensch zu gar nichts mehr taugt, ist er zum

Soldaten noch gut genug, und: es ist eines denkenden Menschen unwürdig, sich zum blinden Werkzeuge fremden Willens herzugeben. Soldat kann man mit Ehre nur dann werden, wenn es gilt, das Vaterland zu vertheidigen. — Und Er will nicht allein jetzt, wo allenfalls diese Veranlassung gelten könnte, dienen; er will auch dann in die Linie eintreten, wenn die gegenwärtige dringende Gefahr vorüber ist. O warum? warum? Was hat diese Metamorphose hervorgebracht? Was sonst, ruft es aus allen Tiefen meiner Seele, als seine Leidenschaft für Jene, der er sein Gut und Blut, ja sein Leben willig zum Opfer bringt?

Wenn ich das so recht bedenke, so muß ich billigen, was der Vater gethan, ja ich muß es ihm danken; denn welche Ehe wäre das geworden, wenn er mir nur seines Versprechens halber, endlich—vielleicht nach einem Jahre, oder noch später, seine Hand gereicht hätte? Nein! Nimmermehr! Er war ja nicht gezwungen, mir zu entsagen, wenn er nicht wollte. Aber er hat gewollt. Das sind die schmerzenden Stacheln, die ewig aufs Neue in meiner Brust wühlen, und die keine Zeit, keine Veränderung heilen wird. Lebe wohl!

Achtzehnter Brief.

Dieselbe an Dieselbe.

Im December 1741.

Im Begriffe von Wien abzureisen, setze ich mich an den Schreibtisch, um Dir, meine geliebte Freundinn, von dem seltsamen Zusammentreffen mehrerer Umstände Nachricht zu geben, das mich jetzt mitten im Winter aus der Hauptstadt fort, und auf's Land, nach unsrer Herrschaft Strengberg treibt. Der erste und entscheidendste von allen ist die sichere Nachricht, daß ein Corps der ungarischen Insurrection — und gerade die Abtheilung, welcher zu begegnen ich am meisten fürchten müßte, nach Wien kommen, und sich eine Weile hier aufhalten wird, um sich vollständig zu equipiren, und dann nach Böhmen zur Armee des Großherzogs zu begeben. Ein solches Begegnen wäre mir schrecklich. Darum fort! fort!

Auch mein Vater sah das an, wie ich, und hatte sogleich daran gedacht, mich zu einer Ver=

wandten in Grätz zu schicken. Das wäre mir wohl das Liebste gewesen. Es hat nicht seyn sollen. Gott hat es anders beschlossen. Ich habe schon in meinem letzten Briefe Erwähnung davon gemacht, daß einige alte Freunde meines Vaters, Gutsnachbarn, Schul- und späterhin Jagdgenossen, sich nach Wien geflüchtet hatten, weil sie sich wenig Gutes von den gewaltsamen Gästen auf ihren Gütern versprochen. Sie waren und sind zum Theil noch sehr viel bey uns. Einer von ihnen, ein Graf Sallaburg, übt einen großen Einfluß auf meinen Vater aus, und ich fühle recht wohl seit dieser Zeit, daß er von mancher seiner frühern Meinungen, selbst seinen Gewohnheiten, sich durch seinen Jugendfreund, den er vor Allen liebt, hat abbringen lassen.

Dieser Sallaburg nun, so wie Baron Gabelkhoven und Graf Grundemann erhielten seitdem von ihren Pflègern oder Verwaltern die beruhigendsten Nachrichten über das Verhalten der fremden, besonders der französischen Truppen auf dem platten Lande sowohl, als in den Städten. Ganz so wie Du es von Prag schilderst, scheint auch diese Abtheilung des fremden Heeres sich nicht als Eroberer eines feindlichen Landes, sondern als Hülfstruppen des rechtmässigen Besitzers

zu betrachten. Sie halten sich daher für verpflichtet, das Land zu schonen, zahlen in den Städten meistens ihre Bedürfnisse, und fordern in der Regel nichts, als was man auch einer einheimischen Einquartirung zu reichen schuldig ist. Überdieß benehmen sie sich gut und freundschaftlich mit den Beamten oder Herrschaften, wo diese zu Hause sind, und es hat sich ein ganz angenehmes Verhältniß auf diesen Schlössern gestaltet, das die Einsamkeit des winterlichen Aufenthalts erheitert und belebt. Sallaburg wußte dieß meinem Vater so angenehm zu schildern, daß er Lust bekam, nach Strengberg zu gehen, wo er ohnedieß dringende Geschäfte hatte, die er nur, des feindlichen Überfalls wegen, verschieben hatte müssen. Zuletzt kam vor ein Paar Tagen ein Brief unsers Verwalters, der dem Vater meldete, wie sie auf dem Schlosse nur durch die Klugheit und Entschlossenheit ihres Einquartirten, eines französischen Majors vom Regiment Royal allemand, vor blutigen Auftritten, vielleicht vor Brand und Plünderung wären geschützt worden. Eine Bayersche Truppe wollte sich nähmlich, da ihnen die Stellung und Lage des Ortes bequem schien, daselbst einquartiren, und die Franzosen delogiren. Es wäre bald zum Handgemenge ge-

kommen; aber der Franzose benahm sich so gut, daß jene abzogen, und mein Vater diesem Manne die Erhaltung seines Schlosses dankt. Dieser Brief, Sallaburgs Zureden, die Gewißheit, daß die ungarischen Truppen hierher kommen würden, Alles dieß zusammen genommen, bestimmte meinen Vater. Er kündigte mir an, daß ich mich fertig halten sollte, in den nächsten Tagen mit ihm aufs Land zu gehen. Ich war erstaunt, und nicht sehr angenehm überrascht; denn ich wäre viel lieber zur Tante nach Grätz gegangen. Aber mein Vater will es nun einmahl so, und mir gilt ja Alles auf der Welt gleich. Ganz wohl bin ich auch nicht, ich fühle das schon seit längerem, und kann es mir aus den Erschütterungen, die ich erfahren, sehr leicht erklären. Ich mag aber nichts davon äußern; denn ich möchte um Alles in der Welt dem Vater, der der Aufheiterung so sehr bedarf, einen Plan nicht verderben, von dem er sich diese verspricht. Vielleicht wirken auch Bewegung und Luftveränderung günstig auf meine Gesundheit.

Lebe also wohl, liebste Franciska! Sobald ich in Strengberg angekommen, und nur einigermassen in Ordnung seyn werde, sollst Du von mir hören.

Neunzehnter Brief.

Franziska von Teuffenbach an Elisabeth von Guttenstein.

Prag im December 1741.

Soll ich Dich bewundern? Soll ich Dich beneiden? Soll ich dich beklagen? — Du hast den Geliebten, den Bräutigam, durch seine und Deines Vaters Schuld verloren; Dein Lebensglück ist zertrümmert, und Du scheinst ruhig, gefaßt, ergeben. Zwey Deiner Briefe bekam ich dicht hintereinander. Nun bist Du wohl schon in Strengberg. Dieser Brief soll Dich dort aufsuchen. Ja ich kann Dich bewundern, auch beneiden — nachahmen aber kann ich Dich nicht. In dieser Brust lebt und lodert eine Flamme, die sich nicht so zahm auf väterlichen Befehl zur Ruhe würde sprechen lassen. Sie wird es auch nicht, so viele Hindernisse die Zeitumstände, der Geitz seines alten Oheims, der leidenschaftliche Eigensinn meines Vaters gegen uns und unsere

Hoffnungen aufthürmen. Ich fühle es bestimmt, wie jeder Widerstand die Gluth erhöht, jeder Kampf mir die innere Kraft zu neuem Kampf und Siege stärkt. Fritz muß mein werden, ich sein. Das steht bey uns Beyden so entschieden und gewiß, als daß der Frühling nach dem Winter kommen wird und muß.

Seit der Besitznahme Prags durch diese unseligen Fremden wurde uns der zweyte Ort, den wir für unsere Zusammenkünfte ausgefunden, nachdem der erste verrathen war, verwehrt und versperrt. Ich dachte zu verzweifeln! Fritzens Muth fand dennoch Mittel. Fordre nicht, daß ich sie Dir angebe. Ein Brief ist ein Brief, ein unsicheres schwaches Werkzeug der Überlieferung! Wohl achtet die öffentliche Meinung das Siegel, aber ein Kind kann es überwältigen, und wer steht für den Zufall? Ich weiß, Du zürnst mir nicht über dieß Verschweigen. Genug, wir sehen uns, nicht ohne Gefahr, nicht ohne Wagniß — aber wir erkaufen damit auch die höchste Seligkeit einer mehr als irdischen Stunde, die uns mit ihren Schätzen für schaale, dumpfe, verlorne Tage entschädigen muß.

Man sagt, daß hier große Veränderungen vorgehen, der Churfürst sich nächstens zum Kö-

nig von Böhmen krönen lassen, und dieß Land, so wie alle übrigen Erblande an Bayern kommen wird. Mein Vater tobt und flucht, Viele zagen, Einige sind zufrieden, die Meisten zweifelhaft. Ich höre und sehe Alles dieß, aber was geht es mich an? Ein Blick von Fritzens Augen, Ein Händedruck, Ein Kuß — was sind alle Reiche und Kronen der Welt dagegen!

Mein Vater schilt mich, daß ich mich so wenig um Alles dieß bekümmere. Weiß ich doch kaum, wo Raschwitzens Besitzungen liegen! In Schlesien — das allein habe ich gehört und behalten; denn Er hat es mir gesagt, und er hofft, ja er hofft vielleicht bald ein Unterthan seines bewunderten Königs von Preußen zu werden, von dem er sich eine viel bessere Zukunft verspricht. Warum? weiß ich so eigentlich nicht, dafür lasse ich Fritzen sorgen. Bin ich nur einst mit ihm verbunden, so möge der Aufenthalt, den wir bewohnen, liegen, wo er wolle. Ich bin dann bey ihm, und dort ist mein Vaterland, wo er ist. Daß mir ein katholischer Oberherr lieber wäre, als dieser ketzerische König, das ist das einzige, was ich dabey denke.

Es eröffnet sich uns eine Aussicht, die nicht ohne Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang

ist. Ich habe meinem Bruder in Petersburg längst meine Lage anvertraut, und ihn gebethen, wenn es möglich wäre, auf den Vater günstig für uns einzuwirken. Noch war der Augenblick nicht da; denn Leopold braucht immer viel Geld, und muß suchen, den Vater deßhalb in guter Laune zu erhalten. Aber das Kabinett in Wien hat eines Mannes in Prag nöthig, der in diplomatischen Geschäften bewandert, und zugleich mit den Verhältnissen des böhmischen Adels bekannt sey. Unter dem Vorwande eines Urlaubs, um den Vater zu besuchen, wird Leopold mit nächstem hier eintreffen. Der Vater wird doppelt erfreut seyn über sein Wiedersehen, und auch Leopold, dem ich deßhalb geschrieben, glaubt einiges mit Erfolg für uns versuchen zu können. Gott gebe seinen Segen dazu! Ach ich will ja gern jetzt leiden, und dulden und tragen — ich meine auch, ich hätte schon viel gelitten, viel ertragen, es dürfte und könnte einmahl ein Ende seyn, und ein Ersatz für so viele Entbehrungen kommen!

Doch ich habe Dir nun genug von mir vorgeschwätzt. Laß uns von Dir sprechen! Szillaghy's Betragen ist empörend, unverzeihlich, um so unverzeihlicher, als er sich selbst dadurch zu-

gleich strafbar und lächerlich macht. Du kennst das Wort: on pardonne un vice, jamais un ridicule. Deinem Vater kann ich es nicht verdenken, daß er plötzlich und mit Eclat ein Ende gemacht hat. Dein sanftes Herz hätte es nicht vermocht, Du hättest ihm seine Untreue und seine Raserey endlich noch verziehen. Schon lange mißfiel mir sein Zögern, seine Ausflüchte, um nicht nach Wien zu kommen, und ein Band, das ihn jetzt gedrückt haben würde, unwiderruflich zu knüpfen. Das ist ein Verbrechen, das ich nie — nie verzeihen würde, dessen sich aber mein Fritz, das weiß ich, so gewiß ich weiß, daß ich lebe, auch nie schuldig machen wird. Das höchste Vertrauen muß bey wahrer Liebe aus der höchsten Überzeugung des gegenseitigen Werthes, und der gegenseitigen Gluth des innigsten Gefühles entspringen. So wie ich anfangen müßte, eifersüchtig zu werden, hätte ich auch aufgehört — nicht zu lieben, aber zu leben. Ich kann mir keine Liebe ohne die größte Hochachtung denken, und ich kann keine Hochachtung fühlen, wo es möglich ist, treulos zu werden. Mich muß der Geliebte lieben, eben so innig, eben so standhaft, wie ich ihn. Kann er wechseln, kann er seinen Sinn verändern, so ist er meiner nicht werth,

denn er ist das nicht, für was ich ihn hielt. Ich höre auf, ihn zu lieben, aber ich scheide auch dadurch von meinem Daseyn, das mir nur begreiflich ist, so lange ich durch die Liebe lebe.

Daß Du Wien verlässest, um dem Treulosen nicht zu begegnen, ist natürlich. Daß Du aber ihn noch liebst, daß Du an die Möglichkeit denkst, seine Braut geblieben zu seyn, wenn nur Dein Vater nicht so rasch gehandelt hätte — das — nimm es mir nicht übel, muß ich tadeln. Er hat aufgehört, Deiner werth zu seyn, so wie auf jenem Versammlungstage sein Auge, mit mehr Lust, als es sollte, an einer Andern hing, sein Herz höher, als es durfte, für eine Andre schlug, wenn es auch seine Monarchinn war! Sie war doch in diesem Augenblicke nicht die Regentinn, sondern die schöne Frau für ihn. Er hat unverzeihlich gefehlt, und ich fordre Dich auf, Deine Kraft zusammen zu nehmen, um den Unwürdigen zu vergessen.

Darum ist es mir nicht recht, daß Du auf dem Lande bist. Was wird es da für Zerstreuung, für Beschäftigung für Dich geben, mitten in der schlechtesten Jahreszeit, und während Dein Vater mit den wenigen Männern, die sich vielleicht einfinden, den Vergnügungen der Jagd in sei-

nen Wäldern nachfolgt. Dann sitzest Du allein in den weiten, hohen, leeren Gemächern, blickest über die beschneyten Hügel hinaus, starrst auf die entlaubten Wälder, und hängst nur Einem Gedanken nach, nährst nur Ein Gefühl. Meine theure, arme Elisabeth! Warum kann ich nicht zu Dir eilen, Dir Gesellschaft leisten, Dich mit meinem Fritz, der das Unmögliche mir zu Gefallen durchsetzen würde, bekannt machen, und so mit seinen liebevollen Bemühungen vereint, an Deiner Heilung arbeiten! Aber mich hält die Pflege des Vaters, die Sorge für ihn und unser Haus, welches jetzt bey der Anwesenheit der fremden Truppen sehr angefüllt und belebt ist, hier zurück. So rufe ich Dir denn meinen Gruß, und meine innigste Theilnahme an Deinem Geschicke, aus der Ferne zu. Lebe recht wohl!

Zwanzigster Brief.

Der Marquis de la Feuillade d'Aubusson an den Baron von Szillaghy.

Enns im December 1741.

Wenn ich jemahls an das alte Sprichwort: der Mensch denkt's, Gott lenkt's, geglaubt habe, so ist es jetzt geschehen, wo ich mit recht warmem Eifer Ihnen, mein Freund, in der Person Ihres präsumtiven Schwiegervaters und seiner liebenswürdigen Tochter einen guten Dienst zu leisten dachte, und nun aus Ihrem Briefe von St. Miklos mit Erstaunen und Verdruß sehe, daß alle diese Bestrebungen vereitelt, und Sie außer aller Verbindung mit dieser Familie sind. Sie sehen aus dem Datum meines Briefes, daß ich in Enns, und folglich nahe bey Strengberg bin. Aber ich war sogar in Strengberg selbst. Ich wohnte dort, ich schaltete dort als Stellvertreter der Herrschaft, denn dafür hielt ich mich;

und ich versichere Sie, ich verwaltete mein Amt zur vollkommenen Zufriedenheit meiner Untergebenen, nähmlich der Beamten und Unterthanen des Herrn von Guttenstein. Wir haben zwar Alle von unserm Könige und seinem Generallieutenant, dem Churfürsten, die Weisung, uns manierlich im Lande aufzuführen, und den Punct wohl im Auge zu behalten, daß wir nicht in den eroberten Provinzen eines besiegten Feindes, sondern in den Erbstaaten unserer Alliirten seyen. Es ist im Grunde eine lächerliche Unterscheidung, denn wir haben das Land doch erobert! Wer hätte sich auch wohl hier in diesem halb civilisirten Deutschland der Macht des ersten Königs von Europa und seiner Armee widersetzen können? Es thaten auch Viele, als ginge jene Weisung sie nicht an, und sie hauseten hier oder da übel. Ich finde das niederträchtig, und auch ohne jenen Befehl würde ich gethan haben, was Ehre und Menschlichkeit von mir forderten.

Hier aber in Strengberg hatte ich noch einen Beweggrund mehr, scharfe Mannszucht unter meiner Truppe zu halten, und sie so zu zügeln, daß sie mir und dem französischen Nahmen Ehre machte. Mit Verwunderung und Vergnügen hörte ich nähmlich, gleich nachdem wir einquar-

tirt waren, daß das Schloß und die ganze Gegend dem Vater Ihrer damahligen Braut gehörte — und ich freute mich, ihm und durch ihn, Ihnen einen Beweis meiner Freundschaft und Achtung zu geben, indem ich sein Eigenthum so gut als möglich schonte, meine Leute in genauer Disciplin hielt, und mich auf dem Schlosse als Ihren, oder eigentlich Ihrer Familie Gast betrachtete. In diesem Sinne vertheidigte ich dasselbe auch gegen die zudringliche Anmassung eines bayerschen Battaillons-Chefs, der, vermuthlich angelockt von der guten Lage des Orts, und dem Rufe des Besitzers, dessen Küche und Keller stets wohlversorgt sind, sich eine Art von Ordre ausgewirkt hatte, um uns zu delogiren, und uns ein anderes Quartier anzuweisen. Mir schien die ganze Procedur verdächtig, und ich hatte keine Lust, weder dem Deutschen zu weichen, noch das Eigenthum einer geachteten Familie so rohen Händen Preis zu geben, wie die des Herrn Majors mir schienen. Ich widersetzte mich, und erklärte ihm, ich würde nicht weichen ohne einen ausdrücklichen Befehl meines Commandirenden. Das nahm der Major übel — er ereiferte sich, er drohte sogar. Ich blieb dem Anscheine nach ruhig (obwohl mir innerlich die Galle

stieg) und fest auf meiner Erklärung, die ich allenfalls, das ließ ich dem Herrn Battaillons-Chef ahnen, mit dem Degen in der Faust zu behaupten willens war. Er mochte das vielleicht für eine Rodomontade halten, er antwortete übermüthig, und hoffte mich zu schrecken. Augenblicklich gab ich meiner Truppe die nöthigen Befehle — sie stand in wenigen Minuten schlagfertig vor dem Schloß aufmarschirt, die Trommeln wirbelten, die Offiziere nahmen ihre Posten ein, und wir schickten uns an, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Jetzt zog sich der Major zurück, nicht ohne prahlerische Drohungen, daß er bald wieder kommen, und mir zeigen würde, wer hier zu befehlen habe. Er kam aber nicht wieder, mein Argwohn, daß das Ganze nur ein Kniff von ihm, um das gute Quartier zu erhalten, und seine Ordre falsch gewesen war, bestätigte sich dadurch, und ich hatte das Schloß, das bald meines Freundes Eigenthum seyn sollte, vor rohen Gästen bewahrt. Gleich darauf kam Ihr Brief — der Brief, welcher die Nachricht ihrer zerrissenen Verbindung enthielt! Ich war so ärgerlich darüber, daß ich ihn, ich gestehe es Ihnen, unter den Tisch warf. Wozu hatte nun meine Sorgfalt für Strengberg gedient? Wor-

auf hatte ich mich in meinem freundschaftlichen Eifer für Sie gefreut? — Ich war sehr verdrießlich.

Nach einiger Zeit nahm ich den Brief wieder vor. Ich las noch einmahl alles durch, und nach und nach kehrte eine klare Erkenntniß und Übersicht des ganzen Falls, so wie mit ihr meine Ruhe zurück. Sie sind also wieder frey und ledig? Nun, ich muß Ihnen gestehen, ich vermuthete so etwas nach Ihren letzten Briefen, und hatte Unrecht, mich über ein Resultat zu wundern oder zu ärgern, das ich mit einigem Nachdenken hätte voraussagen können. Schon damahls glaubte ich die Sprache der erkaltenden Liebe in Ihren Briefen zu erkennen, und — die Abwesenden haben stets Unrecht, oder, wie man sich in Deutschland bestimmter, aber nicht feiner ausdrückt: Aus den Augen, aus dem Sinn — das sind alte, und eben darum wahre Sprichwörter. Ich habe ja diese Bahn selbst mehr als einmahl durchgemacht, von der ersten Reizung bis zur höchsten Gluth, und von dort wieder in schnelleren oder langsameren Abstufungen bis zur Lauheit, zur Kälte, zum Froste sogar. So etwas ist menschlich, natürlich. — Was läßt sich dagegen einwenden!

Ein Paar Tage darauf erhielt ich eine noch

überraschendere Bothschaft. Der Verwalter, der mich, seit ich ihm die Bayern vom Halse geschafft, mit einer Rücksicht behandelt, als wäre ich hier Herrschaft, kam und meldete mir, indem er mir einen Brief seines Gebiethers, des Herrn von Guttenstein, darreichte, (den ich nicht lesen konnte, weil er deutsch war) daß dieser Gebiether nebst seinem Fräulein Tochter in den nächsten Tagen hier eintreffen würde.

Die Nachricht, wie schonend und rücksichtsvoll sich die französische Truppe hier benommen, die Verpflichtung, welche Herr von Guttenstein mir zu haben glaubte, hatten ihn bestimmt, da seine Geschäfte in Kurzem seine Gegenwart hier nothwendig machen würden, jetzt sogleich zu kommen, um den Offizier, dessen edlem Betragen er so vieles schuldig war, kennen zu lernen, und ihm persönlich zu danken, u. s. w. Das Alles übersetzte mir der Verwalter in gräßliches Französisch aus dem Briefe, und fügte noch eine Menge Lobsprüche für mich hinzu, die er schon in früheren Schreiben von seinem Herrn wollte erhalten haben. Genug, ich sah, daß man erkannte, was ich geleistet, und mir danken wollte. Ich sollte also Ihre Exbraut kennen lernen, die Einsamkeit meines winterlichen Aufenthaltes soll-

te einige Abwechslung erhalten, und so leid es mir that, daß jene Beziehungen, in welchen ich eigentlich zuerst gehandelt hatte, aufgehört hatten, von höherem Werthe für uns Beyde zu seyn, so freute ich mich doch auf den angekündigten Besuch, und ließ meine Leute gerne ihre Bemühungen mit denen des Verwalters vereinigen, um das Schloß und die Zimmer zum anständigen Empfange der Herrschaft zuzurüsten.

Diese langte denn auch ein Paar Tage darauf, wohlverwahrt in Pelze und Fußdecken, und in mehreren Kutschen auf Schlitten gestellt, mit dem ganzen Hausgesinde an. Der Verwalter und das übrige Dienstpersonale empfingen sie im Hofe. Ich stand oben an der Treppe, um sie zu begrüßen. Es mochte lange brauchen, bis sie aus allen ihren Reisehüllen geschält waren; endlich kamen sie herauf. Der Vater hatte der Tochter den Arm gebothen. Er ist eine ziemlich würdige Gestalt, Sie werden mir aber gerne glauben, wenn ich Ihnen sage, daß ich minder auf ihn als seine Tochter schaute. Bey Gott, sie ist ein allerliebstes Kind! So schlank, so zart gebaut, so zierlich angezogen, und dabey so unaussprechlich blaß, und mit dem Ausdrucke des Leidens in den feinen Zügen! Das ist's, was der Szillaghy

zu verantworten hat! dachte ich, wie ich sie sah. Wir begrüßten uns wechselseitig, der Alte sprach mittelmässig, die Tochter sehr gut französisch. Das Mittagsmahl wurde bald darauf im wohldurchwärmten Zimmer aufgetragen, und wir schienen uns gegenseitig wohl zu gefallen. Elisabeth aß beynahe nichts, es schien mir, daß sie auch körperlich leide, und so zeigte es sich auch später. Doch hielt sie sich aufrecht, und ich konnte wohl bemerken, daß es geschah, um den Vater nicht zu ängstigen, der sein Kind mit besorgten Blicken bewachte. Diesen Tag und den folgenden ging es leidlich. Am dritten Tage kamen Besuche aus der Nachbarschaft, denen man die Ankunft des Herrn von Guttenstein gemeldet hatte, es wurde an mehreren Tischen gespielt, und ein glänzendes Souper beschloß den Tag. Unter dem Vorwande der Müdigkeit zog sich das Fräulein gegen Abend zurück — am andern Tage war sie krank, am dritten übler. Aus Linz wurde ein Arzt gehohlt. Er sprach von Gefahr. Der Vater war außer sich, er warf sich die Reise, zu der er sie überredet, als die Ursache der Krankheit, vor. Ich glaubte, der Grund läge tiefer, aber ich hüthete mich, meine Vermuthung zu äußern, und bemühte mich, so viel ich konnte, den al-

ten gutmüthigen Mann zu trösten und zu erheitern. Nach einigen angstvollen Tagen besserte sich endlich unsere Kranke, und ich sah mit Verlangen dem Tage entgegen, der sie wieder in unsere Gesellschaft bringen, und mir das Vergnügen ihrer nähern Bekanntschaft verschaffen sollte, als zu meinem größten Verdruß eine Ordre unsers General Segur aus Linz mir die Dislocirung der Truppen anbefahl, und ich mit meinen Leuten das angenehme Strengberg, die Nähe Ihrer liebenswürdigen Braut verlassen, und den Posten von Enns, der wichtiger ist, besetzen sollte. Mir that es sehr leid; denn gar zu gerne hätte ich die Bekanntschaft Ihrer Elisabeth, die mich in den ersten zwey Tagen sehr anzog, fortgesetzt. Herr von Guttenstein war bey meinem Abschied wirklich bewegt, und auch ich schied nicht ohne Rührung von dem alten Manne, dessen Gutmüthigkeit und Rechtlichkeit ich achten gelernt hatte, und dem meine Gesellschaft in diesen Tagen wirklich von Nutzen gewesen war. Indessen versprach er mir auf mein Ersuchen, mir, so oft wie möglich, Nachricht von dem Befinden seiner Tochter zukommen zu machen. Ich kann also meinen Brief mit der für Sie gewiß beruhigenden Versicherung schließen, daß Fräulein von

Guttenstein ganz hergestellt ist, und ihr Vater sich mit seiner jetzigen Einquartirung, einem Capitän von unserem Regimente, auch gut steht; dennoch aber regrettirt er meine Entfernung, und erfreut mich zuweilen mit einem kleinen Geschenke aus seiner Jagdbeute, oder mit einem Korb voll Bouteillen alten Österreicher Weines, den ich zwar immer etwas sauer, aber recht gut finde, und dankbar annehme.

Ein und zwanzigster Brief.

Franciska von Teuffenbach an Elisabeth von Guttenstein.

Prag im Jänner 1742.

Eine fremde Hand — die Deiner Kammerfrau, hat mich, nachdem Dein unerklärliches Stillschweigen seit Deiner Abreise von Wien, mich in die höchste Angst versetzt, endlich nach mehreren Wochen der Unruhe und Besorgniß, von Deiner Krankheit, von der Gefahr, in welcher Dein theures Leben schwebte, von der an Verzweiflung grenzenden Trostlosigkeit Deines Vaters, und, Gott sey Dank, von Deiner wiederkehrenden Gesundheit unterrichtet. Meine geliebte Elisabeth! Was mußt Du gelitten, welche Lasten von geheimem Schmerz in Deiner zarten Seele verborgen haben, da in Deinen Briefen und Klagen so wenig davon laut wurde, und nur das Gift in dem enge verschlossenen Gefäße desto

verderblicher um sich griff, bis es Dein Leben in Gefahr brachte! O warum war es mir nicht gegönnt, wie ich sogleich nach jener Nachricht von Deiner Reise aufs Land gewünscht, und wenn ich mich recht besinne, Dir auch geschrieben habe, Dich nach Strengberg zu begleiten! Da hättest Du dem gepreßten Herzen an der Brust der Freundinn Luft gemacht; Du hättest die verhaltenen Klagen in mein Herz ausgeströmt; ich hätte Dir Trost, Ruhe, Kraft zugesprochen; Du hättest mich angehört; Du hättest geprüft, erkennt, und wärest vielleicht gar nicht krank geworden; oder ich hätte an deinem Bette gesessen, jede Arzney Dir selbst gereicht, deine Kissen gerichtet, deinen Schlaf bewacht, dein Wachen mit Gesprächen erheitert. Es war nicht möglich, und ich mußte, wie schon so oft in meinem Leben dem heftigen Wunsche entsagen, und meine Angst tragen lernen, als eine Woche um die andere verging, ohne daß ich Nachricht von Dir, oder Antwort auf meine Briefe bekam.

Es war wieder mein guter sichtbarer Schutzengel, mein Fritz, der zuerst mir einigen Trost versprach und verschaffte. — Er hat meine Sorge und Bekümmerniß gesehen, das that seinem liebevollen Herzen weh. Er setzte sich vor, diese

Bekümmerniß zu endigen, und er hat Wort gehalten. O echter reiner Liebe, wie die seinige, ist nichts unmöglich! Ein früherer Aufenthalt in Berlin hatte ihn in freundschaftliche Verhältnisse mit einigen französischen Offizieren gebracht, die sich am Hofe des Königs befanden. Einer von ihnen correspondirt noch zuweilen mit ihm. Fritz wußte, daß dieser Offizier bey dem Armee-Corps steht, welches die Gegend von Linz occupirt. Er schrieb durchs Hauptquartier an denselben — er beschwor ihn, sich nach dem Schlosse Strengberg, nach Herrn von Guttenstein und dessen Tochter zu erkundigen. Der Franzose, wie fast alle seine Landsleute, erwies sich sogleich dienstfertig; er zog die verlangten Erkundigungen ein, und gab uns die Nachricht von deiner schweren, aber Gottlob! schon überstandenen Krankheit. Bald darnach kam auch der Brief deiner Kammerfrau, der mir die näheren Umstände berichtete, und mein Herz endlich von seiner Sorge befreyte.

O meine Elisabeth! Welch ein Engel ist mein Fritz! So gut, so theilnehmend, so heißliebend! Ihn zu lieben, und von ihm geliebt zu werden, ist das höchste Glück, das einem Sterblichen zu Theil werden kann. — Womit soll ich die Selig-

keit, ihn besitzen, mich sein nennen zu dürfen, vergleichen? Hat die Sprache wohl Worte und Ausdrücke dafür?

Und diese Seligkeit darf ich jetzt doch mit einigem Grunde hoffen! Bruder Leopold ist angekommen. Du hast ihn früher gesehen — Du würdest ihn kaum erkennen. Er hat sich sehr und zu seinem Vortheile verändert. Es ist eine Leichtigkeit des Anstandes, eine Gewandtheit der Rede, eine Zuversicht des Benehmens in ihn gekommen, die man wohl nur in der großen Welt, an Höfen, und ganz eigentlich in der diplomatischen Laufbahn erlernen kann, die aber denen, welche sie sich eigen zu machen verstanden haben, eine Sicherheit für ihr eigenes Handeln, und ein solches Übergewicht über die Andern ertheilt, daß sich dadurch jede Bahn, welche sie betreten, vor ihnen ebenen, jedes Geschäft ihnen leicht abzuthun werden muß. Das sehe ich bey Leopold. Du weißt, der Vater war nicht zufrieden mit ihm. — Aber Leopold erschien; seine Equipage, seine Dienerschaft, seine Nippen, seine Garderobe — obwohl alles im Grunde mit des Vaters ungern gegebenem Gelde angeschafft — das Alles imponirte diesem unwillkührlich, ich konnte es wohl bemerken. Dann erst

die Leichtigkeit der Conversation, die Bekanntschaft mit allem, was hoch und glänzend war am Hofe der Kaiserinn von Rußland, die genaue Kenntniß der auswärtigen Höfe, die äußere Politur, die Geistesbildung — ja, ich sage Dir, der Vater war ganz bezaubert, und lag stets in einer Art von geheimen Verehrung, vor seinem Sohne auf den Knieen seines Geistes.

Bald nachher fing Leopold an, in Rücksicht unserer Angelegenheit den Vater zu bearbeiten. Das gab einen Sturm, dem nur der Respekt vor dem diplomatischen Herrn Sohne in Etwas Einhalt that. Aber Leopold ist ans Unterhandeln gewohnt, er hat einen scharfen Blick und kennt seine Leute bald. So wußte er auch den Vater geschickt zu fassen, und es ward ihm bald klar, daß dessen Abneigung vor einer Verbindung seiner Tochter mit Raschwitz keinesweges aus persönlichen Gründen, sondern lediglich aus gekränkter Ehre, und Eigenliebe wegen des Processes herrührte. Nun suchte Leopold den Oheim zu sprechen. Der Alte war im Anfange sehr rauh, ja beleidigend, aber er konnte sich den gewandten Manieren des Bruders, der zuversichtlichen Festigkeit · womit er seinen Zweck verfolgte, und endlich den Vernunftgründen nicht ganz entzie-

hen, die dieser ihm darlegte. Gegen Ende der Verhandlung wurde er artiger, und der Bruder glaubt, daß es ihm gelingen werde, dem alten Budowetz seinen eigenen Vortheil bey einem gütlichen Vergleiche einsehen zu machen.

So, liebe theure Freundinn! gestaltet sich denn meine Gegenwart hoffnungsreich. Ich habe aber auch recht inbrünstig, recht anhaltend zu Gott und der heiligen Jungfrau um deren Fürsprache gebethet. Ich habe eine Wallfahrt nach Mariazell, wenn der Proceß glücklich geendigt wird, und eine nach Altötting gelobt, wenn die Mutter Gottes sich unser erbarmt, und uns vereinigen hilft. Wir dürfen, ja wir sollen eigentlich jetzt keinen Unterschied zwischen Bayern und Österreich machen, denn es gehorcht ja Einem Herrn, und da ich gehört habe, daß dieß Gnadenbild so überaus wirksam und wunderthätig ist, so will ich denn meine zweyte Wallfahrt dorthin einrichten. Ich hoffe zu Gott, daß das Alles sich bald entscheiden wird. — Mein Fritz ist ganz selig durch diese Aussicht, er verehrt den künftigen Schwager als den Schöpfer seines und meines Glückes, und liebt ihn als einen treuen Bruder. Bey diesen Umständen, und bey meiner Dir bekannten Denkungsart, wirst Du

begreifen, daß die politischen Ereignisse, wie viele und wichtige auch um mich herum vorgehen, mich wenig berühren. Das, was mir das lästigste scheint, ist die französische Einquartirung, und so artig und schonend die Herren sich auch auf Befehl des Marschalls von Belleisle benehmen, macht ihre Anwesenheit in den Häusern, in denen man ihnen die besseren, wo nicht die besten Zimmer einräumen muß, und ihre Ernährung große Ungelegenheit, und noch größere Kosten. Aber was sind alle diese Plagen, Geschäfte, Sorgen, wenn man das freudige Herz voll guten Hoffnungen hat! O meine gute Elisabeth! Könnte ich nur auch in Dir solche Hoffnungen erwecken, oder wenigstens Dir den Trost geben, dessen Du jetzt gewiß bedarfst! Doch fasse Muth, meine Theure, wenn auch dein Himmel sich jetzt trübe und dunkel überzieht! Der meinige war den verfloßenen Herbst, und bis vor ganz kurzer Zeit, noch viel nächtlicher, und jetzt glänzt mir ein so heller Hoffnungsstrahl. Darum fasse Muth, vertraue auf Gott, und lebe wohl!

Zwey und zwanzigster Brief.

Baron Emerich von Szillaghy an den Marquis de la Feuillade d'Aubusson.

Wien im Jänner 1742.

Hier bin ich wieder. Ein Jahr ist herum, seit ich — mit wie ganz andern Erwartungen, Ansichten, Empfindungen! — in den dunkeln Thorbogen dieser alten aber reichbelebten Kaiserstadt hereinfuhr. Zuweilen wenn ich bedenke, welche Plane ich damahls im Einverständniß mit meinem guten, für mein Glück beschäftigten Oheim hegte, und was nun daraus geworden, so möchte ich in ein schallendes Gelächter ausbrechen über die Weisheit, die Voraussicht, die nie fehlende Beurtheilungskraft der Menschen, und über die unberechenbaren, winzigen, elenden Kleinlichkeiten, deren sich das Schicksal bedient, um sie zu vernichten. Nur einen leichten Stoß mit der äußersten Fingerspitze braucht es ihnen

zu geben, so rennen sie dahin, laufen in die wohlberechnetsten Plane hinein, verwirren die Fäden, zerstören das ganze Gewebe, so daß man zuletzt selbst die Hand ausstrecken, und den unbrauchbar gewordenen Plunder zerreißen muß. So ist es mir gegangen. An welchen Kleinigkeiten — an einem Courierritte, an einem scheu gewordenen Pferdepaar, an einem liegengebliebenen Briefe — hat mein Schicksal gehangen — und — siehe da! meine Plane sind gescheitert, alle Entwürfe vernichtet, alle Bande gelöset! Frey und ledig stehe ich wieder da in den Mauern Wiens, ja freyer, als selbst voriges Jahr; denn Niemand hegt den Wunsch, mich zu verheirathen.

Ich kenne Sie zu genau, lieber Marquis, um Ihnen zuzumuthen, irgend einen Ton, der wie eine Klage lauten könnte, von mir anzuhören. Ich klage auch nicht. Aus allen, was und wie es vorgegangen, habe ich nach langen, reifen, nicht ohne bittern Empfindungen angestellten Betrachtungen mir endlich das Resultat abgezogen, das Pope uns in seinem Essay on man aufgestellt, daß what ever is, is right. Es war gut; es hat so kommen müssen, und ich muß der verborgenen Macht danken, die unser Leben lenkt — nennen Sie sie, wie Sie wollen,

Gottheit, wie ich, Schicksal oder Zufall, wie Sie und Ihr Diderot — daß es vor der Heirath so kam. Wir haben nicht für einander gepaßt. Sie hängt an Formen, an alten Begriffen, an Schicklichkeiten, wie sie ihr die Romane der Scüdery oder Richardson's vormahlen. Sie kann sich von dem blinden Gehorsam gegen einen beschränkten, eigensinnigen Vater nicht losmachen. Der Geliebte, der Bräutigam, der sie glühend liebte, der Freund, mit dem sie ihr Leben zubringen sollte, muß jedem Zweifel, jeder ängstlichen Ansicht weichen, und sobald der strenge Papa befiehlt, zieht sie die Hand aus den erst geknüpften Banden gehorsam, und wohl auch reuelos zurück; denn der Bräutigam hat sich ja unterstanden zu finden, daß es außer ihr noch eine viel schönere Frau gibt, und daß seine Pflicht als Unterthan ihn zu Leistungen nöthige, welche mit dem Heirathsgeschäfte, für den Augenblick, unmöglich Hand in Hand gehen konnten. Das sagte ich ihr, das stellte ich dem Alten vor; aber er hatte einen Ehrenpunct darein gesetzt, daß ich mich gleich und auf der Stelle mit seiner Tochter trauen lasse, und ihr unselbstständiges Gemüth konnte sich zu keiner höheren Ansicht erheben. Sie ließ sich vom Vater, und von

jenen armseligen Anstandsbegriffen einnehmen und beherrschen, sie that, was er verlangte, und entsagte mir. Ich frage nun: Kann sie mich auch je recht geliebt haben? War nicht alles — wenn auch nicht eingelernte Comödie, so doch nichts weiters als eine, aus Gehorsam gegen den Papa, aus Wunsch, eine Frau zu werden, aus Gewohnheit und Anstandsbegriffen, und endlich, damit ich doch auch bey dieser Rechnung zähle, aus Wohlgefallen an dem hübschen jungen Manne in der schönen ungarischen Tracht, zusammengesetzte, bequeme Neigung, die sich eben knüpfen und wieder lösen ließ, wie es die Umstände forderten? Daß ich ein Narr war, und, nur auf die kürzeste Zeit, an eine wirkliche Liebe bey diesem klösterlich zimperigen Wesen glauben konnte!

Und dennoch hat sie früher geliebt, sie hat im Kloster geliebt. Sie hat ihn aber auch fahren lassen, ob mit größerem Schmerz als später mich? darüber hat sie sich in einer langen Rechtfertigung, die sie mir damahls schrieb, nicht deutlich erklärt. Ich glaube es aber; denn gleichgültiger als sie mein Andenken sich durch die Finger gleiten ließ, kann man in solchem Falle nicht handeln. Folglich hat sie jenen mehr geliebt. Es war auch die erste Neigung, das sagt viel.

Doch lassen Sie uns von diesen Odiosis abbrechen! Ich bin hier mit einem Theile der Insurrection, welche in Wien vollständig equipirt, mit allem Nöthigen versehen, und, so viel es die Jahreszeit erlaubt, auch exercirt werden soll, um, sobald man die Winterquartiere verlassen kann, den Feldzug zu beginnen, und Sie, lieber Freund, nebst Ihren Landsleuten und Alliirten aus Österreich und Böhmen zu verjagen. So könnten wir uns vielleicht bald begegnen. Es wäre ein ganz anderes Zusammentreffen, als das, was Sie sich möglich dachten; aber es würde uns Beyden ehrenvoller seyn, uns mit dem Degen in der Faust gegenüber zu stehen, als muth- und thatenlos abzuwarten, daß der bequeme Sieger, dem seine Eroberung kein Blut kostete, wie ein Nachbar bey uns einzöge.

Nein, zu solcher Schmach durfte es nicht kommen; dafür, und für die Aufrechthaltung heiliger Rechte mußten wir die Waffen ergreifen. Es geht rasch vorwärts. Zehntausend Mann sind schon beysammen — und eine fast gleiche Anzahl leichter Truppen, freylich nicht zum eigentlichen Kriege, aber zum Necken und Ermüden des Feindes bestimmt, rückt aus den ferneren Gegenden meines Vaterlandes heran.

Ich denke nicht zu viel zu sagen, wenn ich die Gesammtzahl der mobilgemachten Streiter schon jetzt auf zwanzig tausend und mehr schätze, und Sie werden mir zugestehen, daß solche Anstrengungen, solche Kraftentwickelung in einem einzigen Lande, in so unglaublich kurzer Zeit, und bloß aus den eigenen Mitteln dieses Landes, einen wichtigen Platz in unserer sowohl, als der Weltgeschichte überhaupt verdienen.

Auch in dieser Hinsicht habe ich mich nicht enthalten können, über mich selbst Betrachtungen anzustellen, wie ich so an der Spitze meiner Leute an den Wällen herumzog, um mich auf einem bequemen Platz vor dem Burgthore zur Revüe aufzustellen. Da war ich also wieder, ich, der vor zwölf Monathen als Bräutigam eines hübschen, mir halb unbekannten Mädchens und mit dem festen Entschluße, der Thronbesteigung von Carls VI. Tochter nach meinen besten Kräften entgegen zu wirken, nach Wien gekommen war. Da war ich wieder. — Kaum Ein Mahl hatte der Jahreslauf sich seitdem entrollt und die Sonne Zeit gehabt, die himmlischen Häuser zu durchziehen, da hatte in meinem Gemüthe hier der Frühling und Sommer einem durchkälteten Winter, dort der bedenkliche Win-

ter einem warm aufgehenden Lenze Platz gemacht. Ich stand auch in Rücksicht meiner politischen Ansichten auf einer entgegen gesetzten Stelle. Und dennoch, Marquis! dennoch darf ich kühnlich behaupten: Ich bin es nicht, der sich geändert hat! In allen meinen heiligsten Überzeugungen bin ich noch derselbe; denn ich würde es eines Mannes unwürdig halten, in so wichtigen Puncten seine Meinung ändern zu können. Aber die Umstände hatten sich verändert, ich mußte mich ihnen fügen, und würde es stets gethan haben — lächeln Sie nicht spöttisch, Marquis! — auch wenn Maria Theresia ein Prinz, oder alt, oder häßlich gewesen wäre.

Seltsam kam es mir vor, wie ich zum erstenmahl über den Graben ritt, und hinaufblickte auf die Mauern des Freysingerhofes, auf diese alten spitzen Giebel, die kleine Treppe, die da von der Straße über etliche Stufen hinaufführt zu dem Nebeneingange, wo die Domestiken meines Oheims wohnten, und wo ich oft ungesehen hinabschlüpfte, wenn ich mich zu lange bey meiner — nicht doch! bey jener Elisabeth aufgehalten hatte, und nicht mehr durch des alten Herrn Paradezimmer gehen mochte. Was man doch kindisch seyn und träumen kann! dachte ich. Dort sind

die hohen Fenster des großen Apartements — dort wohnt Herr von Guttenstein, und neben den seinen waren die Zimmer, welche das Absteigequartier meines Oheims ausmachen, und wo ich damahls auch wohnte. Jetzt waren alle Läden geschlossen, das Haus schien unbewohnt, ausgestorben. Was war nicht seitdem alles vorgegangen! Was hatte sich verändert! Unmöglich war es mir zu glauben, daß das nur Ein Jahr seyn sollte. Es mußte viel länger gewesen seyn! Und warum war Niemand mehr in diesen Zimmern? Wo lebten die Bewohner? Warum hatten sie sich entfernt? Und gerade jetzt? Das beschäftigte mich eine Weile.

Ich erkundigte mich. Ihre Armee war Schuld daran. Die Gutsbesitzer in den von Feinden occupirten Gegenden fanden es nothwendig, in ihrem Eigenthum nachzusehen. Mehrere davon standen sich ganz gut mit ihrer Einquartirung. Andere wollten Unordnungen vorbeugen. Herr von Guttenstein hatte sich in eben dieser Absicht nach Strengberg begeben, und das Räthsel war auf höchst einfache Art gelöset, wie Alles, was sich zwischen uns entsponnen hatte.

Lassen wir das! Ich habe Ihnen Besseres und Wichtigeres zu berichten: einen Zug meiner

erhabenen Monarchinn, der wieder so ganz ihren großen Sinn, und zugleich die unfehlbare Wirkung schildert, welche echte Geistesgröße und standhafter Muth auf die Menschheit überhaupt zu machen nie verfehlen werdeu. Ja, es ist eine tröstende, eine erhebende Bemerkung, wenn man so oft und vielfach gesehen, wie Schwäche, Engherzigkeit, Eigennutz und schmutzige oder wilde Leidenschaften bey Einzelnen, das Urbild der Menschheit, das Gottähnliche in uns, beflecken, in den Staub treten und unkenntlich machen, daß dann dieß Gottähnliche bey geeigneter Gelegenheit doch wieder einmahl siegreich durchbricht, und der Mensch im Allgemeinen groß und edel erscheint, indeß die Menschen uns anekeln!

Die schreyende Ungerechtigkeit, womit die Potentaten Europens beschworne Verträge gebrochen, und sich gegen eine wehrlose Frau vereinigt haben; die Geistesgröße, womit diese Frau nicht allein vor der drohenden Gefahr nicht gewichen ist, sondern in ihrem Muth und der Liebe ihrer Völker die Mittel gefunden hatte, sich einer gegen sie anstürmenden Welt zu widersetzen; dieses erhabene Schauspiel hat denn in ganz Europa Bewunderung erregt, und besonders unter den Frauen des hohen Adels in England die be-

geistertste Theilnahme erzeugt. Diese Frauen haben sich vereinigt, ihrer großen und verfolgten Geschlechtsgenossinn nach ihren Kräften beyzustehen; sie haben eine Subscription eröffnet, die sich bereits auf mehr als eine Million beläuft (die Herzoginn von Marlborough unterzeichnete allein fünfzig tausend Pfund Sterling), und wollten diese Summen nach Wien übermachen, um der Königinn die Mittel zum Kriege gegen ihre Widersacher zu erleichtern. Unsere Königinn ließ zwar den Englischen Damen ihren lebhaftesten Dank erstatten; aber sie schlug ihr Anerbiethen aus und erklärte, sie würde von England keine andere Unterstützung annehmen, als die der König und das Parlament ihr bewilligen würden 9). Wie gefällt Ihnen das? Ich finde es wahrhaft königlich! Aber es thut auch wohl, zu sehen, daß die Menschheit fähig ist, die Tugend, wo sie sich unverhüllt zeigt, zu erkennen und zu lieben.

Übrigens sind meine goldnen Tage von Preßburg vorüber. Hier im Glanze des Kaiserhofes, in der Burg ihrer Ahnen, im Gewirre der Geschäfte, ist es mir nur höchst selten und nur auf Augenblicke vergönnt, mich der Monarchinn zu nahen, und, nach langer Entbehrung, wieder

einmahl den Ton dieser Stimme zu hören. Es gibt freylich allerley Geschäfte für mich bey unserem Corps; aber hier wird es mir nicht so gut, wie in Preßburg, darüber unmittelbar zu referiren. Hier geht es durch eine Menge Mittelspersonen, die Formen sind strenge vorgeschrieben. Jede Meldung muß durch zwanzig Hände, und wenn ich auch dazu gelange, weil das Geschäft es unmittelbar fordert, daß sie mich vorläßt, so ist das Alles ganz anders. Sie sitzt dann in einem ihrer großen Zimmer, die man füglich Säle nennen kann, am Fenster, das die Aussicht auf die Bastey und von dort auf die Vorstädte biethet. Neben ihr steht der Schreibtisch mit unzähligen Papieren, den stummen Beweisen, wie kostbar ihre Minuten sind, beladen. Ihre Hand strickt Knötchen von bunter Seide [10]), sie grüßt mit der altgewohnten Huld, sie blickt zuweilen aufmerksam von der Arbeit empor, um genau zu hören, was man ihr berichtet, sie antwortet herablassend, aber man fühlt, daß sie die Minuten zählt, die sie ihren wichtigern Geschäften entziehen muß, und bald auch erhält man das Zeichen der Entlassung, das gnädige Nicken des Hauptes und den Wink mit der Hand. Dann geht man — die Flügelthüren schließen sich, und vorbey ist es

wieder auf viele Tage, wenn nicht ein Zufall mich ihrer Kutsche auf der Straße entgegenführt, oder ich sie im Theater sehen kann. Aber auch das geschieht äußerst selten. So heißt es denn, sich in Geduld fassen, und das verlangende Herz bändigen.

Am andern Tage.

So eben erhalte ich Ihren Brief aus Enns. Welch ein Brief! Welche Nachricht! Sie war krank, gefährlich krank, und hat sich nur langsam erhohlt? Sie schien schon blaß und kummervoll, wie sie in Strengberg ankam? Warum? War denn nicht Alles, was geschehen, mitunter auch ihr Wille? Sie ließ mich ja fahren, wie die müde Hand ein Papier fallen läßt, das sie, länger zu halten, nicht Lust hat! Und soll ich denn glauben, daß es wirklich Schmerz, Schmerz um mich und unser zerrissenes Bündniß gewesen? Es ist eine Stimme in mir, die, aller Vernunft und ruhigen Beobachtung entgegen, mir das unablässig zuruft, wenn ich mir die Geschichte der letzteren Monathe, und wie sich Alles nach einander zwischen uns gestaltet hat, wiederhohle. Ich ärgere mich über diese Stimme; sie ist auch weiter nichts als ein Rest übertriebener Gewis-

senhaftigkeit, noch aus der verworrenen Kinderzeit her, wo die strenge Mutter und der noch strengere Präceptor so gern dem Kinde die Schuld von Allem, was neben ihm oder um seinetwillen ungeschickt geschah, beymassen.

Sie ist Ihnen liebenswürdig erschienen? Sie war es auch unstreitig. Ich habe sie herzlich, warm, eifrig geliebt! Ich dachte, mit ihr recht glücklich zu werden! Das ist nun vorbey. Es muß vorbey seyn, und darum kein Rückblick mehr!

Wenn ich es recht bedenke, so hat Alles nur daran gescheitert, daß sie in ihrem eifersüchtigen Stolze ausschließend über mich herrschen wollte. Sie wollte mir Petrarch's Laura, diejenige seyn, che sola a me par Donna. Das ging nicht. Ich konnte Auge, Ohr und Verstand nicht vor dem eindringenden Glanze des höchsten Liebreizes verschließen. Ich mußte sehen, was ich nicht zu erkennen, blind hätte seyn müssen. Das war mein Verbrechen! Kann man das vernünftigerweise so nennen? Kann man es dem Tage verdenken, weil er hell ist, indem ihn die strahlende Sonne überall verbreitet? Kann man es den Rosen übel nehmen, daß sie die Luft mit Wohlgerüchen erfüllen, und unsere Geruchsnerven anklagen, weil sie angenehm davon afficirt wer-

den? Sie sehen, das ist barer Unsinn! Ich sehe es auch ein, und doch bin ich in manchen Augenblicken nicht im Stande, jene fatale Stimme, von der ich Ihnen schrieb, zum Schweigen zu bringen.

Schreiben Sie mir doch bald wieder, und lassen Sie mich verläßlich wissen, wie sich Elisabeth befindet, wie sie lebt, ob sie wieder aufblüht, ob sie sich mit Ihren Landsleuten gut steht, — ob vielleicht Einer oder der Andere einen Eindruck auf sie gemacht hat? Glauben Sie gewiß, daß mich das Alles interessirt, so wie uns die Erinnerungen aus unserer Kindheit und ersten Jugend interessiren. Schicken Sie Ihren nächsten Brief nach Wien! Ich weiß nicht, wie lange wir noch hier verweilen müssen; ich weiß nicht, wohin unser Corps commandirt werden wird — ob nach Oberösterreich oder nach Böhmen; aber unter der gewohnten Adresse wird der Brief hier sicher empfangen, und mir eben so sicher nachgesendet werden, wohin ich mich wenden möge. Leben Sie wohl.

Drey und zwanzigster Brief.

Elisabeth von Guttenstein an Franciska von Teuffenbach.

Strengberg im Jänner 1742.

Die erste Anwendung meiner wiederkehrenden Kraft sey Dir, meine theure Freundinn, geweiht, um Dir zu sagen, daß ich mich, Gottlob! von einer zwar nicht langwierigen, aber bedeutenden Krankheit völlig erhohlt habe, und daß ich Dir, und unbekannter Weise auch dem Herrn von Raschwitz, innig für den Antheil dankbar bin, den Ihr Beyde mir gewogene Herzen an meinem Leiden genommen. Durch einen Offizier, der, wie ich glaube, Fleurieux heißt, und mit dem französischen Major, welchen wir, als wir hier anlangten, im Schlosse einquartirt fanden, bekannt war, habe ich, bald nachdem ich im Stande war, irgend etwas zu erfahren, vernommen, daß ein Baron Raschwitz aus Prag

sich angelegentlich um uns, und nahmentlich um mich und mein Befinden, erkundigt, und diesen Fleurieux ersucht habe, ihm regelmäßig Nachricht von mir zu geben. Ich hörte den Nahmen Raschwitz, und ehe Dein lieber hoffnungsreicher Brief ankam, hatte ich den Zusammenhang errathen und die milde Hand der Freundschaft erkannt, welche diesen Weg ausgefunden, um sich Kunde von der leidenden, entfernten Freundinn zu verschaffen. Nehmt Beyde, Du und Dein Fritz, den ich nun mit Gottes Hülfe bald öffentlich so werde nennen dürfen, noch einmahl den wärmsten Dank eines gedrückten Herzens für Eure Sorge und Liebe an, so wie die aufrichtigsten Glückwünsche zu dem Hoffnungsschimmer, der Euch beglückt, und innige Gebethe für die Erfüllung derselben! Sey versichert, daß, außer Dir selbst, sich wohl Niemand auf Erden so herzlich daran erfreuet, als ich.

Meine Krankheit, wie Du leicht denken kannst, war eine natürliche Folge der Erschütterungen, welche schon durch diesen ganzen unruhevollen Sommer, während einer schmerzlichen Trennung und schwankenden Aussichten, noch mehr aber bey der entscheidenden Catastrophe, auf mein Gemüth gewirkt hatten. Dazu kam

noch die Reise in der strengen Jahreszeit, auf ganz verdorbenen Wegen, und endlich das Zusammentreffen mit einem Manne, dessen bloßer Nahme, noch mehr aber sein Umgang während den ersten Tagen unsers Aufenthaltes in Strengberg, einen heftigen Eindruck auf mich machen mußte. Der Offizier nähmlich, den wir auf dem Schloße vorfanden, und der dieß sowohl, als das ganze Besitzthum meines Vaters aufs beste und schonendste erhalten hatte, war der Marquis de la Feuillade d'Aubusson, ein Mann von guter Familie, sehr anständigem Betragen und — derselbe, mit dem Szillaghy seit Jahren correspondirt, sein genauester Freund, von dem er mir hundertmahl erzählt hat. Wie ich zusammenfuhr, als er sich uns nannte, kann ich Dir nicht sagen. Unstreitig hat er es bemerkt; aber ich muß ihm das lobenswerthe Zeugniß geben, daß er sich mit einem Zartgefühle und einer Hochachtung gegen mich betragen hat, welche eben so wohl für den Edelmuth seiner Denkart, als dafür beweist, daß er durch die Briefe seines Freundes nur zu wohl von dem Stande der Dinge unterrichtet war. Dieser Nahme wurde nie unter uns genannt. La Feuillade schien geflissentlich Alles zu vermeiden, was auch nur den

fernsten Bezug auf diesen Gegenstand haben konnte; aber das glaubte ich zu bemerken, daß er manchmahl, wenn er sich unbeobachtet glaubte, einen mitleidigen Blick auf mich richtete. Ich verdiente dieß Mitleid, und verdiene es noch, und ich dankte dem Marquis in meinem Herzen für seinen Antheil, wie für seine Delicatesse. Auch mein Vater ist ihm verpflichtet. Wir fanden das Gut so sehr geschont, als es nur immer bey einer feindlichen Besitznahme angehen will; und de la Feuillade empfing uns, wie wir anlangten, mit einer feinen Artigkeit und machte die Honneurs von unserem Hause mit einer beynahe comischen Gravität, die mich, wenn ich anders zum Lachen gestimmt gewesen wäre, wohl dazu hätte bringen können. Das war vermuthlich seine Absicht, und er benahm sich recht gut. Übrigens fand ich ihn eben so leichtsinnig, eitel, und von seiner eigenen und von der Vortrefflichkeit seiner Nation so überzeugt, wie die meisten seiner Landsleute. Daß aber ein innerer Werth in ihm seyn muß, beweist sein Betragen gegen uns, und auch — ich weiß wohl, Du wirst nicht meiner Meinung seyn — seine Freundschaft für Szillaghy.

Hier komme ich auf einen Punct, meine

theure Franciska, in einem Deiner Briefe, über den ich nie mit Dir werde einverstanden seyn können, und dieß ist die Ansicht von Liebe, Hochachtung und Treue.

Wohl hast Du Recht, wenn Du sagst, daß die Hochachtung mit der echten Liebe Hand in Hand gehen, und daß diese unvermeidlich welken und sterben müsse, wenn jene aufhört, in der sie allein ihre beste und zuträglichste Nahrung findet, gleich wie eine Pflanze stirbt, die man aus dem mütterlichen Boden reißt. Aber hierin kann ich Dir nicht beystimmen, daß eine Untreue an der Geliebten, dem Manne, den wir früher aus guten Gründen hochgeachtet, nun plötzlich allen Werth benehmen müsse. Wie wäre es denn, wenn er diesen Gegenstand, oder das Mädchen ihn, nie gekannt hätte? Wäre Szillaghy darum minder der hoch gebildete, geistreiche, fein fühlende Mann, der gütige Gebiether, den seine Unterthanen anbethen, der treue Freund, der warme Patriot, was er doch nach dem Urtheile aller Menschen ist, die ihn kennen? Hatten diese Eigenschaften ihre Wurzel nur in der Liebe zu einem Mädchen, das er vor anderthalb Jahren gar nicht kannte? Und wenn ich auch zugebe, daß ein solcher Flattersinn immer

auf eine große Inconsequenz in dem Charakter eines Mannes deutet, und ein ganz tugendhafter Mensch sich dieses Fleckens nicht schuldig gemacht haben würde, gibt mir das ein Recht, gar nichts Gutes mehr von Imre zu halten, und ihm meine Achtung für so viele andre schöne und liebenswürdige Eigenschaften zu entziehen? Würde das nicht selbstsüchtig seyn? Und endlich, laß uns hier nicht in den Irrthum fallen, die Pflichten und Verhältnisse der beyden Geschlechter zu verwechseln! Für uns Frauen ist freylich Treue, Liebe und Anhänglichkeit an den Mann unserer Wahl, wo nicht die erste, doch sicher eine der ersten Tugenden; denn wir nehmen an der Welt ja nur durch Mann, Kinder oder Verwandte Theil, und diese Welt mit allen ihren Beziehungen und Ereignissen geht uns unmittelbar gar nichts an. So ist es nicht bey den Männern. Diese haben Pflichten gegen die Welt. Sie können diesen vollkommen genügen, wenn sie auch gegen ihre Frauen oder ihre Familie nicht alle strengen Forderungen erfüllen, und so bleiben sie achtbar und geehrt, auch wenn sie in der Liebe treulos sind.

Du sagst — ich habe mir Deinen Brief vom December vorigen Jahres eigens deßwegen her-

vorgesucht — Du sagst: wenn ich anfangen müßte zu eifern, so würde ich aufhören, nicht bloß zu lieben, sondern auch zu leben. O meine Liebe! Wie so verschieden empfinden wir Beyde auch hierin! Ich habe die Regungen der Eifersucht auch gefühlt; sie haben mich durch eine lange Zeit sehr unglücklich gemacht. Ihn, der die Ursache derselben war, ihn habe ich doch zu lieben nicht aufgehört, und — schilt mich immer eine Thörinn, — und werde es auch wohl niemahls. Zu leben aber — o lieber Gott! zu leben habe ich leider auch nicht aufhören können, so sehr ich es in manchen gar trüben Stunden, und wenn ich dessen nicht gedachte, was ich meinem guten Vater schuldig bin, gewünscht habe. Mein Gemüth muß eben von ganz anderem Stoffe als das Deinige seyn, und ich will Dir gern zugeben, daß es schwächer, und darum weniger vorzüglich ist. Doch ich fahre in meiner Erzählung fort.

Während der Marquis noch auf Strengberg war, am dritten Tage nach unserer Ankunft, ward ich ernstlich krank, oder eigentlich brach das Übel, das ich schon längere Zeit in mir trug, und stets noch zu überwinden gehofft hatte, mit einer solchen Stärke aus, daß ich nicht mehr im

Stande war, es zu bemeistern. Ein heftiges Fieber ergriff mich eines Abends, ich mußte den Tisch verlassen, und mich zu Bette legen. In der Nacht kamen wüthende Kopf- und Brustschmerzen dazu, es war ein Entzündungsfieber, und ich die größte Zeit über ohne deutliches Bewußtseyn. Nur zuweilen kehrte dieß mit genugsamer Klarheit wieder, daß ich meinen guten Vater, der mich mit der liebevollsten Angst bewachte, und meine treue Wallburg, die mir jeden Tropfen Arzeney reichte, erkennen konnte. In jenen bewußtlosen Stunden jagten sich wilde Phantasien in meinem Gehirn, schreckliche Bilder von Schlachten, in denen ich Szillaghy kämpfend, blutend, sterbend sah. Dann war es wieder der ungarische Landtag, Szillaghy knieete vor der Königinn — er nahm das Herz aus der Brust und reichte es ihr, und dann waren es wieder statt des Herzens, jene Federn des Kanarienvogels, die er mir einstens so unbilliger Weise genommen! Ach, welches Recht hatte er wohl zu dieser Gewaltthätigkeit, er, der mich so ganz vergessen und aufopfern konnte! Nach einigen Tagen ließ das Fieber nach. Ich erhielt meine volle Besinnung wieder, und nach und nach meine Kraft und Genesung. Am zehnten

Tage durfte ich schon eine Stunde aufstehen. Mein Vater bezeigte mir eine Freude, ein Entzücken, das mich zu meiner süßesten Beruhigung von der innigen Liebe überzeugte, die er mir schenkt. Als ich beynahe hergestellt war, gab er mir Deinen Brief, dessen hoffnungsreicher Inhalt nicht wenig dazu beytrug, meine Erhohlung zu beschleunigen. Du hast also jetzt frohere Aussichten? Dein Vater scheint sich zu besseren Entschlüssen bestimmen zu lassen, und selbst sein Gegner mildere Gesinnungen anzunehmen? Wie innig freue ich mich dieses Deines Glückes, und bitte Gott täglich, daß er die übrigen Hindernisse auf Deiner Bahn zum erwünschten Ziele wegräumen, Dir Alles zum Guten werden, und Dir alle die Freuden und Lebensblumen ertheilen wolle, die ich auf meinem wüsteren Pfade nicht gefunden habe.

Indessen gestaltet sich mein Leben hier auf dem Lande nicht so einsam und einförmig, wie man es nach der Strenge der Jahreszeit vermuthen sollte, und Du es glaubtest. Es gibt der Abwechslungen und Zerstreuungen, nach meinem Geschmacke nur zu viel auf dem Schloße. Da sind zuerst die einquartirten Franzosen, ein Capitän und zwey Lieutenants, die mit uns am

Tische essen, und deren Umgang den Vater erheitert. Dann kömmt Graf Sallaburg, Baron Gabelkhoven, dort und da ein Stiftsgeistlicher aus Mölk oder Seitenstetten; mancher von diesen bringt auch wohl einen bey ihm einquartirten Offizier mit, sey es Bayer oder Franzose, und diese Herren lassen es sich trotz ihrer feindlichen Stellung zu uns, am gut besetzten Tische meines Vaters sehr wohl gefallen. Ich freue, aber ich wundre mich auch, daß das Alles diesem nicht bloß nicht lästig ist, sondern ihn unterhält und zerstreuet. Er ist vergnügter, als ich ihn seit langem nicht gesehen; und es scheint bald, als ob die Auflösung einer Verbindung, die er zwar selbst geknüpft, die ihm aber nicht die gehoffte Zufriedenheit gewährt, ihm nun einen Theil seiner Ruhe wiedergegeben habe. Einiges mögen auch wohl die gesteigerten Hoffnungen eines glücklicheren Ausganges der öffentlichen Angelegenheiten beytragen. Er und seine Freunde versprechen sich ungemein viel von der zahlreichen Armee der Königinn, die nächstens ihren Marsch gegen unsre Gegenden antreten soll. Wenn man auf die Reden unserer Einquartirten hören will, so sollte man sich freylich nicht viel von dieser Armee versprechen, die, ihren Äußerun-

gen nach, aus zusammengerafften Leuten besteht. Wenn man aber auf die Bewegungen und Anstalten, die unter ihnen vorgehen, achtet, so scheint es doch, als ob sie nicht ganz frey von Besorgnissen wären. Unsere Herren Nachbarn sind alle dieser Meinung; mein Vater theilt sie ebenfalls, und dieß ist es auch, wie ich glaube, was ihn mitunter so empfänglich für die Unterhaltungen macht, die dieser geräuschvolle Winter mit sich bringt. Er macht Alles mit, was die Andern beginnen; er bringt, wenn es die Witterung erlaubt, halbe Tage mit Ihnen in den entlaubten Wäldern auf der Jagd zu; er bewirthet sie dann mit großer Gastfreundschaft, ja oft mit Pracht, und Souper und Spiel dauern manchmahl bis gegen Mitternacht, so daß unser Schloß ein glänzender Mittelpunct für die ganze Gegend geworden ist.

Ich erhalte unter dem Vorwande meiner Reconvalescenz die Erlaubniß, mich früher in mein Zimmer zurück zu ziehen, und bin überhaupt nur so viel, wie ich muß, bey diesen meist lärmenden Gelagen, an denen ich niemahls, auch in glücklicheren Tagen, und jetzt um so weniger Gefallen finden konnte. Daß es in meiner Seele trübe und wüste aussieht, kannst Du denken. Ich

führe ein maschinenmäßiges Leben, ich besorge meine Geschäfte, ich leite den jetzt sehr großen Haushalt, ich scheine ruhig; wer mich sieht, hält mich gewiß dafür, auch mein Vater, und ich lasse ihn gern bey diesem Glauben. Nur Eines erbitte ich mir vom Himmel, daß jene Abtheilung der Insurrection, welche jetzt bey Wien und in der Umgegend steht, nicht nach Oberösterreich oder Bayern beordert werden möge. Auf jeden Fall habe ich schon das Versprechen meines Vaters, daß wir, wenn die Armee sich nähert, und blutige Auftritte vorzusehen wären, nicht hier bleiben. Ihm zu begegnen, ihn wieder zu sehen, wäre mir unmöglich. Es würde mir das Leben unter tausend Qualen kosten. Verziehen habe ich ihm gleich vom Anfange, feyerlicher aber in meiner Krankheit, wo ich am Rande des Grabes stand, und meine letzte Beichte — wie ich glaubte — ablegte. Ja, ich habe ihm verziehen, ich habe für ihn gebethet, ich thue es alle Tage, aber sehen kann ich ihn nicht.

Ich erhalte zuweilen Nachrichten über das, was in Wien vorgeht, durch meine gütige Gräfinn Ludmilla, und durch den trefflichen Abbate. Ach, diese beyden edlen Seelen wollen mir so wohl, sie möchten mich so gern glücklich sehen.

Das ist vorbey! Mir ist jede Möglichkeit, glücklich zu werden, entschwunden. Mein erstes unschuldiges Verhältniß in Nancy wurde unbarmherzig zerstört. Ich habe nie wieder etwas von Hyppolit gehört, er hat mich wohl auch vergessen. Dann kam ein Sonnenglanz von Seligkeit, der wahrlich zu groß für eine Sterbliche war. Auch der verlöschte. Ich bin wiederum vergessen. Mich vergißt man sehr leicht.

Jene Nachrichten habe ich nicht verlangt. Meine Freunde geben sie mir doch, und ich lese sie mit schmerzlicher Lust, und lese sie wieder, und abermahls wieder, so daß ich die Stellen der Briefe schon auswendig weiß, und weine mich jedesmahl recht satt dabey. Die unbesonnene Leidenschaft des Unterthanen für seine Monarchinn, hat nun, wie früher in Preßburg, so auch in Wien Aufmerksamkeit erregt. So oft der Hof ins Theater kam, war Er auch dort zu sehen, stand der kaiserlichen Loge gegenüber, und schaute unverwandt hinauf. Eben so fand er sich überall ein, wo die Königinn zu sehen war, sey es nun in der Hofkirche, oder bey Jagden, öffentlichen Aufzügen, kurz, er betrug sich so, daß es endlich der Königinn selbst zu Ohren kam. Sie war im ersten Augenblicke entrüstet, und gesonnen,

ihm sein auffallendes Benehmen verweisen zu lassen. Aber es war, wie mir Gräfinn Rotthal schreibt, gar nicht das erstemahl, daß ihre Schönheit solches Unheil angerichtet hat. Ja es sollen schon Mehrere um ihrentwillen geradezu den Verstand verloren haben [11]). Sie fand es daher ihrer Würde und den großen Verdiensten, die sich Szillaghy sowohl bey der Insurrection, als bey einer persönlichen Leistung, wo er ihr das Leben rettete, erworben, gemäßer, die Sache dem Anscheine nach zu ignoriren, ihm den Zutritt zu ihr zu erschweren, und wenn sie der Geschäfte wegen nicht vermeiden konnte, ihn zu sprechen, doch die frühere Huld ganz bey Seite zu setzen, und ihm durch jene Majestät, die sie so wohl zu behaupten weiß, den ungeheuern Abstand zwischen ihr und ihm recht fühlbar zu machen. Seitdem, schreibt mir die Gräfinn, und auf ähnliches deutet auch der Abbate in seinen Briefen, der übrigens diesen Punct nur selten berührt, scheint es, daß Szillaghy die Thorheit und Unschicklichkeit seines Benehmens einzusehen, und sich mit mehr Umsicht und Zurückhaltung zu betragen anfange. Daraus will die treue mütterliche Freundinn nun Hoffnung für mich schöpfen. Für mich gibt es keine.

Leb nun wohl, theure Freundinn! Dieser Brief, obwohl ich ihn in langen Zwischenräumen geschrieben, hat meine kaum wiedergekehrte Kraft, sowohl durch die Anstrengung des Schreibens, als durch die Erinnerungen, die er aufregte, angegriffen. Ich muß schließen. Lebe wohl!

Vier und zwanzigster Brief.

Dieselbe an Dieselbe.

Strengberg im Jänner 1742.

Mein Gott! Ist es kein Traum, was ich heute erlebt? Stehen die Todtgeglaubten wieder auf, oder können weit Entfernte so plötzlich, so unerwartet vor uns erscheinen? Mein Gemüth ist in großer Bewegung — ich kann nicht sagen, daß es Freude ist, aber es ist doch weit entfernt von Trauer oder Sorge. Ich weiß selbst nicht, mit welchen Worten ich die Empfindungen bezeichnen soll, welche jetzt in mir auf und ab wogen, aber es wird Dir alles klar werden, wenn ich Dir sage, daß — — Doch nein — höre meine Erzählung, und folge mir selbst mit Deinen Gedanken durch den wunderbaren Weg, auf den mich der Himmel geführt!

Daß wir sehr viele Gesellschaft auf Strengberg hatten, weit mehr als mir lieb war, weißt

Du. Jagden, Gastmahle und andere Unterhaltungen wechselten ab. Die Herren, welche so oft bey uns zu Gaste waren, wollten denn auch die Höflichkeit erwiedern, wir wurden ebenfalls zu ähnlichen Freuden gebethen. Mein Vater ging hin, mir aber erlaubte er die meisten Mahle, wenn nicht von den Damen des Hauses eine ausdrückliche Einladung für mich kam, unter dem nicht ganz unwahren Vorwande meiner noch schwachen Gesundheit, davon wegzubleiben. So war denn auch ein sehr glänzendes Jagdfest unlängst bey Graf Stahremberg gewesen. Mein Vater hatte sich sehr wohl unterhalten, er erzählte mir viel von der angenehmen Gesellschaft, die er dort getroffen, unter welcher sich besonders ein Paar französische Offiziere auszeichneten, und er hatte alle diese Herren Nachbarn sammt ihren Einquartirungen zu sich auf eine gleiche Unterhaltung geladen, zu welcher er mir nun die Anstalten zu treffen befahl.

Gestern war der Tag zu dieser großen Jagd. Es kamen fast alle unsere Nachbarn, Sallaburg, Stahremberg, Montecuculi, die beyden Prälaten der nächsten Stifte, und jeder brachte noch ein Paar deutsche oder französische Offiziere mit. Die Gesellschaft war sehr zahlreich. Sie versam=

melte sich, ehe noch der Morgen graute, drüben im Tafelsaale, wo ich für ein sehr reichliches Frühstück gesorgt hatte, waren sehr laut, sehr fröhlich, und gingen dann, wie der Tag anbrach, mit vielem Geräusche, von Hunden, Jägern und Bauern begleitet, aus dem Schloße.

Ich war, wie natürlich, in meinem Zimmer geblieben, und hatte Niemand gesehen. Später ging ich an meine Geschäfte, und traf die Anstalten zum Mittagessen. So vergingen einige Stunden, als ich plötzlich einen unserer Reitknechte zum Thore hereinsprengen, und mit lauter Stimme dem Kutscher, der vor der Stallthüre stand, zurufen hörte, es sollte schnell eine Chaise angespannt, und dem gnädigen Herrn entgegen geschickt werden. Ich erschrack unbeschreiblich, denn ich dachte mir nichts anders, als daß mein Vater mit dem Pferde gestürzt sey, oder ein anderes Unglück gehabt habe, und schickte sogleich hinab, um zu hören, was geschehen sey. Gottlob, es war nicht so. Mein Vater war wohlbehalten, aber Einer der fremden Offiziere, die mit Graf Stahremberg gekommen, hatte einen schweren Fall gethan, konnte nicht mehr zu Pferde steigen, und mußte, da Freydeck zu weit entlegen war, nach Strengberg gebracht werden.

Ich dankte Gott inbrünstig, und ließ, bis der Wagen angespannt war, mir den Reitknecht herauf kommen, um zu hören, was geschehen war, und was vielleicht für Vorkehrungen für den Verwundeten zu treffen wären. Der Bursche erzählte nun: Die Herren seyen auf ihren verschiedenen Plätzen vertheilt gewesen, und mein Vater hatte seinen Standort ganz nahe neben einem französischen Offiziere, der bey Graf Stahremberg einquartirt ist, einem sehr höflichen, jungen, blonden Herrn. Ein angeschossenes Wildschwein, das die Verfolgung wüthend gemacht hatte, brach unversehens aus dem Gestripp in der Nähe meines Vaters, stürzte auf diesen zu, und würde ihn, da er eben sein Gewehr abgeschossen hatte, vielleicht niedergerannt und zerfleischt haben, wenn nicht der französische Offizier es noch zu rechter Zeit gesehen, und das wüthende Thier erlegt hätte. Aber dabey hatte er sich den Fuß so verletzt, daß er nicht wohl zu Pferde in sein Quartier zurückkehren könne, und weil die Sache unweit Strengberg vorgefallen, hatte der Vater um den Wagen geschickt, damit der Offizier hierher gebracht werden könnte.

So hatte doch eine große Gefahr meinem Vater gedroht, aber Gott hatte sie durch den Muth

eines guten Menschen von ihm abgewendet! Ich dankte ihm inbrünstig dafür, und war gleich bedacht, Leinwand zu Bandagen, Wundwasser, und alle jene kleinen Erfordernisse herbey zu hohlen, die man für solche Fälle braucht, und auf dem Lande immer in Bereitschaft haben muß. Nach einer Stunde ungefähr wurde es im Schloße laut. Pferdegetrabe, Jagdhörner und Bellen der Hunde verkündigten die Ankunft der Schützen. Freudig eile ich durch die Zimmer und über den ersten Treppenabsatz meinem Vater entgegen, um ihn nach diesem Schrecken zu begrüßen. Was erblicke ich? —

Der französische Offizier, auf einer Seite von meinem Vater, auf der andern von dem Büchsenspanner unterstützt, kommt langsam die Treppe herauf. Es war der Lebensretter meines Vaters — ich öffne die Lippen um ihm zu danken — ich sehe ihn an und — erstarre — der Offizier weicht ebenfalls betroffen zurück; schnelle Röthe übergißt sein erst bleiches Gesicht, ein halbgebrochener Laut, der wie mein Nahme klingt, entfährt seinen Lippen. Es war Hyppolit! Wie uns Beyden in diesem Augenblicke zu Muthe war, kann ich Dir nicht schildern. Ich wußte es nicht — und er gewiß auch nicht.

Erst nach einer Weile, nachdem ich mich besonnen, und aus den strengen Blicken meines Vaters und den verwunderten Mienen der Übrigen erkannte, daß wir mit Befremdung beobachtet wurden, fühlte ich die Nothwendigkeit, eine Erklärung dieses Zusammentreffens zu geben. Aber mein Vater kam mir zuvor, indem er uns Beyde forschend und finster betrachtete und fragte: Ihr scheint euch zu kennen? Woher? Wie hängt das zusammen?

Hyppolit nahm schnell das Wort, indem ein Blick, den er auf mich warf, mir sagte, ich sollte nichts fürchten, der Jugendfreund werde nicht unzart handeln. „Ich habe die Ehre gehabt, das Fräulein vor fünf Jahren zuweilen in Nancy zu treffen, und dieß so ganz unerwartete Wiedersehen —"

Von dieser Bekanntschaft hast Du mir nichts gesagt? fiel mein Vater noch immer streng ihm ins Wort.

„Doch, gnädiger Papa — der Neffe meiner guten Meisterinn Marie Xaviere."

Mein Vater schien sich zu besinnen. Ja so! sagte er. Sein Blick wurde freundlicher, er richtete ihn auf Hyppolit, und eine zuckende Bewegung, die dieser in dem Augenblicke machte, er=

innerte ihn an den Schmerz seines Retters, und seine Verpflichtung, für ihn zu sorgen. Er fragte nicht weiter, sondern leitete den Verwundeten sorglich die Treppe hinauf in ein Zimmer neben dem Eßsaale, wo der Kammerdiener, der ein wenig Chyrurgie versteht, ihm auf dem Ruhebette ein Lager zubereitet hatte. Ich war ihnen gefolgt — ich blieb an der Thüre stehen, und erst jetzt hatte die Sorge um Hyppolit, und das Mitleid mit seinem Schmerze Zeit, sich vor den übrigen Empfindungen der Überraschung, Freude und Wehmuth, Platz in meinem Herzen zu machen. Besorgt richtete ich meine Blicke auf die Gruppe an dem Ruhebette, und auf meinen Vater. Als dieser mich gewahr wurde, rief er mir ziemlich freundlich zu, für Verbandstücke und Wundbalsam zu sorgen.

Welche Unruhe und Ungelegenheit verursache ich Ihnen! hörte ich Hyppolits sanfte Stimme sagen.

Reden Sie davon nicht! erwiederte mein Vater: Meine Tochter wird sich eine Ehre und Freude daraus machen, für den zu sorgen, dem sie das Leben ihres Vaters dankt.

O gewiß! gewiß! Ich eile alles zu hohlen,

rief ich, sprang davon, und erreichte mein Zimmer noch immer in einer Art von Betäubung.

Hyppolit lebte — Hyppolit hatte meiner nicht vergessen — und er war mir nahe! Ich sah ihn nach fünf langen Jahren einer, wie ich glaubte, ewigen Trennung wieder, und in welcher traurigen Epoche meines Lebens! Was mochte er denken und empfinden bey diesem unerwarteten Wiedersehen? Was waren seine Schicksale während der fünf Jahre gewesen? Diese und ähnliche Gedanken, Vermuthungen und Gefühle bestürmten mich gewaltsam, und in solchem Widerstreit unter einander, daß ich lange keines klaren Bewußtseyns, viel weniger einer deutlichen Übersicht meiner Lage fähig war. Zum Glück hatte ich, was für den Verwundeten nöthig war, schon früher zusammengelegt, denn in meiner damahligen Verwirrung möchte ich es schwerlich gefunden haben. Ich schickte Alles durch Wallburg hinüber, und mußte nun mit Ernst und Gewalt an ein Ordnen und Beruhigen meines aufgeregten Gemüthes gehen, denn die Zeit zur Mittagstafel war nicht mehr ferne, und eben jenes Auftrittes wegen, der die Aufmerksamkeit der Gäste geweckt, und sie auf irgend ein Verhältniß zwischen mir und dem Fremden hatte

schließen lassen, wollte ich nichts auffallendes thun, sondern so unbefangen wie immer bey Tische erscheinen.

Ich wandte mich an Gott, und siehe! es gelang mir nach einem langen und angestrengten Bemühen, etwas Klarheit und Ruhe in meinem Innern zu verbreiten. Wohl hatte ich Hyppolit wieder gefunden; aber wer bürgte mir dafür, daß nicht in der langen Zeit eine gänzliche Veränderung in Rücksicht seiner Denkungsart überhaupt, und besonders in Hinsicht auf mich vorgegangen sey? Habe ich nicht erst ein sehr schmerzliches Beyspiel einer solchen Sinnesänderung erlebt? Er war hoch erröthet, als er mich erkannte; das konnte Überraschung und Vergnügen an einer unverhofften Begegnung mit einer einst werthen Person auch bewirken, und warum sollte ich nicht denken dürfen, daß es ihn freue, mich gefunden zu haben, wie es mich freute, ihn lebend und in meiner Nähe zu wissen? Und endlich — ja es freute mich, ihn wieder zu sehen; aber das alte Gefühl konnte nimmer erwachen. Ich konnte jetzt nach allem dem, was über mich hingegangen war, nicht mehr empfinden, wie ich am Sprachgitter in Nancy, und im Garten der guten Familie Bellatrière empfunden hatte. Es

war wahrscheinlich, ja es war als gewiß voraus=zusetzen, daß ein Mann, ein Militär, der in=deß vielleicht sich weit in der Welt umgetrieben hatte, sich ebenfalls auf einem ganz andern Standpuncte befand. So senkten sich allmählich die stürmischen Wogen, die mein Inneres aufge=regt hatten, es wurde klar in mir, und alle die streitenden Gedanken und Gefühle, die sich in mir auf und ab bewegt hatten, löseten sich zu=letzt in eine wehmüthige Freude an dem Wieder=finden des Jugendgespielen, und in ein stilles Dankgebeth gegen die Vorsicht auf, die mir viel=leicht in dem guten Hyppolit einen theilnehmen=den Freund, einen Rathgeber und Tröster zuge=führt hatte.

Ziemlich durch diese Ansichten beruhiget, hörte ich nach einer guten Weile die Eßglocke er=tönen, und schickte mich an hinüber zu gehen, und dem verehrten wiedergefundenen Freunde, dem ich so viel heute zu danken hatte, mit unbe=fangener Achtung zu begegnen.

Es kam besser, als ich vermuthete. Die Schü=tzen waren bereits alle im Tafelsaale versammelt, man wartete nur auf den Vater, der sich noch im Nebenzimmer bey dem Verwundeten befand, und nun eben auch eintrat, um den Chevalier

zu entschuldigen, dem der Wundarzt jede Bewegung untersagt hatte, indem er aber zugleich versicherte, die Verletzung sey unbedeutend, und der Herr Capitaine werde in ein Paar Tagen wieder seine Dienstgeschäfte versehen können.

Man reihete sich nicht ohne vieles Geräusch um die lange Tafel, und nun fand es mein Vater (wofür ich ihm im Stillen dankte) dem Anstande gemäß, mich, die er seit jener Begegnung an der Treppe nicht gesprochen, um die Art meiner Bekanntschaft mit dem Chevalier zu befragen. Ich gab sie mit aller Ruhe und Unbefangenheit, die ich wirklich in mir fühlte. Mein Vater schien zufrieden, die meisten Gäste fanden die Sache sehr natürlich und völlig unbedeutend, nur ein Paar Herren wollten sich unzeitige Scherze und Neckereyen erlauben, denen aber meines Vaters würdiger Ernst bald ein schickliches Ende machte.

Nun aber nahm ich mir die Freyheit, nach dem Hergange des Jagdabentheuers, welches dem Vater so gefährlich hätte werden können, zu fragen, und erfuhr folgendes.

Die Jäger hatten sich an ihre Posten begeben. Der französische Offizier, welcher mit Graf Stahremberg gekommen, und meinem Vater

schon, seit er ihn das erstemahl gesehen, mit besonderer Auszeichnung begegnet war, hatte seinen Platz zunächst an ihm. Dieß gab ihm die Möglichkeit, wie der Eber, der durch seine Verwundung und den Lärm der Jagd wild geworden war, aus dem Dickicht hervorbrach, und gerade gegen meinen Vater anstürmte, diesem zu Hülfe zu eilen. Zum Laden der Flinte war es zu spät, Villoison riß daher den Hirschfänger aus der Scheide, sprang auf das Thier zu, und stieß ihm mit einer Entschlossenheit und Gewandtheit, welche von allen Anwesenden mit dem gerechtesten Lobe bewundert wurde, die Waffe so mächtig in die Seite, daß das Thier in dem Augenblicke zum Tode getroffen niederstürzte, wie es meinen Vater beynahe erreicht hatte. Aber Hyppolit war bey der heftigen Bewegung, mit der er vorwärts sprang, in eine Baumwurzel gerathen, die unter dem Schnee halb versteckt lag. Sein Fuß war verwundet, und so wie er den Stoß geführt hatte, und sich aufrichten wollte, sank er vor Schmerz zu Boden. Mein Vater erschrack tödtlich, er glaubte, das Schwein habe den muthigen Schützen verletzt. Aber Hyppolit richtete sich schnell empor, er beruhigte meinen Vater, versicherte ihm, er sey ganz wohlbehal-

ten, und habe sich wahrscheinlich bloß den Fuß verstaucht. Die nächsten Schützen eilten nun auch herbey, man war dem Offizier behülflich aufzustehen, und mein Vater, von Dank und Sorge für seinen Retter durchdrungen, leistete diesem, wie die Herren erzählten, alle kleinen Dienste, die sein Zustand nöthig machte, und schickte sofort um die Chaise. Von dieser Erzählung kamen die Herren auch auf das Benehmen des Chevaliers überhaupt, dem sie volles Lob spendeten, und ihn allgemein, nicht bloß als einen braven Offizier, sondern auch als einen jungen Mann von gesetztem und bescheidenen Charakter rühmten.

Mir that diese Anerkennung recht wohl, es freute mich, wenigstens hierin den Hyppolit von ehemahls wieder zu finden, und später, wenn es seine Besserung möglich machen würde, ihn zu sprechen, und mir erzählen zu lassen, wie es ihm in den fünf Jahren unserer Trennung ergangen. So endigte das lange Mittagsmahl, das sich bis in den Abend ausdehnte. Nach demselben suchten die Herren ihre Unterhaltung am Spieltische, mein Vater aber ging mit einem der geistlichen Herren, der fertig französisch sprach, seinem Kranken Gesellschaft zu leisten, und ihn,

wenn er es wünschte, mit einer Parthie l'Hombre zu zerstreuen. Ich erhielt die Erlaubniß, mich auf mein Zimmer zu begeben, und bin nun hier, und benutze die einsamen Stunden, um Dir Alles zu erzählen. Morgen werde ich wahrscheinlich Hyppolit wieder sehen, und länger und ausführlich mit ihm reden. Ich freue mich darauf, und dennoch denke ich nicht ohne Ängstlichkeit an ein Gespräch, was so Manches berühren und erklären wird, welches mich in der tiefsten Seele bewegt. Es ist spät. Lebe wohl!

Fortsetzung.

Der Brief, der vorgestern auf die Post gegeben werden sollte, konnte nicht abgehen. Ein ungeheures Stöberwetter hat die Straßen unfahrbar gemacht, und alle Communication abgeschnitten. Erst morgen wird es die Journalière versuchen, ob es durch Ausschaufeln und andere Hülfsmittel möglich werden kann, Enns zu erreichen. Ich benutze diese Verzögerung, um Dir zu melden, was seit dem vorgegangen. Wir haben uns gesehen und gesprochen. O was war das für eine wehmüthige, tief bewegende Unterredung!

Den Tag nach der Jagd war Villoison bemüssigt, sich noch still auf seinem Ruhebette zu verhalten; die Wunde war noch bedeutend, obwohl die Schmerzen nachgelassen hatten. Die übrigen Gäste entfernten sich am Morgen, das später einfallende Schneewetter hielt andere Besuche fern. Es wurde still bey uns, und mir in meiner bewegten Stimmung that diese Stille sehr wohl. Der Tag verging einförmig. Der Vater und unser Schloßkaplan, ein Niederländer von Geburt, leisteten Hyppolit abwechselnd Gesellschaft, und ich hatte auf Papa's Befehl aus unserer Bibliothek einige französische Autoren herausgesucht, die er ihm brachte. So suchte der gute Vater dem Manne, dem er so viel verdankte, diese Dankbarkeit auf alle mögliche Weise zu zeigen, und bey Tische erzählte er und der Geistliche mir mit großem Vergnügen, welch einen bescheidenen, ernsten und kenntnißreichen Mann sie an ihm gefunden, und wie sehr er das Wohlwollen, welches sein bloßer Anblick einflößt, durch sein Betragen zu erhalten und zu vermehren versteht. Der Vater hatte ihn auch (es war leicht zu errathen, warum?) ohne mir etwas zu sagen, über unsere Bekanntschaft ausgefragt, und der Freund meiner Jugend hatte

sein Zartgefühl, so wie die ehemahlige Überein-stimmung unserer Denkart nicht verläugnet. Ohne Abrede lauteten unsere Antworten, beynahe völlig gleich, das ist, wir blieben Beyde der Wahrheit in Hinsicht der Umstände völlig getreu, ohne über das, was wir damahls gedacht und empfunden, nähere Rechenschaft abzulegen. Das beruhigte meinen Vater sehr, er war ungemein heiter und gut aufgelegt, und schien auch außer dem Gefühle der Dankbarkeit viel Vergnügen an Hyppolits Umgange zu finden.

Heut morgens ließ endlich das Stöberwetter etwas nach, und der Vater, dem die Zeit in dem stillen Schloße lang zu werden anfing, ließ sich von den Knechten Bahn bis zum Pfarrhofe machen, besuchte den Geistlichen, um eine Parthie Piket mit ihm zu spielen, und ihn zu Tische zu bitten. Während dieser Zeit hatte ich in dem Zimmer neben dem Eßsaale, wo die Schränke mit dem Tafelporzellan, der Tischwäsche, der Gläser u. s. w. stehen, einige unaufschiebbare Geschäfte. Wohl dachte ich an meinen guten Hyppolit, ich hätte ihn gern besucht, gern gefragt, wie es ihm jetzt geht, wie es ihm in fünf langen Jahren ergangen; aber ich fand es unschicklich, und wollte des Vaters Rückkunft er-

warten, um zu hören, ob er schon sein Lager verlassen und vielleicht zu Tische zu uns kommen würde, wo ich ihn dann unbedenklich würde sehen und sprechen können.

Indem ich so in den großen Schränken kramte, und die hohen Flügelthüren des einen offen standen, so daß ich nicht sehen konnte, wer in's Zimmer trat, weckte mich plötzlich eine Stimme, die ich nur zu wohl kannte, aus meinem hauswirthschaftlichen Sinnen: Est-il permis, Mademoiselle?

Mir fiel der Stoß Servietten aus der Hand, mit einem leisen Schrey sprang ich hervor, und eilte dem Eintretenden entgegen, der, auf seinen Stock gestützt, sich nicht ohne Mühe bewegte, aber aus dessen Gesichte der Ausdruck der reinsten Freude leuchtete.

Ich both ihm die Hand — reden konnte ich nicht gleich. Alles, was in den fünf Jahren über mich ergangen war, stürmte auf einmahl auf meine Erinnerung ein, und dieß, mit der Freude an dem Anblick des treuen Freundes vereint, bewegte mich so seltsam, so schmerzlich und doch so süß, daß ich in Thränen ausbrach.

Hyppolit erschrack: „Mein Gott! Sie weinen? Was ist Ihnen? Womit habe ich dieß ver-

schuldet?“ Ich sah die innige Besorgniß und Theilnahme, welche sich in seinen Blicken aussprach. Ich suchte mich zu fassen, und sagte, so schnell ich es vermochte: Nicht Sie, nicht Sie, Herr Chevalier! Es sind andere Erinnerungen und Gefühle — Ach! wir haben uns lange, lange nicht gesehen!

Ich blickte ihm unbefangen und herzlich in die treuen, blauen Augen, und konnte nicht umhin, mit heimlichem Bedauern zu bemerken, daß Zeit, Kriegsfatiguen oder vielleicht düstre Schickungen, diese einst so milden freundlichen Lineamente vertieft, manchen scharfen Zug hineingedrückt, und über das Ganze einen ernsten, beynahe düsteren Ausdruck verbreitet hatten, der nur im ersten Augenblicke einem Anfluge von Vergnügen über unser Wiederfinden Platz gemacht hatte.

Eine Weile betrachteten wir uns Beyde stumm und tief gerührt, als wollten wir die Veränderungen, welche Zeit und Erfahrungen in unsern beyderseitigen Zügen hervorgebracht, studieren, um ihren Grund zu errathen. Endlich fiel mir Hypolits Verletzung ein. Mein Gott! rief ich: Sie stehen schon eine ganze Weile, kommen Sie, setzen Sie sich hier zu mir! Ich faßte ihn am Arme — er richtete einen Blick liebevoller Dank-

barkeit auf mich: Wie gut sind Sie, mein Fräulein! Glauben Sie mir, mein Fuß ist durch die gütige Pflege, die ich hier gefunden, viel besser. Eine kleine Anstrengung kann ihm nicht schaden.

Dennoch! Dennoch! erwiederte ich: Ich muß für den Retter meines Vaters, dem ich so sehr verpflichtet bin, und für den theuren Jugendfreund sorgen. Sie dürfen nicht länger stehen. Ich leitete ihn zu einem Sopha, das in der Nähe stand, rückte ihm einen Schemmel vor demselben zu recht, und nachdem ich ihn ziemlich gemächlich etablirt hatte, wobey er immer gegen jede kleine Mühe protestiren wollte, setzte ich mich neben ihm, und begaun nun im süß beruhigenden Gefühle der Nähe des Freundes ihn zu fragen, wie es ihm ergangen, was er die langen fünf Jahre gemacht?

Sein Blick verfinsterte sich merklich bey dieser Frage, die ich wahrlich ganz unbefangen, und aus vollem theilnehmenden Herzen machte. Ich bemerkte es sogleich, und schwieg, und hätte die Worte gern zurückgenommen.

„Haben Sie durch meine Tante gar nichts von mir gehört? antwortete er: Hat sie Ihnen nicht geschrieben, daß ich drey Jahre in Martinique war — daß mich dort“ — — er hielt inne.

Ich schreibe der guten Mere Marie Xaviere nur selten. Ihr Verkehr mit der Welt, außer dem Kloster, ist meist abgeschlossen, und ich weiß, daß sie es nicht gern hat, wenn man die wenigen Faden berührt, die sie noch an selbe binden. Daher erlaubte ich mir nur bey seltenen, wichtigen Ereignissen, die Einfluß auf mein Leben hatten, sie an mich zu erinnern. Ihre Antworten waren stets liebevoll, voll frommer Salbung, aber kurz. Ihrer, lieber Hyppolit, setzte ich nicht ohne Erröthen hinzu, wagte ich es nicht — zu erwähnen.

Ich sah, daß auch seine blassen Züge bey diesen Worten eine flüchtige Röthe übergoß. Er ergriff meine Hand, drückte sie an seine Lippen, ruhte eine Weile darauf, und indem er sich während dieser kleinen Pause zu sammeln geschienen hatte, fuhr er fort:

„Mein Leben in diesen fünf Jahren war das eines Menschen, der willenlos vom Schicksale und fremden Entschließungen in der Welt herumgeworfen wird. Als ich, auf Betrieb derselben Tante, die Ihnen nichts mehr von mir zu melden für gut fand, schleunig Nancy verlassen, und zu meinem Regimente gehen mußte, fühlte ich mich sehr unglücklich. Es war der erste

herbe Schmerz, der mein unerfahrnes Herz berührte.“

Ich seufzte — aber ich unterbrach ihn nicht, nur drückte ich seine Hand, die die meine immer gefaßt hielt, leise. Ach was für Erinnerungen stiegen in mir empor!

»Fast ein Jahr hatte ich mich in verschiedenen Garnisonen umgetrieben, Kenntnisse gesammelt und Vorurtheile abgelegt, Fehler begangen und bereut, Bekanntschaften gemacht, deren einige mir unvergeßlich bleiben werden, besonders in Luneville unter den Pohlnischen Cavalieren, welche der Hof des Königs Stanislaus damahls um sich versammelte. Ich werde Ihnen manches interessante von diesen Leuten erzählen. Erinnern Sie mich später einmahl daran! Ungefähr zehn Monathe nach meiner Entfernung aus Nancy, bekam mein Regiment Befehl, sich für die Kolonieen einzuschiffen. Ich hatte der Tante versprechen müssen, Sie nicht mehr aufzusuchen, und war den triftigen Gründen, welche sie mir für die Lösung unserer Bekanntschaft angeführt, gewichen.“ —

Ein solches Versprechen hat sie auch von mir gefordert. Auch ich erkannte das Vernunftge-

mäße desselben, in der Stellung, worin wir Beyde uns damahls befanden.

„Wohl! meine theure Elisabeth! Aber als ich den Welttheil zu verlassen im Begriffe stand, der Sie und die Gegend enthielt, in der Sie lebten, da sträubte sich doch mein rebellisches Herz gegen den Gedanken, Sie nicht noch einmahl vorher zu sehen. Unter dem Vorwande des Abschiedes von der einzigen Verwandten, die ich besaß, flog ich nach Nancy; aber Sie hatten das Kloster und die Stadt bereits verlassen.“

Mein Vater hatte mich abgehohlt. O wie würde es mich gefreut haben, Sie noch einmahl zu sprechen!

„Gewiß?“ fragte Hyppolit, indem er meine Hand neuerdings an seine Lippen zog, und mir bewegt in die Augen blickte.

Gewiß, erwiederte ich herzlich, und eben so sehr freue ich mich jetzt des glücklichen Zufalls, der Sie in unser Haus führte; so sehr ich übrigens Ihre Verwundung beklage.

„O diese ist sehr unbedeutend, und glauben Sie mir, mein Fräulein! sie kommt in keinen Vergleich mit dem Glücke, das sie mir verschafft, Sie gefunden zu haben.“

Ich erröthete und schwieg. Auch er verstummte

und schien von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, der ihn in Nachdenken versenkte. Ich unterbrach die Stille nicht, die durch einige Minuten zwischen uns herrschte. Ach! Ich hatte auch so manchen Gegenstand zu bedenken!

Auf einmahl richtete sich Hyppolit empor — blickte mich ernst an, und sagte, indem er sich leicht verbeugte: Man hat mir erzählt mein Fräulein, Sie seyen Braut, und eine sehr glückliche. — Ich mache Ihnen mein Compliment.

Das war zuviel für mein ohnedieß erschüttertes Herz. Meine Thränen brachen auf's Neue und stärker hervor. Hyppolit erschrack, er schlug seinen Arm um mich und rief: Elisabeth! Meine theure Elisabeth? Was bedeuten diese Thränen? Sollte irgend ein Unglück — O lassen Sie dem treuen Freunde Alles erfahren! Sein Herz nimmt gewiß den innigsten Antheil an Allem, was Sie angeht. Ich hatte mich wieder gefaßt, ich entzog mich mit einer leisen Bewegung seinem Arm, der mich sogleich losließ, und sagte, indem ich das Tuch von den Augen nahm und ihm die Hand reichte: Ja, Sie sollen Alles erfahren, mein Freund, — denn so nennt Sie mein Herz mit voller Zuversicht — aber in diesem Augenblicke nicht. Ich bin jetzt nicht im Stande, meine ganze

Vergangenheit vor Ihnen zu enthüllen. Lassen Sie mir Zeit!

„Wie Sie wollen, mein Fräulein, wie es Ihnen am besten, am leichtesten dünkt. Jeder Eröffnung, die Sie mir machen wollen, wird mein Herz mit der lebhaftesten Theilnahme entgegen kommen.“

Das weiß ich, Hyppolit, und so erfahren Sie indessen so viel: Jenes Verhältniß ist zerrissen.

Er sah mich erstaunt an, aber es flog ein Ausdruck über seine Züge, den ich fast freudig hätte nennen mögen, seine Augen strahlten, und mir ward vor dieser Freude beynahe bange. Schnell aber geboth er dieser unzeitigen Regung, seine Mienen nahmen ihren gewohnten Ernst an, und er sagte, indem er meine beyden Hände theilnehmend faßte, und mich mit besorgten Blicken betrachtete: Sie haben viel gelitten, meine theure Elisabeth! Erlauben Sie mir, immer Sie so zu uennen, wie ich es in der glücklichsten Zeit meines Lebens durfte! Verzeihen Sie mir, wenn meine Fragen schmerzliche Erinnerungen in Ihnen geweckt haben.

Nicht doch. Glauben Sie mir, Ihre Theilnahme thut mir wohl, und ich habe kein Geheimniß vor dem Freunde meiner Jugend, sagte

ich, und wollte eben fortfahren ihm noch einiges zu sagen, als wir plötzlich Schritte im Eßsaale hörten, und mein Vater in der offenen Thüre erschien.

Wir standen Beyde, nicht ohne eine kleine Verlegenheit vom Kanapeh auf, obwohl im Grunde diese Verlegenheit mehr auf der Vorstellung beruhte, die mein Vater von unserm Beysammenseyn hegen konnte, als von irgend etwas, was wir zu verheimlichen gehabt hätten. Mein Vater sah uns einen Augenblick befremdet und ernst an. Hyppolit nahm schnell das Wort: Verzeihen Sie, Herr von Guttenstein, daß meine Ungeduld, eine alte Bekanntschaft zu erneuern, mich vielleicht einen unpassenden Augenblick wählen ließ. Zwey Tage bin ich bereits in Ihrem gastfreyen Schloße, und noch hatte ich die Eleve meiner Tante nicht gesprochen.

Meines Vaters strenge Mienen hatten sich während dieser Worte in etwas erheitert. Wenn Ihnen nur, fiel er dem Chevalier in die Rede, die Bewegung nicht geschadet hat.

„O nicht im Geringsten; vielmehr glaube ich zu fühlen, daß mein Schmerz sich verliert.“

Mein Vater lächelte etwas ungläubig, und als ich mich vom Kanapeh entfernte, um ihm

Platz zu machen, faßte er den Chevalier am Arme und sagte: Setzen Sie sich nur wieder nieder, und du, Elisabeth, sieh zu, daß die Suppe bald kommt. Ich habe mich auf dem Wege ganz durchkältet. Ich hoffe, Chevalier, da Sie bereits Ihr Zimmer verlassen können, Sie schenken uns Ihre Gesellschaft zu Tische, fügte er hinzu, indem er Hyppolit beym Niedersitzen unterstützte, der das Anerbiethen mit lebhaftem Danke annahm.

Ich verließ das Zimmer, froh, daß ich meinen Vater so heiter und gütig gefunden, und noch tief bewegt durch die Unterredung mit Hyppolit Das Mittagsessen, bey welchem unsere drey einquartirten Offiziere, der Pfarrer und ein gelehrter Geistlicher aus Mölk gegenwärtig waren, verging unter angenehmen Gesprächen. Ach seit einer andern unvergeßlichen Epoche in meinem Leben hatte ich das erquickende Vergnügen eines solchen feinen und belehrenden Umgangs nicht mehr genossen! Die beyden Geistlichen waren erstaunt über Hyppolit's Kenntnisse und Erfahrungen, die er auf weiten Reisen, in Frankreich sowohl als in den Kolonien, gesammelt. Meines Vaters Achtung und Wohlwollen gegen seinen Lebensretter schien sich zu vermehren, und es gestaltet sich ein angenehm-

Verhältniß zwischen uns, von dem ich nur wünsche, daß es sich in dieser Klarheit und Ruhe, wie es jetzt ist, erhalten möge. Lebe wohl! Ich bin müde vom Schreiben, und der Brief wird bald abgehen können.

Fünf und zwanzigster Brief.

Der Marquis de la Feuillade d'Aubusson an den Baron von Szillaghy.

Enns im Jänner 1742.

Geschwind! geschwind! lieber Freund! Wenn Ihnen daran liegt, in dem Herzen Ihrer Didone abandonnata noch ein Plätzchen zu behaupten, oder wenn sich irgend in einem Winkel des Ihrigen noch ein Fünkchen Neigung versteckt — kommen Sie schnell, oder schreiben Sie, oder schicken Sie; kurz, machen Sie, daß bey Ihrer Exbraut Ihr Bild mit frischen Farben erneuert werde! Man ist nahe daran es auszulöschen, Sie werden delogirt, und ein früherer Besitzer wieder in seine alten Rechte eingesetzt. Trachten Sie, daß die Insurrection recht bald Befehl bekomme, gegen uns zu marschiren; suchen Sie selbst bey dem Corps zu seyn, das nach Oberösterreich commandirt wird, und beeilen Sie

sich in Strengberg die dortige Einquartirung aus ihrem gar zu lieblichen Winterquartiere zu vertreiben, wenn es möglich ist.

Wissen Sie wer sich dort aufhält? O Sie ahnen es nicht. Auch ich hatte nicht von fern einen Gedanken an ein solches Spiel der Liebe und des Zufalls, wie Marivaux sein Stück genannt hat. Aber hören Sie nur: Ich selbst, ich mußte ohne mein Wissen die erste Veranlassung dazu geben!

Als ich das Schloß Ihrer ehemahligen Geliebten ungern genug verlassen mußte, weil es unserem General Segur beliebte, uns anders wohin zu schicken, erhielt ich mich fortwährend, theils aus eigenem Antheile an dem liebenswürdigen Wesen, theils um Ihrem Wunsche zu genügen, in steter Kenntniß von Allem, was auf Schloß Strengberg vorfiel. Dieß Schloß, sein gastfreyer Besitzer, die Jagd- und Tafelfreuden daselbst, so wie die Vorzüge der reizenden Tochter des Hauses, waren sehr oft der Gegenstand der Unterhaltung zwischen mir und meinen Kameraden, und wenn ich als Augenzeuge von den Eigenschaften des Fräuleins von Guttenstein, von ihrer angenehmen Gestalt, ihrer interessanten Blässe, ihrer hinreissenden Sanftmuth und

Bescheidenheit sprach — da ahnete ich nicht von fern, wie tief ich einem meiner aufmerksamen Zuhörer ins Herz griff.

Warum waren Sie auch so zurückhaltend? Warum durfte ich den Nahmen Ihres früheren Rivalen nicht erfahren? Warum nicht hören, daß Hyppolit de Villoison, der in Einem Regimente mit mir dient, und, so wie ich, seit Monathen in der hiesigen Gegend einquartirt ist, derjenige sey, mit dem Sie sehr wunderlicher und ungerechter Weise eiferten? Nun weiß ich's doch, und wenn ich durch meine frühere Unwissenheit eine Flamme entzündet, die nun rasch fortbrennt, und Ihr Andenken, das Andenken eines Treulosen, Flatterhaften, rein aus Elisabeths Herzen hinausbrennt, so haben Sie es nur sich zuzuschreiben.

Capitän Villoison war, das konnte ich gleich bemerken, als das erstemahl in seiner Gegenwart der Nahme Guttenstein genannt wurde, sehr aufmerksam geworden; aber (das ist so seine Art; er ist ein braver Offizier und ein verläßlicher Kamerad, aber ernster uud zurückhaltender, als mir angenehm wäre) er schwieg und äußerte nichts, er ließ mich erzählen von dem holdseligen Kinde, von ihrem schwermüthigen Aussehen,

von ihrer gefährlichen Krankheit, und erwünschten Genesung, ohne sichtbar Antheil daran zu nehmen.

Am dritten Tage darnach, warf er, wie zufällig, die Frage hin, ob Herr von Guttenstein nicht Verwandte in Lothringen habe? Als ich dieß weder bejahen noch verneinen konnte, rückte er näher, und erkundigte sich, ob seine Tochter dieselbe sey, die vor einigen Jahren in einem Kloster zu Nancy erzogen worden wäre?

Ich stutzte. Es war sicher eine Inspiration; denn mir fiel es plötzlich wie Schuppen vom Auge. Nancy? Kloster? Wie, wenn dieser Kapitän Villoison der frühere Geliebte wäre? Ich bejahte die Frage, indem ich den Kapitän scharf fixirte, und setzte hinzu: Kennen Sie sie vielleicht?—Da hätten Sie die Purpurröthe sehen sollen, die plötzlich des gedienten Officiers Züge, wie die eines Mädchens von fünfzehn Jahren, überflog! Aber auf der Stelle war er auch schon wieder Herr über diese verrätherische Bewegung geworden, und mit großer Kaltblütigkeit erwiederte er: Dann glaube ich sie in Nancy gesehen zu haben.

Die Falschheit sollst du mir büssen! dachte ich, und erzählte weiter, während meine Blicke fest auf ihn ruhten: Sie ist Braut, und zwar eine

sehr glückliche mit einem Magnaten von Ungarn, einem in jeder Hinsicht ausgezeichnetem Manne, der mein innigster Freund ist. Bedanken Sie sich für die treue Schilderung, und verzeihen Sie mir die kleine Lüge wegen der noch dauernden Brautschaft, die ich nur aus Bosheit hinzufügte!

So sehr er sich und seine Mienen in seiner Gewalt haben mag, so kam ihm diese Eröffnung doch zu unerwartet. Er antwortete gar nichts, sah betreten vor sich nieder, aber mir entging seine Erschütterung nicht.

Nach einer guten Weile fragte er: Wann wird die Hochzeit seyn?

Das weiß ich nicht, erwiederte ich klüglich: Mein Freund ist bey der Insurrection, da kann der Krieg noch manchen Wechselfall darbiethen.

Er verneigte sich, brach das Gespräch ab und ging. In wenigen Tagen darauf wurde er auf ein benachbartes Schloß einquartiert, und sammt seinem Hauswirthe zu einer glänzenden Jagd eingeladen, welche der Vater Ihrer Elisabeth seinen Nachbarn gab. Auf dieser Jagd hatte er Gelegenheit, dem alten Guttenstein das Leben zu retten, den ein wüthender Eber zerfleischen wollte; aber er stürzte zugleich, verletzte sich den Fuß bedeutend, wurde der Nähe wegen nach

Strengberg transportirt u. s. w. Ich überlasse es Ihrem Scharfsinn und Ihrer Einbildungskraft, das Übrige zu ergänzen, und sich den Roman des verwundeten Ritters, der auf dem Schloße der Dame seines Herzens von ihren Händen gepflegt wird, auszumahlen:

Sie werden eingestehen, daß der Zufall hier seltsam gespielt hat; aber Sie werden zugleich einsehen, daß keine Zeit zu verlieren ist, wenn Ihnen etwas daran liegt, das verliebte Paar zu trennen.

Nach den Neuigkeiten zu urtheilen, die man sich hier sehr eifrig auf unsere Unkosten erzählt, wird das auch bald geschehen. Man spricht mit großer Zuverläßigkeit von den gewaltigen Anstrengungen, welche in Wien gemacht werden sollen, um bald eine furchtbare Armee auf den Beinen zu haben. Man schildert besonders die Rüstungen der Ungarn als höchst bedeutend, man gibt die Stärke der Insurrection allein nach einer geringen Schätzung auf Sechzig- bis Siebenzigtausend Mann, die gesammte Armee aber über hunderttausend, an. Man sieht diese kriegerische Meeresfluth sich bereits dem Lande ob der Enns nähern, um uns zu zermalmen, und von dem Angesichte der Erde zu vertilgen, wenn

wir nicht in übereilter Flucht sogleich selbst davon laufen. Indessen versichere ich Sie, daß wir hier noch alle fest und warm in unsern guten Quartieren sitzen, wo die hübschen Mädchen und Frauen, wie z. B. auf Schloß Strengberg, uns das Leben sehr angenehm zu machen suchen, und unsere Wirthe uns überall mit der Anerkennung und Unterordnung entgegenkommen, wie es den Bewohnern eines halb civilisirten Landes gegen das cultivirteste Volk des Erdbodens ziemt. Dafür sind wir auch höflich gegen sie, und behandeln sie sehr anständig. Vor der Armee aber, die uns entgegen marschieren soll, fürchten wir uns durchaus nicht, und denken nicht daran, vor einem ungeregelten Haufen davon zu laufen, der noch vor einigen Monathen — nehmen Sie mirs nicht übel! — den Pflug oder Spaten handhabte. Das allein ist mir ungelegen, daß meine Briefe dieser Kriegsumstände wegen jetzt mit einem Umwege zu Ihnen gelangen müssen, und ich um so länger darauf warten muß, zu hören, was Sie zu meinen Neuigkeiten aus Strengberg sagen werden. Leben Sie wohl!

———————

Sechs und zwanzigster Brief.

General Baron von Teuffenbach an Herrn von Guttenstein.

Prag im Februar 1742.

Ich begreife Dich nicht, Bruder — durchaus nicht! Ich habe Dir schon einmahl meine Meinung darüber geäußert, als Du Dich vor zwey Monathen von Deinen Nachbarn und dämischen Jagdgenossen überreden ließest, mitten im Winter die Hauptstadt, wo du vor Feinden, Landesverderbern, und solchem unerträglichen Gezeug sicher warst, zu verlassen, und dich geradezu in den Schwall jener Überlästigen und Verhaßten hinein zu begeben. Was Du mir von Sorge für Deine Güter, von Abhaltung der Plackereyen, von Schutz für Deine Unterthanen schreibst, das scheinen mir — nimm es nicht übel! — faule Fische zu seyn. Du wirst nichts abhalten, was die feindlichen Truppen thun wollen, welche die

Gewalt im Lande in Händen haben; nur zuse-hen wirst Du müssen, wie sie Deine Scheunen leeren, Dein Wildpret wegschießen, Deinen Wein austrinken, und Dich noch oben drein bedanken, wenn sie Dir Schloß und Dorf nicht über dem Kopfe abbrennen. Ich habe das Kreuz über meine Herrschaften gemacht. Österreicher und Preußen, Sachsen und Franzosen tummeln sich abwechselnd dort herum. Wo ist da Schonung zu hoffen, wo auch nur möglich, selbst bey unsern Leuten? Aber Zeuge dieser Schindereyen und dieses Unfugs mag ich nicht seyn. Werde daraus was will! Ich hasse diese Fremden, diese Blutegel, diese Eidbrüchigen viel zu sehr, um sie vor Augen sehen zu können. In Prag gehe ich nicht aus dem Hause, seit die Bayern und Franzosen in der Stadt liegen, und die zwey Officiere, die ich im Quartier haben muß, haben mein Antlitz noch nicht erblickt. Mein Sohn Leopold muß die Honneurs machen, aber bey den Rechnungen, die mir meine Franciska vorlegt, welche ihre Bewirthung besorgen muß, fluche ich ihnen jedes Mahl alle Donnerwetter auf den Hals. Ach! wenn nur ein Einziges einschlüge, und diesen Churfürst von Bayern zusammenschmetterte! Denke Dir nur, Bruder, was gestern für eine Nach-

richt gekommen ist! Welche Verblendung hat denn den ganzen Reichstag, alle Fürsten und besonders die Churfürsten ergriffen, daß sie in unbegreiflicher Verirrung die erste Krone der Christenheit, die seit mehr als zweyhundert Jahren nur auf den Häuptern der mächtigsten Potentaten Europas strahlte, und um welche Könige von Frankreich buhlten, einem Fürstlein aufsetzen, dessen Länder auf der Landkarte neben jenen großen Mächten verschwinden, und der für seine Rechte an dieselbe nichts anführen kann, als seinen Eidbruch gegen seine Verwandte? Und dennoch — dennoch! Die Kaiserwahl ist in Frankfurt vor sich gegangen, Karl Albrecht ist unter dem Nahmen Karl des Siebenten zum deutschen Kaiser erwählt, und macht sich nun in Gemäßheit der Nachricht, die der Churfürst von Köln, sein Bruder, in der größten Eile hierher auf den Hradschin sandte, nächstens auf, um sich zum Kaiser krönen zu lassen! Er kann es nicht erwarten, bis die alte Krone Karls des Großen sein kleines Haupt schmückt, und bildet sich wohl ein, ein Karl der Vierte oder Fünfte zu seyn, weil er ihren Nahmen und ihre Krone trägt.

Man möchte des Teufels werden über alle diese Geschichten, besonders wenn man noch, wie

es leider Gottes bey mir der Fall ist, obendrein sein schweres Hauskreuz zu tragen hat.

Wie es mit meinen Gütern steht, habe ich Dir geschrieben. Mein Sohn kann froh seyn, wenn er bis in zwanzig Jahren wieder die vollen Einkünfte ziehen kann. Alles ist verschuldet; das Silberzeug, der Schmuck meiner Seligen ist verkauft, es mußte helfen, was helfen konnte. Und dieser saubere Herr Sohn — nun, er macht mir Ehre, ich muß es selbst sagen, man hat ihm wichtige Geschäfte vertraut, er wird von Franzosen und Inländern geschätzt — am Petersburger-Hofe benahm er sich mit so viel Feinheit und Geschicklichkeit, daß man ungemein mit ihm zufrieden war. Ich bin es auch, weiß Gott! Ich sehe den Jungen mit Stolz an, aber — aber! er braucht beständig Geld. Er rechnet mir aufs pünctlichste vor, daß das unumgänglich nöthig sey, daß er sich im stetem Verkehr mit den höchsten und ersten Personen an den Höfen und im diplomatischen Korps erhalten müsse, um seiner Mission und den Aufträgen, öffentlichen sowohl als geheimen, womit ihn unser Hof betraut, zu entsprechen, und daß, um sich in diesem Niveau zu bewegen, wie er es nennt, eine glänzende Umgebung, Garderobe, Dienerschaft, Equi-

page u. s. w. unerläßlich sey. Was kann ich ihm darauf antworten? Und dennoch — woher soll ich nehmen, was er braucht? Dann kommt der Advocat, und meldet mir, daß mein Gegenpart, dieser vermaledeyte Budowetz, neue Chicanen ausgesonnen hat; dieser Budowetz, den mir Gott als einen Satansengel zur Strafe meiner Sünden auf den Hals geschickt hat! Vor einigen Monathen, als sein Neffe und meine thörichte Francisca ihren Liebeshandel anfingen, und auch später, wie mein Leopold sich der Sache anzunehmen anfing, ließ es sich an, als wolle der Alte vernünftigen Vorstellungen Gehör geben, und sich zu einem billigen Vergleiche herbeylassen. Es war nur Schein, und bald darauf fing er seine Bosheiten wieder an. Aber ich gebe nicht nach, ich thue es nicht, und sollte der Alte darüber vor Zorn zerbersten, und ich den letzten Kreuzer, den ich jetzt besitze, verprocessiren! Es wird schon und bald eine Zeit kommen, wo es mir daran nicht fehlen wird. Du wirst Dich erinnern, was ich Dir vor längerer Zeit von meinen wohl gegründeten Hoffnungen schrieb, ein erfreuliches Resultat meiner chemischen Arbeiten zu erhalten. Damahls war ich nahe daran, Alles gelang aufs Beste, das Experiment war mit der größten Ge-

nauigkeit nach allen Vorschriften angestellt. Vier Wochen lang hatte ich mit unermüdlicher Geduld und Wachsamkeit jeden, auch den geringsten Umstand beachtet, jede Störung zu entfernen, und alles Fördernde herbeyzuschaffen gewußt. Schon glaubte ich mich am Ziele, als eine unbeschreibliche Kleinigkeit, ein unbemerkbarer Sprung in einer der Kapellen, auf welche ich meine kunstvoll bereitete Masse gebracht hatte, durch einen einzigen Funken Feuer, welcher zur unrechten Zeit hinein fiel, die mühsame Arbeit so vieler Wochen zerstörte, und die Erfüllung meiner Hoffnungen wieder auf unbestimmbare Zeit hinausschob. Du bist und bleibst zwar der ungläubige Thomas, und ich sollte Dir eigentlich gar nicht die Ehre anthun, mit Dir, der zum profanen Pöbel gehört, von solchen geheimen, und ich darf wohl sagen, heiligen Arbeiten, in welchen wir Chemiker den Fußstapfen der Natur und ihren geheimsten Gängen nachspüren, und ihre wunderbaren Erzeugungen nachzubilden wagen, zu sprechen; aber ich kann es nicht lassen, Dir meine schönsten Hoffnungen und den Triumph meiner Wissenschaft mitzutheilen. Ja, ich darf diese Hoffnung nähren, kein Traum hat mich damahls, wie du meintest, geäfft, keine falsche

Speculation betrogen. Es war alles genau berechnet, fest beabsichtigt, und höchst vorsichtig eingeleitet. — Aber wer kann für den Zufall? Wer vermag es, alle Möglichkeiten vorzusehen? Jetzt bin ich durch jenes Mißlingen gewarnt, ich bin darauf hingewiesen, auch den geringfügigsten Nebenumstand nicht außer Acht zu lassen, und Du wirst sehen, dießmahl wird kein Traum mich äffen, meine Calculationen werden, müssen zutreffen und Budowetz soll eher darüber vor Galle aus der Welt gehen, ehe ich den Proceß mit ihm aufgebe, welchen endlos, wenn es seyn muß, fortzusetzen, es mir dann nicht an Mitteln fehlen wird. Diese Hoffnungen, ja diese schönen Erwartungen, wie ich sie nach vielfältigen Erfahrungen nennen kann, sind es auch allein, die mich, auf den jetzt Alles außer und inner dem Hause einstürmt, noch aufrecht erhalten. Doch die Eßglocke ruft uns zum Tisch. Gottlob, ich speise mit meinen beyden jüngern Kindern allein, und lasse Leopold und Francisca die Honneurs bey den ungebethenen Gästen machen. Es würde mir kein Bissen schmecken, wenn ich diese verdammten Franzosen mir gegenüber sehen müßte.

Sieben und zwanzigster Brief.

Baron Emerich von Szillaghy an den Marquis de la Feuillade d'Aubusson.

Wien im Februar 1742.

Sie irren wirklich sehr, mein Freund! wenn Sie glauben, daß Ihre Nachrichten aus Strengberg im Stande wären, mich zu irgend einem übereilten Schritte aufzureizen, oder noch mehr mein Herz zu verwunden. Gottlob! Von dieser Thorheit glaube ich mich frey. Vielmehr hat die Erzählung dieser ganzen Geschichte nur dazu gedient, wenn noch irgend ein Funke von Neigung, wie Sie wähnen, in meiner Seele schlummert, ihn vollends zu ersticken, ja zu vernichten, indem sie mich klar, so klar, wie in einem der magischen Spiegel, von denen uns die orientalischen Mährchen sagen, das ganze Gewebe von Verrath, Falschheit, Lüge und schlauer Combination sehen ließen, dessen Beute mein allzu-

warmes, allzuargloses Herz geworden wäre, wenn kein günstiger Zufall sich meiner angenommen hätte. Gerade noch, als es letzte und höchste Zeit war, entrann ich aus den Schlingen dieser Circe; denn der Nahme einer Calypso, die den vielgereis'ten Helden doch aufrichtig liebte, ist für die schlaue Comödiantinn viel zu gut.

Wer hätte es diesem anscheinend so sanften, so hingebenden, so bescheidenen Geschöpfe zugetraut, daß ein solcher Abgrund von Arglist und Verstellung hinter diesen blauen Taubenaugen sich verbergen sollte! Jetzt ist Alles offenbar. Sie hat mich nie geliebt. Sie hat nur ihren ersten Geliebten im Herzen getragen; diesem war alle Kraft ihrer Liebe, alle Innigkeit ihrer Seele geweiht. Und ich Thor! Ich nahmenloser Thor! Mich von diesem, wie ich glaubte, einfachen Unschuldswesen betrügen zu lassen! Damahls, als ich die ersten Zeichen ihrer Untreue, die fluchwürdigen Andenken einer strafbaren Leidenschaft bey ihr entdeckte (denn strafbar war sie bey meiner Braut) da hätte ich die Kraft haben sollen, diese morschen Bande zu sprengen. Ich hätte mich von der Comödie ihres Krankseyns, von ihrer geheuchelten Angst und Zärtlichkeit nicht blenden, und über so schreyenden Verdacht nicht

beschwichtigen lassen sollen. Aber ich liebte sie damahls zu sehr. O Freund! Ich liebte sie mit unerhörter Leidenschaft; jetzt erst erkenne ich's, wie sehr ich sie damahls liebte, wie sie Alles, Alles mit mir hätte anfangen können, was sie wollte! Denn sie war liebenswürdig, sie schien es wenigstens in dieser Unschuld, dieser süßen Unbewußtheit ihres unendlichen Werthes, in ihrer schüchternen Bescheidenheit, mit der sie mir alle ihre Vorzüge, ihre höhere Geistesbildung, eine Frucht ihres Umganges mit Metastasio, selbst ihr schönes Talent für Musik so lange verbarg! Wer hätte da an Falschheit glauben können! Wie sie an mir zu hängen, nur für meinen Willen, nur für meine Wünsche zu leben schien! Und doch war Alles nicht wahr!

Nein, es ist ausgemacht, Sie hat mich nie geliebt. Als ihr der Vater ankündigte, daß ich um sie geworben, damahls schon entwarf sie den weit aussehenden aber unfehlbaren Plan meiner los zu werden, und sie hat ihn mit Ausdauer und Festigkeit zu Ende geführt. Nie hat sie meine Leidenschaft so erwiedert, wie ich es gewünscht und zu fordern ein Recht gehabt habe. Unter dem Vorwande strenger Sittsamkeit hat sie mir tausend kleine Tändeleyen, die jeder Bräu-

tigam sich erlauben kann, verweigert. Ihr Herz sprach nicht mit, in dem Rathe der strengen Vernunft und ehrbaren Züchtigkeit. Als dann der unvergeßliche, der unselige Landtag kam, als meine Unterthanspflicht mich antrieb, die Waffen mit tausenden meiner Landsleute zugleich zu ergreifen; als die unwiderstehliche Hoheit und das herbe Geschick der ersten Frau in Europa den Wunsch in mir erregte, für sie und ihr Recht zu fechten, ein Wunsch, der in vielen meiner Landsleute und andern Unterthanen der Königinn gleich lebendig flammt — da ergriff die Falsche, schnell, schlau und thätig diesen armseligen Vorwand. Sie wußte wahrscheinlich den Geliebten schon auf dem Marsche, schon in ihrer Nähe. Sie stimmte den schwachen Vater. Er ließ sich leicht aufreizen. Er führte das Wort, sie war klug genug nicht selbst handelnd aufzutreten. Ohne gehörige Vorbereitung, ohne mir Zeit zu meiner Vertheidigung zu lassen, forderte man meine augenblickliche Erklärung, und als mein billiger Stolz sich weigerte, diese so peremptorisch geforderte zu geben, da folgte Schlag auf Schlag der Bruch. Und als Alles abgethan, die Ringe zurück gegeben, jedes lästige Band gelöset war, da wurde der Alte getrieben und be-

redet, nach Strengberg zu gehen, da wurden noch zur Einleitung einige vorbereitende Scenen von Trauer, Krankheit, (die vielleicht in der Winterreise ihren genugsamen Grund hatte) von Zurückhaltung gespielt, bis endlich der lang bereitete Augenblick da war, und der Erste und einzige Geliebte, nun aus seinen verhüllenden Nebeln hervortrat, recht theatralisch Gelegenheit suchte und fand, sich bey dem Vater, der nichts von der Farce ahnete, in der er eine Rolle hatte übernehmen müssen, auf eine günstige Art einzuführen, und nun läßt sich das Ende des Romans an den Fingern herzählen. Sie wird Madame de Villoison werden — und ich wünsche ihr und ihm Glück dazu. Wenn ich ihn haßte — ich thue es aber nicht, denn mir ist Elisabeth zu gleichgültig — so könnte ich ihm aus Rache nichts ärgeres wünschen, als diesen Ausbund von Lüge und Verstellung für sein ganzes Leben an sich gekettet zu haben.

Nein, ich hasse ihn nicht. Ich hasse auch sie nicht. Mir ist die ganze Sache, wenn ich es recht betrachte, komisch. Am komischesten bin ich mir selbst, der so ganz auf Treue und Glaube in diese Schlinge ging.

E son tranquillo a segno
Che non piu trova sdegno
Per mascherarsi amor 12).

Sehen Sie, das ist meine eigentliche, wahre Stimmung. Ich lache darüber. Aber darüber lache ich nicht, daß es nun zwischen uns bald blutiger Ernst werden wird. Unser Corps hat Ordre in zwey Tagen aufzubrechen; wir machen fast keinen Rasttag, und hoffen bald in Sanct Pölten zu seyn. Das Übrige können Sie hinzu denken. Schwerlich werden Sie diesen Brief eher als die Nachricht von unserer Nähe erhalten; denn er kann, wie jetzt überhaupt unsere Correspondenz, nicht direkte an einen Ort gelangen, der vom Feinde besetzt ist. Es war vor ein Paar Monathen mein Wunsch, zu einer Abtheilung unserer Armee zugetheilt zu werden, die nicht nach Bayern bestimmt wäre, und deren Marsch folglich nicht durch Oberösterreich ginge. Ich hätte es gern vermieden, der Treulosen zu begegnen, die ich damahls nur für leichtsinnig, inconsequent und gehaltlos hielt. Jetzt denke ich anders. Jetzt wünsche ich, und habe es auch schon erhalten, mit meinem Regimente gerade zu dem Corps zugetheilt zu werden, das die Richtung nach Linz nimmt. Es war eine

große Gefälligkeit, welche mir der ungarische Kanzler und der Hofkriegspräsident erwiesen. Ich erkenne es dankbar, denn es machte viel Umstände, und griff tief in schon getroffene Maßregeln ein. Aber ich durfte mir schmeicheln, daß meine Dienste, die ich in Ungarn, und noch mehr hier bey der Insurrection geleistet, anerkennt werden würden, und so geschah die Verwechslung zuletzt, und nun fühle ich mich befriediget, und jeden Wunsch erfüllt. Ja ich werde kommen, ich werde das Nest der zärtlichen Turteltaube stürmen, ich werde den girrenden Tauber davon jagen, wenn er nicht Lust hat, sein Leben unter meinem Säbel auszubluten, und der Heuchlerinn zeigen, daß man nicht ungestraft mit mir spielt. An ihrem Eigenthum werde ich mich nicht vergreifen, und noch weniger meinen Leuten so etwas gestatten. Sie soll erfahren, daß es nur ihr gilt. Dann ziehe ich weiter, vergnügt mit meinem erreichten Wunsche, und helfe meinen wackeren Landsleuten Österreich von den fremden Truppen reinigen, und wir dringen weiter in die Länder des ungerechten Usurpators. Wir erobern seine Hauptstadt, sein ganzes Churfürstenthum — und behaupten so das heilige Recht unserer geliebten Monarchinn. Sie

muß nicht allein durch ihre treuen Ungarn in den Besitz ihrer Erblande eingesetzt, sie muß auch an ihren übermüthigen Feinden gerächt werden. Glauben Sie nicht, daß dieß Faseleyen sind, hingesagt in einem Taumel unüberlegter Begeisterung. Ich kenne meine Nation, ich kenne jetzt auch die Stimmung dieser Deutschen in Wien, auf die ich sonst, die Wahrheit zu gestehen, nicht viel gehalten. Aber es herrscht ein trefflicher Geist überall. Alles ist voll Muthes — Alles wirkt zusammen, und ich darf mir schmeicheln, keinen unbedeutenden Antheil an dem Gelingen unserer Plane zu haben. Das ist es auch, was jene Herren erkannt, und warum sie meine Wünsche erfüllt haben. Bey ihr, bey der erhabenen Frau werde ich morgen meine Abschiedsaudienz haben. Ich freue mich darauf, und doch gehe ich nicht mit dem freyen Muthe zu ihr, wie in Preßburg. Es ist mir diesen Winter über vieles Unangenehme geschehen, und so ist auch meine Stellung zu der höchsten Frau geändert. Wohl habe ich mich gern beschieden, daß diese hier unter ihren Deutschen, von ihrem ganzen Adel und ihren Ministern umgeben, nicht so werde seyn können, wie in Preßburg, wo sie uns Ungarn näher gerückt, uns gleichsam ei-

gener geworden war. Aber so schwer sollte doch mir, der so vieles geleistet zu haben sich das Zeugniß geben darf, dem dieß auch allgemein gegeben wird, der Zutritt zu meiner Monarchinn nicht gemacht werden; so fern, so kalt, und in ihre ganze Majestät gehüllt, dürfte ihre Haltung gegen mich nicht seyn. Hieran erkenne ich das Werk meiner Feinde; denn wer hätte deren nicht, wenn er einmahl Gelegenheit hatte, sich auszuzeichnen!

Auch in dieser Hinsicht freue ich mich, diese Stadt zu verlassen, wo so Vieles anders — und schlimmer und schmerzender ist, als einst. Ich freue mich hinaus zu kommen ins freye, soldatische Leben, wo man vom Augenblick sein Schicksal erwartet; ins Kampfgewühl, wo man den Gegner sieht, der uns angreift, wo man den, der uns beleidigte, mit dem Säbel in der Faust, zur Rechenschaft zieht. Ich freue mich auf Gefahren und Schlachten.

Sollten wir uns begegnen, mein Freund! so kennen wir ja Beyde unsere Soldaten und Ritterpflicht. Ein Kampf, in dieser begonnen, kann die Achtung nicht verletzen, die wir einander weihen. So hielten es ja auch Carl des Großen Paladine. Sie grüßten sich als Freunde, sie

schlugen sich als wackere Feinde, und saßen dann, wenn keiner fiel, wieder in Eintracht zusammen. Lassen Sie uns dieß Bild erneuern! Nehmen Sie indeß hier schriftlich den herzlichsten Gruß, bis ich ihn persönlich wiederhohlen kann, und theilen Sie dann meine Freude, wenn ich in Strengberg gezüchtigt haben werde, wer Züchtigung verdient! Leben Sie wohl!

Acht und zwanzigster Brief.

Franciska von Teuffenbach an Elisabeth von Guttenstein.

Prag im Februar 1742.

Nun ist mein Entschluß gefaßt. Der zu straff angezogene Bogen bricht, oder schnellt auf den gewaltsamen Schützen zurück, und auch das schwächste Insect bedient sich der Waffen, welche die Natur ihm gegeben hat, um seinen Peinigern Widerstand zu leisten, oder seinen Feinden zu entgehen. Weißt Du wohl, daß dieser Brief Dir aus dem Kerker zukömmt? Ja, ich bin eine Gefangene, und wenn auch keine dunkeln nassen Mauern mich umgeben, und das Tageslicht nicht durch enge Gitterstäbe eines Luftloches zu mir zu dringen braucht, so bin ich doch meiner Freyheit und der Macht zu thun und hinzugehen, wohin mir beliebt, ein Recht, das der Spitzhund drunten im Hofe hat und ausübt, beraubt. So han-

delt der Mann, der sich meinen Vater nennt, der aber nichts destoweniger ein Tyrann ist, an seiner Tochter, an dieser Tochter, die bis jetzt jede ihrer kindlichen Obliegenheiten aufs genaueste erfüllt, seines Alters treulich gepflegt, sein Hauswesen musterhaft in Ordnung gehalten, und alle seine Launen ertragen hat! Ist das billig? Ist es erhört? Und warum? Weil ich mich nicht der ungerechtesten von allen seinen Forderungen fügen, mein höchstes Lebensglück nicht um einer Grille und thörichten Feindschaft wegen aufgeben, kurz, weil ich meinem Fritz nicht entsagen will. Das weiß er ja längst. Das habe ich ihm vor einem halben Jahre erklärt, als der erste Lärmen wegen dieser Geschichte losbrach, und er sich schon damahls eben so wüthend als jetzt gebärdete, nicht weil Raschwitz mich nicht verdiente, (o er ist ja ein Engel, und das stellt ihm der Vater so wenig als Jemand Anderer in Abrede) nicht, weil er glaubte, ich würde nicht glücklich mit diesem Manne werden, nein! nur weil er der ist, der er eben ist, das heißt, der Neffe des Gubernialrathes Budowetz, der mit meinem Vater einen ungerechten Proceß führt!

Schon damahls stellte er mich auf die härteste Art zur Rede, und tobte so, daß ich, einen

Schlagfluß befürchtend, der ihn auf der Stelle hätte treffen können, zum Scheine nachgab, und ihm Alles versprach, was er forderte. Daß ich es nicht gehalten, und nie zu halten gesonnen war, hätte er, wenn der Zorn ihn nicht blind gemacht hätte, sich leicht selbst sagen können. Ich sah meinen Fritz beynahe täglich. Bloß die feindliche Besitznahme störte unsre Zusammenkünfte für einige Zeit, indem der Ort, an dem wir uns zu treffen pflegten, (bey einer Frau in der Bethlehemsstraße, die einst bey meiner Mutter gedient hatte, und mir aus Dankbarkeit gern behülflich war) nicht mehr sicher schien. Wir ersannen uns einen andern, wie wir glaubten, ganz unentdeckbaren, und durch seine Nähe für mich minder unbequemen Ort. Großer Gott! In welches Entzücken versetzte mich die erste Zusammenkunft in diesem verborgenen, für Jedermann unzugänglichen Raume, zu dem ich auf nur mir bekannten Schleichwegen, Fritz aber nicht ohne Gefahr und jedesmahliges Wagniß über die Dächer der benachbarten Häuser den Zutritt fand. Jetzt, wo der unseligste Zufall der Welt alle unsre Maßregeln zu Schanden gemacht, und das stille Glück unserer heimlichen Zusammenkünfte zerstört hat, jetzt kann ich ja auch erzäh-

len, wie es war, und wie wir auf den Einfall geriethen, uns an jenem Orte einzufinden.

Wir bewohnen ein altes, und an vielen Orten schon etwas baufälliges Haus auf dem Altstädter Ringe, das vor Zeiten, nähmlich während des dreyßigjährigen Krieges, einem Herrn von Komorow gehört haben, und von ihm mit seinem großen Haushalte bewohnt worden seyn soll. Dieser Komorow hatte unter die Zahl der Ketzer und Rebellen gehört, welche Prag und ganz Böhmen Lutherisch machen wollten, und er ward nach der Schlacht am weißen Berge, hier vor dem Altstädter Rathhause, mit mehreren seiner Mitverschwornen enthauptet, die Güter wurden eingezogen, und seine Familie wanderte aus. Seitdem war das Haus lange leer gestanden, denn es war nicht geheuer daselbst, und der hingerichtete Komorow ging um darin. Viele Leute hatten ihn gesehen, wie er Nachts, den Kopf mit glühenden Augen im Arme tragend, durch die Gänge des Hauses schritt, und stets mit Seufzen vor der Thüre des Gemachs verschwand, in welchem er seine gottlosen Zusammenkünfte mit seinen ketzerischen Genossen gehalten. Während dieser Zeit nun, über fünfzig Jahre, wurde das Haus gemieden und vernachlässigt, bis es end-

lich einem frommen Geistlichen gelang, das Gespenst zu exorcisiren und zur Ruhe zu bringen. Seitdem, (es ist wohl auch schon bey vierzig Jahre) konnte man wieder in dem Hause ohne Angst wohnen, aber dennoch wurde nur der vordere Tract, der die schönsten Zimmer enthält, benutzt, und der rückwärtige sank immer mehr in Trümmer. Auch wir bewohnten es auf diese Weise und Niemand kümmerte sich um die halbverfallenen Gemächer und Gallerien im Hintergebäude.

Als im vorigen November die feindlichen Armeen von allen Seiten in Böhmen einrückten, und wir nichts anders erwarten konnten, als eine Belagerung, und Einnahme der Stadt, dachte ich daran, unsre besten Habseligkeiten an Silbergeräth und dem wenigen noch übrigen Geschmeide irgendwo im Hause an einem sichern Orte zu bergen, und zugleich mich nach einem Raum umzusehen, in dem ich die Vorräthe verwahren könnte, welche ich auf des Vaters Befehl eben wegen der vermeinten Belagerung einschaffen mußte. Das verlaßne Hintergebäude fiel mir ein. Ich ließ mich zuerst von dem Hausinspector, der zu ebener Erde vorn heraus ein Paar Zimmer bewohnt, hinüber begleiten. Willig sperrte er mir einen ungeheuren, noch ziem=

lich erhaltenen Saal auf, in dem füglich die Vorräthe für ein ganzes Regiment Platz gehabt hätten, der mir aber der Kälte wegen in dem weiten Raume untauglich schien. Als ich dem Manne dieß bemerklich machte, schloß er mir ein Paar Nebenzimmer auf; aber hier fehlten Fensterscheiben, Luft und Regen konnte eindringen, bey andern Piecen waren andere Umstände. Endlich überließ mir der gutmüthige Mensch den ganzen Schlüsselbund, indem er mich bloß auf die Zimmer und Gänge aufmerksam machte, die ihrer Baufälligkeit wegen gefährlich zu betreten wären, und stellte es in meine Willkühr, mir selbst den tauglichsten Ort nach meinem Gefallen zu erwählen. Ich durchirrte, nicht ohne Reitz für meine Neugierde, das ziemlich weitläufige Gebäude, betrachtete die Reste der alten Pracht, die noch hier und da zu sehen waren, und unterhielt mich mit dem Gedanken, wie ganz anders, wie viel einfacher aber auch unbequemer die Lebensweise unserer Vorältern vor hundert und zwanzig Jahren gewesen seyn müsse. Bald hatte ich dann einen Ort, wie ich ihn für meine Absicht bedurfte, gefunden; mein Vater war es zufrieden, die Vorräthe wurden hinüber geschafft, und ich wanderte dann noch einmahl durch das Gebäude, um einen schickli-

chen Versteck für meine Kostbarkeiten zu suchen. Dieß hielt schwerer, denn alles, was Möbel geheißen haben, und transportabel gewesen seyn mochte, war längst weggebracht. Ich probirte an allen Thüren, ich untersuchte die Kamine; kein Platz wollte sich zeigen, der mir hinlängliche Sicherheit zu gewähren schien, und doch war ich nach der Bauart und Sitte jener Zeiten überzeugt, daß sich so ein Versteck vorfinden müsse. Zuletzt gerieth ich in ein Kabinett, das am Ende der Zimmerreihe, und schon gegen die noch bewohnte Seite des Hauses gelegen war. Es war mit Holz getäfelt, das Luft und Zeit dunkel und fast schwarz gefärbt hatten. Ich sah mich um — hier war das, was ich suchte, am wahrscheinlichsten zu entdecken. Ich betrachtete sorgfältig das Getäfel, ich drückte an manchen Stellen, wo mich vorspringende Leisten etwas ahnen ließen. Ein solcher Platz gab nach, er drückte sich hinein — es war eine kleine schmale Thüre. Sie führte in einen völlig finsteren Raum. Als ich eine Weile hinein geschaut, glaubte ich Stufen einer Treppe zu erkennen. Meine Augen gewohnten sich an die Dunkelheit; ich erblickte nun wirklich eine äußerst schmale Stiege, mit sehr hohen Stufen, die allem Anscheine nach in der Dicke eines Pfeilers ange-

bracht war. Da dieser Theil des Hauses zu den guterhaltenen gehörte, und mich die Neugier, und noch ein Gedanke trieb, der erst hier in mir aufstieg, wagte ich die Stufen hinaufzustei- gen. Es waren fünfzehn an der Zahl — sie lei- teten mich zu einer Thüre, die ich tastend entdeck- te. Ich stieß sie auf — und fand mich in einem kleinen, aber ziemlich wohlaussehenden Kämmer- chen, das freylich statt der Tapeten nur zahllose Spinnengewebe an den weißen Wänden aufzuzei- gen hatte, das aber mit geringer Mühe ganz ordentlich herzustellen war. Ein Fenster, fast blind und undurchsichtig vor Alter, gewährte die Aussicht auf eine niedrige Stelle des Hausdachs, und auf die Dächer der Nachbarshäuser. Auch konnte ich leicht aus der Lage berechnen, daß dieses Fenster, weder vom Hofe, noch von der Straße aus gesehen werden konnte.

Wer war froher als ich! Alles, Alles, was mir damahls so sehr Noth that, war gefunden. Aber ich hüthete mich wohl, meinen glückseligen Fund zu verlautbaren. Meine Geschäfte, die Vorräthe zu verwalten, die in einem der vordern Zimmer aufgestellt waren, das Fehlende nachzu- schaffen, das Vorhandene zu erhalten, damit nichts zu Grunde gehe, gaben mir die leichte Mög-

lichkeit, oft in jenen Flügel des Hauses zu gehen, mich zuweilen von einer oder der andern Dienstmagd begleiten zu lassen, öfters noch allein mein Wesen drüben zu treiben.

Nach und nach wurde die Treppe und das verborgene Kämmerchen von Staub und Spinnengewebe gereinigt, die Thüre im Getäfel des Kabinets so eingefügt, daß sie nicht leicht Jemand entdecken konnte, und endlich fand ich aus dem Schlüsselbunde des Inspectors auch den zierlich, aber sonderbar gebildeten Schlüssel heraus, der jene verborgene Kammer verschloß. Nun war alles geschehen, was ich beabsichtigt hatte, und einem unglücklichen verfolgten Paare ein sicheres Asyl gefunden, wo es sich, ohne Verrath zu fürchten, sehen und sprechen konnte. Mit großer Vorsicht führte ich meinen Fritz eines Tages dahin, und zeigte ihm den geheimen Versteck, der aller Boßheit und jedem Verrathe unzugänglich schien. Er war entzückt darüber. Nun handelte es sich um die Art, wie er, ohne Verdacht zu erwecken, so oft, wie wir es wünschten, ins Haus und in jene Kammer gelangen konnte. Was wäre einer treuen, starken Liebe unmöglich? Genau erforschte er die Lage des Zimmers im Verhältniße zu unserm und den benachbarten Häusern, und die

Möglichkeit, von außen zu dem einzigen hochgelegenen Fenster zu gelangen. Er dachte nach, er überlegte — dann war sein Entschluß gefaßt. Drey Häuser weit von uns wohnte ein junger Mensch, den er wohl kannte, bey seinen Ältern, wackeren Bürgersleuten. Unter einem schicklichen Vorwande, dort seine überflüßigen Bücher aufzustellen, miethete er eine reinliche Dachkammer, die jene besaßen, und nicht gebrauchten. Ein Paar Kisten Bücher wurden hingeschafft. Durch das Vorgeben, sie zu durchsuchen und zu ordnen, fand Fritz Gelegenheit, so oft ein blaues Band am Gitterfenster meines Schlafzimmers, das in unsern Hof geht, zum Zeichen, daß wir uns sehen konnten, wehte, in seine Bodenkammer zu steigen, und von dort über die Dächer der Häuser einen gefährlichen, aber kühnen Weg bis zu dem Fenster der verborgenen Kammer in unserm Hause zu machen. Mir both die Verwaltung unsrer Vorräthe die schicklichste Gelegenheit, oft und allein in das alte Gebäude zu gehen, und dann dort in jenem sicheren Asyl — o welche köstliche Stunden! im Arme des Geliebten zu genießen.

Wochen, Monathe vergingen auf diese Art. Es war die schönste Zeit meines Lebens, das an

solcher Seligkeit nicht viel aufzuweisen 'hatte. Und konnte ich, die sich ein grausamer Himmel zur Zielscheibe seines Zornes ausersehen zu haben scheint — konnte, durfte ich hoffen, daß dieß dauern würde? Das war vermessen, und es wurde nur zu schrecklich gestraft! Doch ich breche ab. Ich bin müde vom Schreiben, vom Wiedererzählen so schmerzlicher Umstände. Morgen mehr. —

Fortsetzung.

Meine tiefe Einsamkeit in der Gefangenschaft, wozu mich die Härte meines Vaters verdammt hat, gibt mir Muße genug, Dir den Verfolg meiner unglücklichen Geschichte ausführlich zu berichten, und meine Nannette hat aller Wachsamkeit und Strenge, mit der ich bewacht werde, zum Trotz, Mittel gefunden, mir Nachricht von dem, der mir auf Erden das theureste ist, zu verschaffen, so wie ihm von mir. Sie wird auch dieß Packet — denn es wird ansehnlich werden — in Deine Hände zu bringen wissen. Das ist nichts als Nothwehr und List, die einzige Waffe, die dem zertretenen Wurm übrig bleibt. Ich fahre in meiner Erzählung fort.

Während jene heimlichen Besuche fortwähr=

ten, versuchte es mein Bruder Leopold zu verschiedenen Mahlen, und auf verschiedene Weise, dem Vater beyzukommen, und ihn zu milderen Ansichten zu stimmen. Es schien auch im Anfange, als sollten seine diplomatischen Gaben sich auf diesem schwierigen Terrain wirksam beweisen. Der alte Onkel selbst hatte in Etwas nachgegeben, die Möglichkeit eines Vergleiches zeigte sich von fern, wir hofften, wir jubelten. Ach wie konnte ich die Tücken meines Geschickes vergessen? Bald verschwand jene Möglichkeit, den Proceß in Güte zu schlichten vor dem Eigensinne der beyden Alten, und unter den chicanneusen Verhetzungen der Advokaten. Mein Vater wurde aufgebrachter als je. Dazu kamen noch die Plakereyen von Seiten der fremden Einquartirung, sein Haß gegen sie, seine Sorge um das Wohl seiner bedrängten Monarchinn — kurz, er war in einer unleidlichen Laune, die fast Alles im Hause in Verzweiflung brachte. Eifriger als je, betrieb er gerade um diese Zeit seine alchymistischen Arbeiten. Er versprach sich mit Sicherheit den besten Erfolg, er verschwendete Summen zu diesem Zwecke, die damahls zu ganz andern Ausgaben im Hause nöthig gewesen wären, und von denen ich nicht wußte, womit ich sie bestreiten

sollte. Alle Vorstellungen auch in dieser Rücksicht waren vergeblich, er hörte nichts, er sah nichts als den chimärischen Zweck seiner alchymistischen Arbeiten. O diese Alchymie! Welches Elend hatte sie schon früher über unser Haus gebracht! Welche Schrecken war sie noch anzurichten bestimmt!

Vor ungefähr acht Tagen war es mir endlich nach langer Entbehrung meines einzigen Glückes möglich geworden, das bewußte blaue Bändchen am Gitterfenster flattern zu lassen, und nach Tische standen wir Armen in dem kleinen Asyl unserer verfolgten Liebe, Jedes glücklich durch den langen vermißten Anblick des Andern, kosend und plaudernd, und über der Seligkeit uns zu sehn, Alles vergessend. — Da knallte plötzlich ein Donnerschlag, wie ein Kanonenschuß unter unserm Füssen, der Boden des Zimmers, die Mauern erbebten. Erschrocken umfaßte mich Fritz und wollte mich gegen das Fenster hinreißen, denn jene Erschütterung war im Hintergrunde der Kammer gewesen. — In dem Augenblicke zerbarst die Mauer, der Fußboden stürzte ein, Asche, Steine und Sand verfinsterten die Luft. Ich verlor die Besinnung auf eine Minute, und als ich mich wieder erhohlte — Großer Gott! Welch ein Anblick! Fritz lag bleich, ohnmächtig mit

Blut überströmt, vor mir. — Alles vergessend, meiner Lage, unsers Versteckes, dachte ich nur an ihn — an seinen Zustand, seine Gefahr! Kein anderer Gedanke hatte Platz in meiner betäubten Seele. Ich rief um Hülfe — ach mein Geschrey hatte nur zu gut ausgegeben! —

Was Teufel ist das? Das ist ja Franciskas Stimme, hörte ich meinen Vater in wüthendem Tone schreyen, und in diesem Moment stand das Unglück, welches ich angestellt, meine Gefahr, die Folgen der Entdeckung, hell vor mir. Es war zu spät. Über Trümmer und Schutt kam der schwere, aber rasche Tritt meines Vaters herauf, und ehe ich im Stande war, mich recht zu besinnen, und zu überlegen, was jetzt zu thun sey, stand er vor uns, mit zornglühendem Gesichte. »Was ist das? Wer ist das?“ rief er auf Fritz deutend: „Wie kommst Du hierher?“ Was konnte ich antworten? Ich schwieg, betäubt vor Angst, Furcht und Verzweiflung. —

Wirst Du reden? rief er, und riß mich vom Boden empor; aber bey dieser Bewegung erblickte und erkannte er Raschwitzens Züge, den er schon einmahl gesehen. — Nun hättest Du den Ausbruch von Wuth und Raserey sehen sollen, der aus seinem Innern strömte und sich über mich ergoß. Da war

kein Fluch, kein Schimpfwort, kein entehrender Verdacht, den ich nicht hätte anhören müssen. Vergebens versuchte ich zu antworten, und mich loszureissen, um dem Ohnmächtigen, von dem ich fürchtete, er würde sich verbluten, beyzustehen, denn ein Stück der Mauer hatte ihn gewaltsam an der Stirne getroffen. Unerbittlich hielt mich mein Vater fest. Laß ihn sterben! schrie er unmenschlich: Er hat mein Haus entehrt! Ihn trifft die gerechte Strafe. —

Während dieses Auftrittes waren zwey unserer Leute, wahrscheinlich durch den Lärmen herbeygezogen, ebenfalls über die Stufen der nun entdeckten Treppe zu uns gelangt. Diese Dazwischenkunft, indem sie meinen Vater ahnen ließ, welche Folgen seine rasende Wuth für meine und seine Ehre haben könnte, hemmten den heftigen Ausbruch derselben. — Er faßte sich schnell. Springt dem Blessirten dort bey, sagte er, und wies die Bedienten zu Fritz, mich aber packte er am Arm mit solcher Kraft, daß ich nicht fähig war, mich loszureissen, ja mich kaum zu bewegen, und führte oder schleppte mich vielmehr über die schadhafte Treppe hinab, bis zu einer Maueröffnung, durch welche er mich zu steigen zwang, und die, wie ich mit Erstaunen sah, gerade über

dem Heerde seines Laboratoriums befindlich war, auf welchem, so wie in der ganzen Küche zertrümmerte Kessel, Tiegel und andere Geräthschaften, Alles von einer Wasserfluth übergossen, mit der man den plötzlich entstandenen Brand gelöscht hatte, zerstreut herum lagen, und mir auf den ersten Blick zu erkennen gaben, durch welchen Zufall die unselige Explosion verursacht worden war, und daß jene Kammer, unser so lange beglückter Zufluchtsort, sich unglücklicher Weise gerade über dem Laboratorium befunden hatte. Ach auf diesem Heerde ist schon so viel Unheil für uns Alle bereitet worden, und jener Zufall setzte noch die Krone darauf!

Bis wir in das Laboratorium gelangten, hatte sich, wie es schien, der erste Sturm bey meinem Vater gelegt. Er rasete nicht mehr wie vorher, wo der Anblick des unglücklichen Fritz seinen Zorn zur höchsten Wuth gereizt hatte. Meinen Arm aber hielt er noch immer, ich kann sagen, mit krampfhafter Stärke gefaßt, und richtete ihn auch so zu, daß mehrere Tage vergingen, ehe ich wieder im Stande war, ihn so wie sonst zu gebrauchen. In jenem Augenblick der entsetzlichsten Spannung und Angst fühlte ich aber nichts davon — ich sah nur Fritzens todt-

bleiche Züge, sein strömendes Blut und seine Gefahr, die meine Angst noch schrecklicher machte.

Um Gottes und des Blutes Christi willen! rief ich, indem ich mich vor dem grausamen Manne auf die Knie werfen wollte: Erlauben Sie mir, dem Baron Raschwitz beyzuspringen, er stirbt ja sonst.

Wäre schlechter Schade! rief er: Der Philipp ist bey ihm, und die Gefahr wird nicht so groß seyn.

O mein Vater! rief ich: Wenn meine, wenn Ihre Seligkeit Ihnen lieb ist, so lassen Sie mich —

Nicht von der Stelle! rief er, indem eine neue Aufwallung des Zornes sein Gesicht mit dem dunkelsten Purpur färbte, und mich in dem Augenblick meine frühere Angst, daß ihn in einem solchen Anfall der Schlag rühren könnte, lähmend überfiel. Du gehst mit mir, gleich, und siehst Dich nicht mehr um! fuhr er fort. — Ich erwiederte nichts mehr, jene Besorgniß machte mich folgsam. Mein Gott! was würde aus mir werden, wenn ich mir, um einer Unvorsichtigkeit willen, seinen Tod vorzuwerfen hätte?

So ließ ich mich denn von ihm über den Gang und durch die anderen Zimmer fortführen,

bis an meine Thüre. Diese öffnete er, und stieß mich hinein. Dann sah er sich um, und als er gegenüber die Thüre in das Zimmer meiner Kammerjungfer gewahrte, sprang er hin, schloß ab, und steckte den Schlüssel ein. Hier bleibst Du, rief er dann, indem er mich mit zornglühenden Blicken, aber doch mit einem Ausdruck von Behagen an der gelungenen Grausamkeit betrachtete, und verlässest das Zimmer nicht mehr, bis ich Dich daraus abhohle. Die Gitterstäbe sind fest, setzte er hinzu, indem er an's Fenster ging und probirte, und diese Thüren schließen gut. Das Essen, und was Du sonst bedarfst, und was Du schriftlich begehren kannst, wird man Dir hierher bringen. Dich, der an List, Boßheit und Verbuhltheit kein Weib auf Erden gleicht, muß man in die Unmöglichkeit versetzen, ihrer Familie noch mehr Schande zu machen. Mit diesen Worten schritt er zur Thüre hinaus, die er hinter sich zuschlug und fest abschloß.

Ich war gefangen — eingekerkert, und bin es noch. Aber ich war zu stolz zum Bitten, und da meine höchste Angst, die um Fritzens Leben, Alles andere verschlang, so war mir auch Alles andere gleichgültig.

Jetzt erst in der Einsamkeit fingen sich nach

und nach meine betäubten, erschütterten Lebensgeister an zu erhohlen, und ich wollte, was und wie es geschehen war, langsam erkennen und überdenken. Aber meine Angst um Fritz war zu groß, sie schnürte mir den Hals zu — sie drohte mich zu ersticken, und ich war allein, und eingesperrt, von aller Hülfe, allem menschlichen Mitleid entfernt. Jetzt fing auch mein Arm, den der Grausame mißhandelt hatte, an, mich heftig zu schmerzen. Ich fühlte, das mich eine Ohnmacht anwandelte; und wenn Fritz starb, wie ich in manchen Augenblicken glaubte, so segnete ich sie, und wünschte sehnlich, daß sie mir den Tod brächte! Meine Sinne schwanden; wie lange ich in diesem Zustande auf dem Sopha, auf welches ich mich hatte fallen lassen, gelegen, weiß ich nicht. Ein kleines Geräusch erweckte mich — ich richtete mich auf; ich horchte. Es war an meiner Thüre. Ich eilte dahin, da ertönte Nannettens flüsternde Stimme durchs Schlüsselloch: Gehen Sie geschwind an's Fenster, gnädiges Fräulein! Geschwind! Ich that es, und — o wie kann ich Dir mein Entzücken schildern! — ich sah Fritz mit raschen Schritten und ohne sichtbare Spur von Verletzung sich aus dem Hause entfernen.

Er war am Leben, er war nicht gefährlich verletzt! O ich hatte nun nichts gelitten! Ich warf mich auf die Kniee, dankte Gott im brünstigen Gebethe für diese Gnade, und gelobte ein silbernes Opfer auf dem Altare der Mutter Gottes Maria Hülf.

Aber auch der Sturm der Freude hat seine Gränzen und sein Ende. Die vollkommene Übersicht meiner Lage, meine ungerechte Einkerkerung, die nahmenlose Härte meines Vaters, die Ungewißheit, in der ich über Fritzen's Schicksal, wie über das unserer Liebe überhaupt war, und die zu enden ich keine Möglichkeit vor mir sah, endlich noch die Gefahren und Hindernisse, die sich mit doppelter Stärke jeder Vereinigung, ja jeder Zusammenkunft entgegensetzen mußten — alles dieß erhob sich von allen Seiten wie die dunkelsten, schrecklichsten Gewitterwolken um mich her, und hatte Blitze und Donnerkeile, für mich und ihn, in ihrem unglücksschwangern Schooß!

Mein Arm schmerzte mich von Minute zu Minute mehr, mein ganzes Inneres war empört, erschüttert; ich fühlte mich so unglücklich, daß ich überzeugt bin, es gab damahls auf Erden kein elenderes Geschöpf, als mich. Und warum

mußte ich so elend seyn? Womit hatte ich's verschuldet? Mit gar nichts auf der Welt. Es war nichts als die himmelschreyende Härte des Mannes, der Kindespflichten von mir fordert, und nicht bedenkt, was er als Vater zu thun und zu fordern berechtigt ist!

Diese Empörung meines Gefühls ließ nur langsam nach, und wich eigentlich nur der Erschöpfung meiner ganzen Natur, die mich, so wie es allmählich dunkel und endlich Nacht um mich wurde (denn seit jenem schrecklichen Auftritte waren einige Stunden vergangen) in einen halbbewußtlosen Zustand versetzte, in welchem ich nur eine bestimmte Empfindung meines Unglücks hatte, aber keinen einzelnen Bestandtheil des jammervollen Ganzen deutlich erkannte.

Nach längerer Zeit weckte mich ein Pochen an der äußeren Thüre, der Schlüssel wurde umgedreht, ein Lichtschein fiel in das ganz dunkle Zimmer, und mit meinem Nachtessen und Licht trat der alte Mathias, des Vaters Leibjäger und Favorit, herein, den Du kennst, der schon bey den Großältern gedient, und den Vater auf allen seinen Feldzügen begleitet hatte. Einen besseren Kerkermeister hätte dieser nicht wählen können; es war auch mit dem Vorbedacht geschehen,

mich ausgesucht zu peinigen. Alle meine Fragen glitten an dem schroffen Gemüthe ab. Ein: ich weiß nicht — ich habe nichts gehört — war alle Antwort, die ich erhielt. Warum war ich auch so thöricht, mich an den unerbittlichen Diener meines tyrannischen Gebiethers zu wenden! Ach, mich bewegte nur der heisse ängstliche Wunsch zu erfahren, wie es um Fritz stehe, ob seine Wunde bedeutend, und wie er mit meinem Vater daraus gekommen sey? — Alles andere, selbst meine Existenz war mir gleichgültig.

So vergiengen zwey qualvolle Tage. Endlich am dritten, als ich eben in dumpfer Verzweiflung meinem grausamen Schicksale nachsann, und mich vergeblich an Plänen abmarterte, um eine Möglichkeit zu entdecken, die mir Nachricht von Fritz verschaffe, ließ sich ein leises Geräusch an der inneren Thüre hören. Ich glaubte Nannettens Stimme zu erkennen, die mir leise rief. Ich trat hinzu — da schob sich durch das Schlüsselloch ein klein gefaltetes Papier — hastig ergriff ich es. Es waren Fritzens Schriftzüge. O Gott! welcher Lichtstrahl in meiner Nacht! Ja, ja, dachte ich, die göttliche Barmherzigkeit löscht den glimmenden Docht nicht ganz aus! Es waren nur wenige Worte: „Ich bin wohl, ich liebe

Dich treu, ich werde Dich retten. Heute Abends um neun Uhr laß einen Bindfaden von Deinem Fenster herab, der lange genug ist, um den Boden zu erreichen.“ F. R.

Das war das Billet! Zauberische Gewalt des Buchstabens! Welche Macht liegt in diesen kleinen Zügen, wie vermögen sie höchstes Glück und größtes Unglück zu bringen! — Ja es ist wahr, was der englische Dichter Pope sagt:

Heavn first thaught letters for some wretcheds aid
Some bannish'd lover, or some captive maid.

Ich war trunken vor Freude, so wenig auch eigentlich noch für meine Erlösung und die Erfüllung meines höchsten Wunsches geschehen war.

Daß ich mit Angst und Entzücken die neunte Stunde erwartete — daß der Bindfaden, und zwar mit einem Billet, das meiner Leidenschaft und meiner Sorge für Fritz entsprach, hinabschwebte, kannst Du denken.

Sein Brief war in meinen Händen. O Gott! welche Seligkeit und welche Schmerzen quollen aus ihm!

Ein Stück der Mauer, das die Explosion aufwärts geschnellt, hatte seine Stirne mit solcher Heftigkeit getroffen, daß nicht sowohl der

Schmerz als die Erschütterung ihn betäubte und zu Boden warf. Als er sich bald erhohlte, fand er sich zu seinem größten Erstaunen mit einem fremden Menschen ganz allein, verwundet und voll Blut. Glücklicherweise war die Verletzung nicht bedeutend, und unser Philipp geschickt und willig. Er kletterte ins Laboratorium hinab, hohlte Wundwasser (das mein Vater, so wie allerley Arzneyen selbst bereitet) das Blut war bald gestillt, ein kleiner Verband gemacht, und Fritz im Begriffe sich zu entfernen, als mein Vater, noch zornglühend, wie er mich verlassen hatte, eintrat. Mit beleidigenden Reden fiel er den Wehrlosen an; Fritz antwortete, wie es einem Edelmanne ziemt; das Ende war, daß sie sich forderten. Das war natürlich, und in der ersten Aufwallung dachte Raschwitz an nichts anders, als den erlittenen Schimpf im Blute des Feindes abwaschen zu können. So verließ er den Vater und das Haus, und ich sah ihn fortgehen. Auf der Straße, nach einigen Minuten, als der erste Zorn sich gelegt hatte, überlegte er, was er gethan. Er dachte meiner Lage, meines Unglücks, das Duell mochte nun wie immer ausfallen. Er dachte des Alters meines Vaters, seiner gesunkenen Kraft, und er verwünschte die unse-

lige Explosion, welche dieses Unglück herbey geführt hatte.

Leopold war den Tag, wo sich diese ereignete, nicht in Prag gewesen. Eine Mission in das preußische Lager, um sich mit dem Könige über eine Art von Demarcationslinie zu verständigen, hielt ihn einige Tage entfernt. Als er zurück kam, erfuhr er die schreckliche Geschichte, und traf den Vater im Bette. Zorn, Schrecken und Verzweiflung hatten ihn krank gemacht; denn jene Explosion hatte unglücklicher Weise aufs Neue seine alchymistischen Hoffnungen zertrümmert, oder ihre Erfüllung auf lange Zeit hinausgeschoben. Noch ganz wüthend, erzählte er dem Bruder Alles, und trug ihm auf, sich, statt seiner, mit Raschwitz zu schlagen.

Der Bruder ist sehr verständig, entschlossen bey seinen Geschäften, und kühn bey friedlichen Unterhandlungen, aber er liebt sein Leben, denn er weiß es mit Geschmack und Raffinement zu genießen. Das hatte Fritz mir wohl nicht geschrieben, aber ich konnte es aus dem Verlaufe des Berichtes abnehmen. Genug, er wußte mit diplomatischer Feinheit den Knoten zu lösen, den Fritzens Degen zu rasch hätte zerhauen können. Fritz mußte noch krank an seiner Wunde seyn, bis

beym Vater der Zorn, der stets heftig, aber nie dauernd ist, sich gelegt haben würde; dann hoffte Leopold diesem selbst die Thorheit und Gefahr einer solchen Ausforderung, während die Franzosen die Stadt besetzt, und die schärfsten Duellmandate hatten ergehen lassen, anschaulich zu machen.

Für unsere Liebe aber, das sah Fritz und er wohl ein, war jetzt minder, als je zu hoffen. Mein Vater wüthete, wenn nur zufällig der Nahme Budowetz oder Raschwitz genannt wurde. Er hatte sich verschworen, nie und unter keiner Bedingung meine Verbindung mit diesem Ehrlosen, diesem Verführer, Betrüger, und wie die Schimpfworte alle hießen, die er in seinem Zornrausche herauspolterte, zuzugeben. Uns blieb und bleibt daher nichts übrig, als — Flucht und heimliche Trauung.

Das wars, was mir Fritz in diesem Briefe vorschlug, und wozu Leopold seinen Rath gegeben hatte. Mich erschreckte der erste Gedanke an dieses Auskunftsmittel. Fliehen! den Vater verlassen, ohne oder gegen seinen deutlich erklärten Willen heirathen! — Es schien mir unmöglich. — Mein ganzes Wesen entsetzte sich.

Kein Schlaf kam die Nacht in meine Augen.

Unruhig, von Wunsch und Furcht, von Liebe und vermeinter Pflicht bekämpft, warf ich mich auf meinen Polstern umher. Ich wollte mit Gewalt einen Mittelweg ausfindig machen, der mich zwischen dem Gedanken, meinen Vater so tief zu kränken, oder meinem ganzen Erdenglücke zu entsagen, hindurch führen könnte. Es war vergeblich! Ermattet, in heißen Thränen, in Gebethen um Hülfe und Errettung zu der Muttergottes und zu den vierzehn Nothhelfern, schlief ich endlich gegen den Morgen ein.

Ach, das freundliche Tageslicht, der Anblick der belebten Wohnung, der Menschen, die im Hofe hin und her gingen, richtete mein zerschlagenes Gemüth wieder auf. Die Hoffnung, und mit ihr der Muth kamen wieder. Es hat mir ja sonst in wichtigen Vorfällen nicht daran gefehlt. Ja wohl war ich dem Vater Gehorsam schuldig, aber doch wohl nur in billigen Dingen. Hätte ich ihm denn gehorchen dürfen, wenn er mir einen Mord befohlen hätte? Hob da nicht ein heiligeres Geboth das minder heilige auf? Und wäre Trennung unserer Herzen nicht wirklich eine Art Mordes gewesen? Ich wenigstens fühle, daß ich sie nicht überleben könnte, und Fritz fühlt ganz wie ich, das weiß ich.

Ehre Vater und Mutter, auf daß es dir wohl geht u. s. w. sagt der Katechismus. Ich ehre ja den Vater, ich bin bereit ihn stets zu ehren, zu pflegen, zu bedienen, so lange er lebt, und mich nebst meinem Fritz bey sich haben will. Das hat mir Fritz hundertmahl versprochen, wenn die Rede auf diesen Gegenstand kam. Die Schwestern sind noch jung, der Vater ist meiner Pflege, meiner Aufsicht im Hause gewohnt. Fritz will mich ihm lassen, bis wenigstens Therese herangewachsen und von mir zu allen Geschäften des Hauses angeleitet ist. Das würde irgend ein anderer Bräutigam und Schwiegersohn nicht gestatten, vielleicht nicht gestatten können, weil es seine Verhältnisse nicht erlaubten. Fritz kann es und will es. Ich sorge also am besten für den Vater, wenn ich ihm diesen engelsguten Schwiegersohn zuführe.

Und was ists mit unserer Flucht? Wir fahren auf das Landgut seines Vetters, des Herrn von Mladota, fünf Stunden von hier. Der Pfarrer, ein guter, alter Mann, traut uns. Von dort schreiben wir an Leopold; der muß unsern Frieden machen. Der Vater wird im Anfange toben. Wenn er aber sieht, daß alles unwiderruflich entschieden ist — ich kenne seine Art zu seyn — so

legt er sich zum Ziele, denn sein Zorn ist nur im ersten Auflodern zu fürchten. So heftig der erste Anfall ist, so wenig hält er an. Ausdauern, abwarten, mit Geduld und stiller Beharrlichkeit durchsetzen, was man einmahl als recht oder nützlich erkannt hat, ist seine Sache nicht. Den Proceß hätte er längst aufgegeben, wenn der beharrliche Eigensinn seines Gegners nicht durch stets erneuerte Angriffe seinen Zorn immer aufs neue reitzte. Dasselbe gilt von seinen alchymistischen Versuchen. Auch hier hätte er Alles ermüdet und gesättigt stehen lassen, wenn nicht stets neue Bücher oder Mährchen von gelungenen Experimenten, die ihm seine Kunstgenossen erzählen, seine Phantasie auf neue und verschiedene Weise aufregten, und die Hoffnung, endlich das große Werk, den lang gesuchten Lapis zu verfertigen, in der Pandorabüchse dieser Wissenschaft, stets noch zurückgeblieben wäre. So hat ihn — ich bin es versichert, selbst die neuliche Explosion, die bald das ganze Haus eingestürzt hätte, noch nicht von seiner vergeblichen Arbeit überzeugt.

Bey dieser Sinnesart laufen wir, wie Du siehst, keine so große Gefahr, weder für uns, noch für ihn. Der erste Ausbruch seines Zornes wird uns nicht treffen; denn wir entfliehen ihm

und Leopold bleibt hier, der ganz in unserem Interesse, und diplomatisch fein, gelassen und geübt genug ist, um aufgebrachte Geister zu beruhigen.

Das alles, was ich hier geschrieben, entwickelte sich nach und nach in großer Deutlichkeit und Consequenz in meinem Geiste, mein Gemüth beruhigte sich, ich erkannte die Nothwendigkeit des freylich gewaltsamen Schrittes, den mir mein Fritz vorgeschlagen, ich mußte seine Gründe billigen, und die heiße Liebe, die sich in jedem Worte aussprach, vergütete mir alle meine bisher getragenen Leiden, und bestimmte mich um so entschiedener, seiner Aufforderung zu folgen.

Seitdem sind noch mehr Billete auf die sichere und unbemerkte Weise, wie das erste, durch Mitwirkung meiner treuen Nannette gewechselt, und Alles, was zur Ausführung unsers Vorhabens nöthig war, aufs zweckmäßigste beschickt und eingerichtet worden. Noch eine schwere Sorge hat mir Gottes Erbarmen vom Herzen genommen, nähmlich, mein Vater ist wieder genesen, völlig wohl, rumort schon wieder im Hause umher, läßt den Schaden in seiner Hexenküche ausbessern und fängt in Gottes Nahmen wieder an zu brauen und zu schmelzen, wo er es gelassen. Abermahl ein Beleg zu meiner Behauptung. Kein Eindruck

ist bleibend bey ihm, und wer bey ihm auf die Wankelmüthigkeit rechnet, hat sich nicht betrogen. Indessen dauert mein Arrest noch. Ich stelle mich sehr gekränkt, wenn mein Peiniger, der alte Jäger, eintritt; im Herzen bin ich ruhiger seit vorgestern, seit nähmlich alles zwischen Fritz und mir festgestellt ist. Wir warten jetzt nur auf einen günstigen Augenblick, wo das, was wir verabredet haben, in Ausführung gebracht werden kann, und so sehe ich denn nach unsäglichen Stürmen einem zwar noch immer gefahrvollen, aber doch endlich einem Ausgang entgegen.

Wie ich das sehr dicke Packet betrachte, welches ich nach und nach in diesen letzten Tagen, und wohl auch in sehr verschiedener Gemüthsstimmung für Dich zusammen geschrieben habe, erschrecke ich fast über meinen Fleiß, und muß Deine Nachsicht anflehen. Doch Du liebst mich ja, ich weiß es. Mein trauriges Geschick geht Dir zu Herzen, und wenn Rettung für mich möglich ist, so wirst du Dich derselben erfreuen. Bethe ja für mich, und nun laß mich zu Deiner Angelegenheit kommen.

Es ist mir wie eine wunderbare, aber sehr tröstliche Fügung des Himmels erschienen, daß er Dir den ersten Freund Deiner Jugend, gerade in

diesem Zeitpunct zuführte, wo Dein durch einen Leichtsinnigen verwundetes Herz, einer liebevolleren und treueren Hand, um es zu heilen, bedurfte. Daß er so glücklich war, Deinem Vater auf der Jagd das Leben zu retten, sehe ich als ein zweytes Wunder, eigens von Gott zu Deiner Beglückung gewirkt, an. Ich zweifle keinen Augenblick daran, daß er Dich noch eben so warm und getreu, wie damahls im Kloster zu Nancy, liebt, und daß auch Dein Herz sich in die altgewohnten, lieben Bande wieder finden wird, aus welchen es ja nur der Gehorsam gegen Deines Vaters Befehl, und des eitlen Mannes eigensüchtige Leidenschaft riß. Glaube mir, dieser Szilaghy liebt nichts als sich. Er ist keiner wahren Liebe, keiner solchen Hingebung und Treue, wie sie im Herzen meines Fritz wohnt, fähig, einer Treue, die alles, selbst das Leben, und was ihr sonst das Theureste ist, aufopfern kann, um den geliebten Gegenstand zu besitzen; einer Treue, die Vater und Mutter, Vermögen, Vaterland, Freunde verläßt, um alles dieß im verdoppelten Masse in dem Geliebten wieder zu finden. Es ist diese Treue, diese Liebe, von der es im Evangelium steht, daß wir, wenn wir alles, selbst das Leben dafür verlieren, es besser und schöner

in ihr finden. So muß man lieben. Alles muß man für gar Nichts halten, im Vergleiche mit dem geliebten Gegenstande. So ist dieser Szilaghy gar nicht zu lieben fähig. Gott gebe nur, daß Du mit Deinem Hyppolit vereinigt werden, und mit ihm in das schöne Frankreich ziehen kannst! Zwar liegen noch Kriegesstürme zwischen ihm und seiner Heimath, und wenn ich auf das horchen wollte, was ich von manchen Leuten erzählen hörte, so stünde diesen französischen Eindringlingen ein großer und schwerer Kampf mit der Armee unserer Königinn bevor, die sich in bedeutender Anzahl in Österreich formirt hat, und nächstens in Marsch setzen wird. Aber ich kann nun einmahl nach allem, was mein Vater sagt, der in diesen Stücken gewiß als ein competenter Richter anzusehen ist, keine Zuversicht zu dieser ungarischen Insurrection fassen. Gott behüthe, daß Du nicht mitten in die Scenen und schrecklichen Auftritte des Krieges gerathest! Suche doch Deinen Vater zu vermögen, lieber nach Wien mit Dir zurück zu kehren, wenn das durch die heraufrückende Armee noch möglich ist! Ich fürchte diesen Aufenthalt in Strengberg, ich war von allem Anfang nicht damit verstanden; und nur daß er ein Mittel war, Dich mit Villoison zusammen zu füh-

ren, söhnte mich gewisser Maßen mit dem sonderbaren Einfall Deines Vaters aus.

Mein Gott! was müßte es seyn, wenn Villoison und Szillaghy sich in einem Gefechte träfen? Doch dieser weiß aller Wahrscheinlichkeit nach nichts von Eurem Wiederfinden, und Keiner kennt den Andern persönlich. So will ich denn zu Gott bethen, daß er Dich bewahre und beschütze! Bethe Du für mich, daß der Himmel unser Vorhaben begünstige! Und nun lebe wohl, dieser Brief oder dieses Buch ist lange genug.

Neun und zwanzigster Brief.

General Baron von Teuffenbach an Herrn von Guttenstein.

Prag im Februar 1742.

Höre, Bruder! Mit mir ist es bald aus, und wenn das so fortgeht, und in den öffentlichen Angelegenheiten, wie im Inneren meines häuslichen Lebens, mich so ein Schlag nach dem andern trifft, so hält es weder mein Körper noch mein Geist aus. Erst seit drey Tagen bin ich wieder aus dem Bette, in das mich Schrecken, Zorn und gekränkte Vaterehre warfen, und mich mehrere Tage darin festhielten. Noch fühle ich mich sehr geschwächt, und da ich aus mehreren Ursachen, die Du hören sollst, zu einer verdammten Unthätigkeit verurtheilt bin, welche noch vollends den letzten Rest meiner Geduld aufzehrt, so will ich die allzuüberflüssige Zeit anwenden, um Dir Alles zu erzählen, was in diesen letzten Tagen über mein unglückseliges Haus gekommen ist.

Du wirst wissen und Dich noch erinnern, daß ich die schändliche Liebschaft meiner ungerathenen Tochter mit dem Neffen jenes Bösewichts gleich in ihrem Entstehen verdammte, untersagte, und alle meine Wachsamkeit aufboth, um diese verstohlenen Zusammenkünfte zu hindern. Dennoch ließ die ehrvergessene Dirne trotz meines ausdrücklichen Befehls sichs nicht wehren, und die Rendezvous dauerten unter den Auspicien der bestochenen Dienstbothen, die von Natur aus unsere bezahlten Feinde sind, und von denen ich bloß meinen alten Matthias, eine Seele, treu wie Gold, ausnehme, immer fort. Ich erfuhr auch dieß, ich wetterte in die Franciska hinein, und war — ich glaube, ich habe Dirs geschrieben — entschlossen, den sauberen Galan das nächste Mahl mit einer tüchtigen Tracht Schläge zu empfangen. Aber die Leute mußten Wind bekommen haben, die Zusammenkünfte hatten nicht mehr statt, mindestens hatte ich alle Ursache, dieß zu glauben.

Über das Alles führte der Teufel uns die Bayern und Franzosen über den Hals. Jetzt verkroch ich mich in meine innersten Gemächer, und war viel zu sehr durch Alles, was in Prag vorging, geärgert, um mich um irgend etwas mehr zu bekümmern. Alle meine Beruhigung, Trost, Freude

und Hoffnung suchte und fand ich in meinem großen Werke. Ich arbeitete ohne Unterlaß, ich war Tag und Nacht an meinem Heerde, die schönsten Hoffnungen zeigten sich, Alles gelang so vortrefflich, wie es, glaube ich, einige auserwählte Meister ausgenommen, noch keinem Adepten gelungen ist, und ich bin überzeugt, ich hätte unfehlbar mein Ziel erreicht, der Lapis wäre in meiner Hand, und das große Mysterium der schaffenden Natur vor meinen Blicken enthüllt. Nur noch Eine Nacht lag inzwischen, jener Spielraum, den die gährenden und arbeitenden Mischungen haben mußten, um sich zu beruhigen, zu klären, zu präcipitiren. Vergnügt schloß ich, nachdem ich mich noch einmahl umgesehen, und, so viel es anging, mich von dem erwünschten Stande der Dinge überzeugt hatte, mein Laboratorium, ging hinüber, um mit meinem alten Abbé meine gewöhnliche Nachmittagsparthie Piquet zu machen, und spielte sorglos fort, als auf einmahl ein heftiger Knall, den ich sogleich für eine Explosion in meinem Laboratorium erkannte, und mein Unglück ahnete, das ganze Haus erschütterte. Ich lief hinüber, ich hatte nicht nöthig, die Thüre aufzusperren, das Schloß war von der Heftigkeit der Erschütterung aufgesprun-

gen, Rauch und Staub verfinsterten das Gemach. Mein guter Matthias war schon herbeygeeilt, hatte ein Fenster aufgerissen, durch welches sich der Qualm in so weit verzog, daß ich mein Unglück erkennen konnte. Eine gährende Masse, die ich in einen ungeheuren Tiegel eingeschlossen hatte, und die durchaus von aller Feuchtigkeit rein hätte erhalten werden sollen, war durch ein unseliges Versehen, das mich die übergroße Freude hatte machen lassen, auf einen Ort gestellt worden, auf dem vorher Wasser ausgegossen war. Nun entwickelte sich die eingeschlossene Luft mit unbeschreiblicher Gewalt, der Tiegel zersprang, eine Feuersäule fuhr durch den Schornstein hinaus, die Explosion erschütterte das alte, baufällige Gemäuer, die Hinterwand der Küche stürzte zusammen, ihre Trümmer verschütteten alles, was auf dem Heerde befindlich war, und vernichteten alle meine Hoffnungen auf lange — lange Zeit; denn ein solcher Proceß braucht Wochen und Monathe, bis die edlen Substanzen dahin gediehen sind, wo sich freudige und sichere Resultate daraus erwarten lassen.

Ein Blick auf die Brandstätte, und die zerschlagenen Phiolen überzeugten mich sogleich von meinem Unglück. Ich wollte untersuchen, was

mir vielleicht noch geblieben war. Ich befahl Mathias die Mauertrümmer weg zu räumen; zwey andere von meinen Leuten waren durch den Spectakel, den die Explosion machte, ebenfalls herbeygezogen worden, sie halfen mit, und nun entdeckte sich zu meiner Verwunderung in der Dicke der Mauer hinter dem Heerde eine Art Wendeltreppe. Noch waren wir mit Wegschaffung des Schuttes vom Heerde beschäftigt, als ich plötzlich meine Tochter mit angstvoller Stimme um Hülfe rufen höre. Ich wußte, daß die Küche meines Laboratorii an den verfallenen Theil dieses Hauses stößt, und daß sie, als die Feindesgefahr nahte, wie sie denn, (den Ruhm muß ich ihr trotz meines Zornes lassen), eine perfecte Hausfrau ist, in jene alten Gemächer die Vorräthe, die wir damahls nöthig glaubten, hingeschafft, und auch unsere Prätiosen dort verborgen hatte. Was war natürlicher, als daß ich sie nun durch die Explosion erschreckt, wohl gar verletzt glaubte, obwohl ich nicht recht begreifen konnte, wie sie über uns hinauf hatte kommen sollen: denn die Stimme schallte von oben herab. Schnell sprang ich auf den Heerd, Philipp folgte mir, wir drangen in den geöffneten Raum, die Stuffen jener Treppe schienen fest und sicher, in wenigen Sätzen stand

ich oben, und fand mich in einem kleinen Zimmer, dessen Existenz ich nie geahnet hatte. Hier kniete das gottlose Geschöpf heulend und jammernd am Boden, und vor ihr lag ohnmächtig oder todt, ganz mit Blut bedeckt, der Satansbube, der Raschwitz!

Daß mich nicht der Schlag über diesen Anblick gerührt, ist ein Wunder, das ich noch jetzt nicht begreife. Ich riß die undankbare Creatur vom Boden auf und zwang sie, ihren Buhlen zu verlassen, und mir zu folgen, was denn freylich nur mit großem Sträuben und unter Thränen geschah. Das kümmerte mich aber nicht, ich schleppte sie in ihr Zimmer, dort sperrte ich sie ein, und dort ist sie noch seit etwa acht Tagen. Den alten Mathias, die einzige Seele im ganzen Hause, der ich vertrauen kann, setzte ich zu ihrem Wächter, und auf den kann ich mich verlassen. Als dieß abgethan war, kehrte ich zu dem bübischen Verführer zurück. Er hatte sich indeß erhohlt, stand auf seinen Füßen, und hatte noch die Insolenz, als ich ihn behandelte, wie er es verdiente, als einen schändlichen Verführer und Ehrenräuber, sich dadurch beleidigt zu finden, und Satisfaction zu fordern.

Nun im Grunde hat er hierin nicht ganz Un=

recht, und wenn an dem Burschen noch ein gutes Haar ist, so hat er es damahls gezeigt. Daß ich sein Cartel annahm, kannst Du denken, und der zweytnächste Morgen um acht Uhr war dazu bestimmt, der Platz vor dem Sandthor. Aber der Mensch denkt's und Gott lenkt's. Schrecken, Zorn, Gram über meine zerstörten Hoffnungen bey meiner Arbeit, die erst, nachdem die Zornesflammen in mir sich gelegt hatten, recht lebendig wurden, hatten meine alten Knochen zu sehr angegriffen. Auf die Nacht nach diesem sauberen Tage lag ich mit einem tüchtigen Fieber im Bette. Es war auch nicht zu verwundern, nach dem, was mich betroffen hatte. Der Leopold war auch nicht in Prag, das Duell lag mir stets im Sinne, und der Gedanke, nicht erscheinen und den gottlosen Buben nicht züchtigen zu können, vermehrte die Wallung meines Blutes. Endlich kam der Leopold zurück, ich erzählte ihm Alles, und wollte ihm meinen Platz beym Duell auftragen, denn das war ganz in der Ordnung, daß der Sohn die Ehrenverpflichtung des Vaters übernimmt. Was glaubst Du, was erfolgte? Der feine Spitzbube (das hat er in der Diplomatie gelernt) sagte kein Wort, er nahm meinen Auftrag an, aber mit einer so sauersüßen Miene, daß ich ihm den

Widerwillen, um nicht zu sagen, den Schrecken ziemlich anmerken konnte — und wollte sogleich zum Raschwitz gehen, wie er behauptete. Aber nun war dieser an seiner Kopfwunde krank, und später hatte sich Leopold auch anderweit erkundigt, und da so viel von den Gefahren, denen sich Duellanten aussetzten, von scharfen Mandaten, welche der Marschall Belleisle für seine Truppen gegeben, und denen sich alle Einwohner von Prag unterwerfen mußten, erfahren, kurz er fand es unmöglich, sich zu schlagen, so sehr er auch b r e n n e, seines Vaters Geboth zu erfüllen, und die Ehre unserer Familie im Blute des Verführers zu reinigen. Der Schelm! Er ist zwar mein Sohn, und in jeder andern Rücksicht recht brav, bis auf's Schuldenmachen; aber Courage hat er keine, das traue ich mich vor aller Welt zu behaupten, wenn es rathsam wäre, die Schande des eigenen Blutes zu offenbaren. Dem sey nun wie ihm sey, das Duell mußte aufgegeben werden; denn ich armer Schächer lag damahls krank zu Bette, und der saubere Herr Galan beeiferte sich auch nicht sehr, auf der Forderung zu bestehen, die er mit großer Keckheit selbst ausgesprochen. Ich sage Dir's, die jungen Leute taugen alle zusammen jetzt nichts, und

Dein ehmahliger Schwiegersohn, der eitle Windflügel, ist auch ein Beleg zu meiner Behauptung.

Seit ich wieder besser geworden, habe ich mich sogleich um den Monsieur Raschwitz erkundigt, denn ich war gesonnen meine Sache in eigener Person auszumachen; da hieß es aber, er sey fort auf das Gut seines Oheims. Es kann seyn, und kann vielleicht nicht seyn. Aber was bleibt mir übrig? Die Franciska halte ich indessen noch eingesperrt, und sinne darauf, was ich mit ihr anfangen soll. Sie hier im Hause zu hüthen, ist, wie mich die Erfahrung dieses Winters belehret hat, unmöglich, eher ein Rudel Hirschen. Sie stets unter Schloß und Riegel zu halten, wie jetzt, geht doch auch wahrlich nicht an, und so weiß ich keinen andern Rath als das Kloster. Dahin soll sie mir auch, sobald ich die nöthigen Anstalten gemacht haben werde. Sie wird mir sehr abgehen, im Hause, in der Küche, und bey den jüngern Mädchen, das weiß ich; aber die Nothwendigkeit gebiethet, und wie wäre es, wenn ich sie hätte heirathen lassen? Sie schwatzte mir zwar damahls viel von der Dankbarkeit ihres Galans vor, und daß er sie mir nicht entziehen, daß er sich in das Haus, das wir bewohnen, einmiethen, daß wir nur e i n e Familie ausma-

chen würden. Das waren Worte, der Neffe eines Budowetz kann es mit mir nicht gut meinen, und darum soll er auch meine Tochter nicht haben, und darum soll sie in's Kloster, und damit Punctum!

Nun, wie steht es denn mit Dir in Strengberg und mit Deinen französischen Gästen? Die Armee unsrer Monarchinn rückt, wie es heißt, auf der Linzerstraße hinauf. Es wird zu Gefechten kommen. In Deiner Nähe kann es blutige Auftritte geben, denn wenn die Feinde ihren Vortheil verstehen, wie ich nicht zweifle, so halten sie sich an der Enns. Die Position ist gut, der Fluß bedeutend, ein Brückenkopf könnte der Insurrections-Armee eine harte Nuß aufzuknaken geben. O du lieber Gott! Wenn ich nur mit größerer Zuversicht an diese Truppe denken könnte! Wahrhaftig, ich darf und sollte eigentlich nicht klagen, wenn ich an die Lage meiner Monarchinn denke. Welche Frau, und welches grausame Geschick! So geht es auf der Welt, ein blindes Glück theilt die Loose aus, und die Schlechtigkeit gewinnt.

Dreyßigster Brief.

Chevalier Hyppolit de Villoison an Herrn von Winiawsky.

Schloß Strengberg im Februar 1742.

Wo wird dieser Brief Dich suchen und finden, theurer Freund? Ein strenges und doch launenhaftes Schicksal scheint mich von meiner Kindheit an zum Spielballe erkohren, und sich ein Vergnügen daraus gemacht zu haben, fast alle meine Plane zu vereiteln, meine gegründetsten Erwartungen zu täuschen, und jedesmahl, wenn alle Verhältnisse und Umgebungen auf irgend Ein Ziel fest und bestimmt hindeuten, durch eine plötzliche Wendung dem Ganzen eine völlig verschiedene Richtung zu geben, die mich an einen gerade entgegengesetzten Punct bringt. Als wir uns in Luneville vor vier Jahren trennten, Du nach Warschau zu Deiner Familie, ich nach Nismes zu meinem Regimente abge-

hen sollte, wer hätte damahls wohl gedacht, daß Rußlands weite Eisfelder und der ganze Atlantische Ocean sich zwischen unsere befreundeten Herzen legen, und unsere Gedanken von Einer Hemisphäre in die andere würden wandern müssen, um den geliebten Freund zu suchen? Selten und unsicher war in diesem Zeitraume unsere Correspondenz, und wenn wir endlich einen Brief erhielten, sagte er uns nur, daß der Freund vor einem halben oder dreyviertel Jahren wohl gewesen war, und selbst der Platz, auf dem seine Hand beym Schreiben geruht, und den wir gern an unsere Lippen gedrückt hätten — bewahrte er wohl nach so langer Zeit auch nur die geringste Spur? Was endlich in sechs oder acht Monathen sich auf der entgegengesetzten Seite der Erdkugel zugetragen haben mochte, war unberechenbar, und gab unserer Phantasie vollen Spielraum zu fürchten, zu hoffen, sich zu freuen oder zu verzweifeln.

Jetzt bin ich Dir um ein gutes Theil näher gerückt. Ich bin nicht allein in Europa, ich bin mitten in Deutschland. Ich lebe auf dem Schlosse eines österreichischen Edelmannes. Du staunst? Es ist wieder eine von den Launen meines Schicksals. Als ich aus den Colonien zurückkam, als

das Schiff mich dem heimathlichen Ufer entgegentrug, und ich nun hoffte, nach so vielen Stürmen, die mich dort erschüttert hatten, im Schooße des Vaterlandes Ruhe für mein wundes und müdes Herz zu finden; da traf unser Regiment der Befehl, alsogleich nach Deutschland aufzubrechen, und einen Krieg — den ungerechtesten in seiner Art, wie ich glaube — mitzumachen.

Aber noch eine Nachricht wartete meiner in Nismes — auf jeden Fall eine erfreulichere als jene. Es war ein Brief unseres väterlichen Freundes Herrn von Madalinsky, der sich mit aller liebenswürdigen Lebhaftigkeit, die ihn nicht altern läßt, unsers damahligen Beysammenseyns in Luneville erinnerte, wo ich so glücklich war, seine und Deine Freundschaft zu erwerben, und unsere jugendliche Neigung unter seinen Augen wuchs und erstarkte. Schon damahls dankte ich, der unbekannte verwaisete Jüngling, der mit aller seiner Liebe und allen Bedürfnissen seines Herzens an eine alternde Nonne, die einzige Verwandte seiner längst verstorbenen Ältern, gewiesen war — ich dankte dem Herrn von Madalinsky zuerst das erhebende Gefühl, von einem allgemein geehrten Manne unterschieden und geachtet zu werden. Noch leben seine Worte in mei=

nem Herzen, die er mir beym Abschied in Luneville sagte, als ich zum Regimente nach Nismes, und er mit Dir bald darauf nach Warschau zurückkehren sollte: Hyppolit! Sie sind mir theuer, theurer als Sie glauben, und es wird mir eine werthe Angelegenheit seyn, mich stets in Kenntniß Ihrer Schicksale und Ihrer Lage zu erhalten. — Wie wenig dachte damahls Einer von uns daran, daß solche Länderstrecken und mehrere Jahre, uns von einander entfernen sollten! Mein Regiment bekam die Bestimmung nach den Colonien. Meine Spur verlor sich bald darauf vom Kontinente Europas. Dich führten Deine Verhältnisse zuerst nach Petersburg, und dann bis Archangel! — Madalinsky wußte wenig von Dir — gar nichts von mir, und doch hielt der edle, thätige Greis seine Augen wachsam über uns Beyde, und das erste beynahe, was mich an der Schwelle Europas begrüßte, war ein Brief von ihm, in welchem er mir Deine weite Entfernung nach dem Norden meldete, und eine bestimmte Adresse von mir forderte, um mir nächstens über wichtige Dinge zu schreiben. Diese konnte ich nur im Allgemeinen geben, da ich im Begriffe stand, mit der Armee nach Deutschland zu rücken, und muß

es nun erwarten, ob und wo mich sein verheiß-ner und wichtiger Brief finden wird.

Ich habe Dir gesagt, theurer Freund! daß ich sehr ungern in diesen Krieg zog. Da meine in-nerste Überzeugung dem Geiste, in dem er geführt wird, widerstrebte, war es nur die Ehre, die mich bewegen konnte, den Dienst, der mir schon lange drückend erschienen war, jetzt nicht zu verlassen.

Ich dachte an diese — und blieb, und ließ mich von dem Zuge der Armee fortschleppen durch ein fremdes Land, dessen Klima rauh, dessen Sprache mir unbekannt und hart, dessen Ge-wohnheiten mir fremd waren. Übrigens ein flei-ßiges, gutartiges Volk, sehr zurück in Bildung und geselligem Verkehr, aber vielleicht an reine-rer Sitte und Einfachheit der Gesinnung uns vorzuziehen!

Wunderbare Wege der Vorsicht! Unbegreif-liches Räthsel des Daseyns! Was war ich be-stimmt, in diesem Lande, worin nur die Pflicht mich bisher gehalten hatte, zu finden?

Du erinnerst Dich vielleicht, daß ich öfters eines schönen, aber für mich zerrißenen Ban-des erwähnt habe, ohne es Dir ganz zu offenba-ren, das bey meinem ersten Erwachen aus dem

Traume des Knabenalters seine weichen Faden um mein jugendliches Herz legte. Vereinzelt und freundlos hatte ich mich jederzeit gern aus den Kreisen der vom Glücke Begünstigtern entfernt, die für meine stillen Ansprüche keine Theilnahme, für mein verletzbares Gefühl keine Schonung hatten. Am Sprachgitter meiner Tante, der Klosterfrau in Nancy, deren ich früher erwähnt, fand ich Beydes in vollem Maaße, wenn ich aus dem Treiben der roheren Kameraden gern zu ihr flüchtete. Ach! ich sollte noch mehr — ich sollte den Himmel dort finden, aber nur darum, um schnell wieder daraus verstossen zu werden!

Ein Mädchen lebte damahls im Kloster zu Nancy, in dem meine Tante eine der vorzüglichsten Würden bekleidete, und war ihrer speciellen Aufsicht übergeben. Es war eine Deutsche von Geburt, aus gutem Hause, deren Mutter eine gebohrne Französinn, und die innigste Jugendfreundinn eben dieser Tante gewesen war. Trübe Schicksale hatten sie in früher Jugend, ich weiß nicht eigentlich wie, nach Deutschland und nach der Hauptstadt desselben, nach Wien geführt. Dort verheirathete sie sich, und schickte später ihr Kind der Jugendfreundinn, um es unter deren Aufsicht in dem geliebten Vaterlande, von

dem sie selbst ein ernstes Geschick ausgeschlossen, erziehen zu lassen.

Elisabeth hieß das Mädchen. Ich sah sie bey meiner Tante. Kannst Du Dir vorstellen, mit welchen Zügen und in welcher Gestalt die Jungfräulichkeit mit aller ihrer Milde und allem ihren Ernst auftreten könnte: so kannst Du Dir ein Bild dieses Mädchens machen. Damahls auf der Grenze zwischen Kind und Jungfrau schien sie durch einen zierlichen Wuchs, eine würdevolle Haltung und den ernsten Blick der von langen Wimpern verschatteten blauen Augen, der zweyten anzugehören, während die lieblichen Züge, die nicht eigentlich schön, aber anziehend zu nennen waren, und der Ausdruck himmelreiner Unschuld im reizendsten Contraste noch ganz die Kindheit darstellten. Was ich nun erzählen kann, eräthst Du. Wir sahen und liebten uns. Aber mir sollten ja keine Blumen auf irgend einem Pfade, den ich wandelte, blühen. Die Tante, voll Besorgniß, das Vertrauen der Familie, welche ihr dieß kostbare Pfand übergeben, nicht zu täuschen, wollte ihre Pflegbefohlne vor jedem Eindrucke, jeder Verbindung verwahren, die vielleicht ihre Wirkungen noch weiter hinaus in Elisabeths Leben erstrecken konnte. Sie ge-

wahrte mit Schrecken, daß der erste Eindruck schon geschehen war, und sie eilte nun durch schnelle Entfernung, wenigstens allen weiteren Folgen vorzubeugen. Wir wurden getrennt. Ich mußte zum Regiment. Elisabeth verließ Nancy bald hernach, unser Abschied war, wie wir glaubten, auf ewig.

Seit einigen Monaten war ich nun in Deutschland, seit einigen Wochen in den Erbstaaten der Fürstinn, der wir im Bunde mit ihren wortbrüchigen Feinden, die Erbschaft ihres Vaters zu entreißen bemüht sind.

Bis nach Österreich, bis wenige Meilen von Maria Theresiens Hauptstadt, sind wir ohne vielen Widerstand gedrungen. Hier sollten wir Winterquartiere machen, und der Zug der Armee, die Laune meiner Vorgesetzten führten mich bald hierhin, bald dorthin in ein Schloß, ein Städtchen, ein Kloster, wo ich auf eine Weile meinen Wohnsitz aufschlagen sollte. Ich stand mich immer leidlich mit meinen Wirthen, so wie wir alle, und allmählig fingen viele, die früher vor den Schrecken des Krieges und unseres Nahmens geflohen waren, an, sich wieder an ihrem Heerde, in ihren Besitzthümern einzufinden. Ein ziemlich angenehmes Leben begann, besonders für jene, wel-

che auf die Freuden der Jagd, der Tafel und des Spieles Werth legen, und rings umher waren die gastlichen Schlösser reicher Besitzer uns freundlich geöffnet; denn Viele, wenn auch nicht alle, betrachteten sich bereits als Unterthanen eines anderen Herrn, als dem sie und ihre Väter gehorcht.

Da hörte ich einst bey einem Kameraden den Nahmen nennen, den Elisabeths Vater geführt. Jahre waren über jene Zeit dahin gegangen; mancher Sturm hatte seither mein Herz erschüttert, eigene und fremde Leidenschaften tiefe Wunden darin hinterlassen. Jener sanfte Eindruck hatte seine Macht nicht über mich verloren. Ich erbebte innerlich, ich forschte und erfuhr, daß Elisabeth in meiner Nähe lebte, aber daß sie Braut sey.

Mit ernster Gewalt kämpfte mein Geist den Aufruhr nieder, den jener Nahme und jene Nachricht in mir erregt hatten, und ich bemühte mich, die Ruhe zu erhalten, welche die Frucht bitterer Erfahrungen gewesen war. Es gelang mir, ich konnte mit warmem aufrichtigen Gefühle der einst geliebten Freundinn alles Glück wünschen, dessen sie so würdig war, als jene Laune meiner Schicksale mich auf einer Jagd ihrem Vater entgegen führte. Ich hatte das Glück, ihm einen

Dienst zu leisten, wobey ich mich, zwar unbedeutend, aber doch auf eine Art verletzte, die es mir unmöglich machte, in mein Quartier zurück zu kehren. Herrn von Guttensteins Schloß war in der Nähe. Ich sollte dahin gebracht werden, ich sollte Elisabeth wieder sehen — wieder sehen als die glückliche Braut eines Andern! — Welch ein Augenblick! Sie erkannte mich sogleich. Ihr Blick, ihr ganzes Wesen sagte mir — daß auch sie mich nicht vergessen hatte.

Aber sie war keine Braut mehr. Ihr Verhältniß ist zerrissen, ihr schönes Herz tief verwundet durch einen wahrscheinlich Unwürdigen, denn sonst hätte er es nicht vermocht, sie zu verlassen. Ich wurde ihr Freund, ihr Vertrauter. Ein gefährlicher Posten! Und so wie ihre reine Seele sich vor mir in aller ihrer Liebenswürdigkeit entfaltete, zogen alle halb verschwundenen, halb verbannten Empfindungen wieder in ihrer ganzen Lebhaftigkeit in mein Herz ein. Ich fühlte, daß ich wieder liebte, wie vor sechs Jahren. Die Erinnerungen aus jener Zeit erwachten, sie verbanden sich mit der nur zu reitzenden Gegenwart, und meine Neigung wuchs mit jedem Tage, mit jedem leisen Widerstand, den ich in der stillen Ruhe, mit welcher sie mir begegnet, und

in der glänzenden Verklärung fand, welche das Bild ihres Treulosen noch jetzt in ihrer Brust umgibt.

Drey Wochen lebe ich so an ihrer Seite, jetzt angezogen von ihrer Liebenswürdigkeit, von ihren Tugenden, von der unendlichen Güte, womit sie mich und Alles, was ihr naht, behandelt, jetzt abgestossen von der Überzeugung, daß ein Anderer in ihrem Herzen herrscht, und entschlossen, mich von ihr zu entfernen, um so mehr, da zu dem bitteren Gefühle, nicht geliebt zu seyn, wie ich liebe, sich die Stimme der Vernunft gesellt, die mich meine und ihre Verhältnisse klar erkennen, und einsehen lehrt. Der fremde Krieger, der Unterthan eines weit entfernten Souveräns, ohne bedeutenden Rang, ohne Vermögen, sollte zu edel und zu stolz seyn, um einem Mädchen, wie Elisabeth, Empfindungen einflössen zu wollen, die nur einen herben Kampf in ihrer Brust erregen, sie aber nie vermögen könnten und dürften, ihrem Vaterlande, und ihrem Vater, der sie und den sie innigst liebt, um meinetwillen zu entsagen.

Dann, wenn sich diese Stimme erhebt, dann reift mein Entschluß, ich rufe allen meinen Muth zusammen, ich kündige dem Vater, der Tochter an, daß ich sie verlassen muß. — Aber nun er-

blaßt Elisabeth, ich sehe Thränen in ihren Augen. Sie hat sich an meine Nähe, an meinen Umgang gewohnt, ich bin ihr nothwendig geworden — mehr ist es wohl nicht — aber ich würde sie durch meine Entfernung betrüben. Dann kommt ihr Vater, und wirft mir vor, daß ich ihn verlassen will, ehe die Umstände es fordern. Er fragt mich, ob mir irgend etwas in seinem Hause mißfällt? und wenn ich das verneinen muß, dann dringt er mit wahrhaft väterlicher Wohlmeinung in mich, doch zu bleiben, bis meine Pflicht mich abruft — und ich, — ach Winiawsky! ich bin schwach genug nachzugeben.

Lange aber kann es auf keinen Fall mehr währen. Die Armee der Königinn von Ungarn rückt gegen uns heran. Wir müssen erwarten, daß die Gefechte nächstens beginnen. Man erzählt unglaubliches von der Zahl dieser Truppen, von dem guten Geiste, der sie beseelt, von der Gewalt, mit der sie sich auf uns werfen, und uns zwingen werden, das Land zu räumen, das wir erobert haben. Ich halte nicht viel auf dieses bramarbasirende Geschwätz ununterrichteter Landjunker, die vom Kriege und seinen Operationen keinen Begriff haben. Ich weiß, was eine zusammengeraffte Menge gegen disciplinirte kriegs-

gewohnte Truppen vermögen kann, und ich kenne den Geist der Ehre und Tapferkeit, der jeden Mann in unserer Armee belebt. Obgleich unser General sich nur auf der Defensive halten wird, da unser Korps zu schwach ist, um angriffsweise zu operiren, so fürchten wir doch diese ungarischen Horden nicht, die sich gegen uns heranwälzen. Ich freue mich vielmehr mit ihnen zusammen zu treffen, und in ihre Reihen einzudringen, wo ich den Unwürdigen, der Elisabethens Herz besessen, und in gedankenloser Eitelkeit verschleudert hat, vielleicht finden, und das Unrecht, das er gegen sie geübt, rächen werde.

Ein und dreyßigster Brief.

Elisabeth von Guttenstein an Franciska von Teuffenbach.

Stadt Steyer im Februar 1742.

Deinen letzten Brief, in dem Du mir die fürchterliche Katastrophe beschreibst, welche Deinem Vater Deine heimlichen Zusammenkünfte mit Raschwitz entdeckte, die grausamen Scenen, welche hierauf folgten, und die Dich zu einem Entschluß bestimmten, der mir noch entsetzlicher, als alles Vorhergehende scheint, habe ich, etwas verspätet, hier in Steyer erhalten. Wir haben unsern Aufenthalt in Strengberg verlassen müssen. Es hat sich allerley mit uns zugetragen, das ich Dir zu erzählen schuldig bin; denn mich dünkt es immer wie eine Versäumniß, wenn ich Dir, Du treue Freundinn, nicht Alles berichte, was mit mir und in mir vorgeht. Aber von hier aus geht die Post nur einmahl in der Woche nach

Böhmen und Prag, und so ist es mir nicht möglich, meine Antwort, wie dringend sie mir scheint, wie gern ich sie schleunigst in Deine Hände gebracht hätte, eher als nach vier Tagen abzusenden. O meine Liebe! Möchte es dann noch nicht zu spät seyn, und möchte Gott meinen schwachen Worten die nöthige Kraft verleihen, um Dein von heftigen Leidenschaften verstörtes Gemüth zu beruhigen, und Dich den Abgrund klar erkennen zu machen, an dessen gefährlichem Abhange Du stehst. Er wird Dich rettungslos verschlingen, wenn Du nicht schnell Dich mit aller Kraft Deiner sonst so starken Seele, den Schlingen des Erzfeindes, der Dich umgarnen will, entreissen, und zu Gott wenden willst. Er wird Dich stärken, er wird Dir Einsicht geben — o Du bist nur von einer unglücklichen verfolgten Liebe geblendet. Du bist ja gut, Du bist ja fromm, Du liebst ja Deinen Vater, Deine Ehre, die Ehre Deines Hauses. Sieh mich hier auf den Knieen vor Dir liegen, und Dich beschwören, Deinen gewaltthätigen, und — laß es mich immer so nennen, wie es ist — Deinen strafbaren Vorsatz zur Flucht nicht auszuführen, nicht zu fliehen mit einem jungen Manne, den Du nur seit kurzem kennst, für dessen rechtliche Denkungsart und pflichtmäßiges Betragen Du kein

anderes Zeugniß als sein eignes, und die Stimme einer heftigen Leidenschaft in Deiner Brust hast. Kannst Du denn sagen, daß Du Raschwitz kennst, den Du nie anders als verstohlen, unter Angst und Entzücken, mit Gefahr und innerer Aufregung gesehen und gesprochen hast, von dessen äußeren Umständen Du selbst in einem früheren Briefe nichts Genaues zu wissen gestehst, und dessen ganzes Dir bewußtes Verdienst in seiner heftigen Liebe für dich besteht? — Glaube nicht, meine Liebe, daß ich Deinem Fritz im geringsten zu nahe treten will. Ich habe ja bereits selbst einen Beweis seiner Herzensgüte und regen Aufmerksamkeit für Deine Wünsche, durch die Nachforschungen erhalten, die er vor wenigen Wochen in Rücksicht meiner Gesundheit anstellte, und ich habe nicht die geringste Ursache, an seinem Werthe zu zweifeln. Aber der Schritt, den Du mit ihm zu thun im Begriffe stehst, ist nichts destoweniger, so gewagt als er u n r e c h t ist. Ja, unrecht; denn welche Wirkung könnte nicht der Zorn über Deine Flucht auf die Gesundheit und das Leben Deines Vaters haben? Denke Dir das recht lebhaft, und frage Dich selbst, ob Du es vermöchtest, den Fluch des erzürnten Vaters, oder

wohl gar, mich schaudert es, nur zu denken, die Schuld seines Todes zu ertragen?

O Franciska! Um Deines ganzen zeitlichen Glückes, und noch mehr um Deines ewigen Heiles willen, steh ab von Deinem Entschlusse, erdulde, was Du mußt, opfere Gott Dein Leiden auf, und glaube mit Zuversicht seinem Ausspruche: daß es Dir wohlgehe auf Erden, wenn Du Deinen Vater ehrst! Daß ich diesem Briefe Flügel und meinen Worten göttliche Überredungskraft geben könnte, um Dich zu warnen, ehe es zu spät ist!

Am folgenden Tage.

So weit hatte ich gestern in der schrecklichen Angst geschrieben, welche mir Dein Brief eingeflösset. Heut vermag ich etwas ruhiger nachzudenken, und es regt sich die Hoffnung in mir, daß nicht Alles so schlimm stehen wird, als es mein Herz, das für Dich zitterte, im ersten Augenblicke fürchtete. Es können sich ja mildernde Umstände einfinden, Du selbst sagst mir, daß Deines Vaters Zorn sich gelegt, und er wieder seine alchymistischen Arbeiten vorgenommen hat. Er wird auch Deine Haft auflösen, er wird Dich überall bey seiner Pflege, bey der Führung seines Haushal-

tes, besonders jetzt, während ihr die fremden Einquartierungen im Hause habt, vermissen. Er wird fühlen, daß das nicht so fortdauern kann, daß er sich übereilt hat, daß er einlenken muß. Sein Gemüth ist sehr reitzbar, sein Zorn leicht erregt und heftig, aber solche Stürme vertoben eben darum schneller, und wie oft bereuen solche leicht aufsprudelnde Geister hinterher, was sie in der ersten Zorneshitze gethan; ja sie glauben es oft selbst nicht, zu welchen theils kränkenden, theils thörichten Äußerungen sie sich von ihrer unüberlegten Hitze haben hinreißen lassen, wenn man es ihnen hinterher sagt. So wird es auch bey Deinem Vater seyn. Es ist ja nicht das erstemahl, daß seine Wuth alles zu zerstören drohte, und dann von selbst verrauchte. Benimm nur Du Dich klug, nachgiebig, kindlich! O ich hoffe, es soll alles gut werden. Mein Brief kann auch um zwey Tage früher abgehen; ein Beamter, der nach Linz muß, nimmt ihn mit, und hat mir versprochen, ihn dort richtig auf die Post zu geben. Ich benütze den kurzen Zwischenraum, um Dir Bericht über meine Lage und den Zustand meiner Empfindungen zu geben.

In meinem letzten Briefe meldete ich Dir, daß sich ein recht angenehmes, befriedigendes und

ruhiges Verhältniß zwischen Hyppolit, meinem Vater, und mir zu bilden angefangen hatte. Ich hatte den theuren, unvergeßlichen Freund meiner Jugend wieder gefunden; ich hoffte, er sollte mein Vertrauter, mein Tröster, der Bruder meiner Seele werden. Ich hatte auch wirklich schon angefangen ihm zu erzählen am ersten Tage, wo wir uns ungestört sahen, und meine zerrissene Verbindung sogleich zur Sprache kam — und wiegte mich mit der süßen Hoffnung, daß das so still und genügend fortdauern würde.

Ich hatte geirrt. Ach, die Männer empfinden doch ganz anders, als wir! Hyppolit wurde verstimmt durch meine Eröffnungen, durch die Art, wie ich von demjenigen sprach, mit dem ich einst auf ewig vereinigt zu werden gehofft hatte. Der Schmerz, der aller Gewalt ungeachtet, welche ich mir anthat, um minder bewegt zu scheinen, in meinen Reden, vielleicht wohl selbst in meinen Mienen sichtbar geworden seyn mochte, schien Hyppolit zu verletzen. Er wurde still, er antwortete wenig und zerstreut. Seine Blicke verdüsterten sich, und endlich brach er unter einem wahrhaft nichtigen Vorwande das Gespräch ab. Das verstimmte mich auch, indem es mich beunruhigte. Sollte denn ein feinfühlender,

edler Mann es nicht über sich vermögen, die — vielleicht zu partheyische Schilderung eines andern Mannes anzuhören? Sollte ich Hyppolit, den ich für ein so hohes Gemüth halte, solche kleine Eitelkeit zutrauen? Ich versuchte es noch einmahl, und in ein Paar Tagen, wie sich eine schickliche Gelegenheit both, zum dritten Mahl, jedes Mahl mit dem gleich ungünstigen Erfolge, und so zog ich mich denn in mich zurück, und beschloß zu schweigen, und mir die Genugthuung zu versagen, mit dem besten Freunde, den ich zu haben glaubte, über die wichtigste Angelegenheit meines Herzens zu sprechen. So lebten wir einige Tage in einer, wie Du denken kannst, etwas genirten Stellung hin, aber dennoch that mir Hyppolits Nähe wohl. Es that mir wohl zu sehen, wie sein ernster, zuverlässiger Character sich täglich mehr entwickelte, und täglich mehr das Zutrauen und die Achtung meines Vaters gewann; wie seine vielfachen Erfahrungen zur Unterhaltung und Erheiterung unseres kleinen Kreises beytrugen, und endlich that mir über alles die sichtbare Theilnahme und zarte Achtung wohl, mit der ich mich, die von einem Andern tiefgekränkte, jetzt von dem allgemein verehrten Freunde behandelt fühlte. Ach, es sollte nicht lange so

dauern. Bald konnte ich nicht mehr zweifeln, daß er mich mit anderen Augen betrachtete, als ich ihn; und wenn der Gedanke, den Jugendfreund nach langer Trennung noch so warm wieder zu finden, mir insgeheim schmeichelte, so erfüllte der Gedanke, daß ich diese Empfindungen nicht so, wie es ihr Werth verdiente, erwiedern konnte, mich mit banger Sorge. Hyppolit hatte sich in dieser Beziehung entweder weniger verändert als ich, oder — was mir glaublicher ist — die großen und leidenschaftlichen Eindrücke, welche während der Zeit unserer Trennung über sein Herz ergangen sind, wie ich aus Vielem schließen kann, was er mir erzählt hat, hatten nun eben jetzt aufgehört, dieß Herz zu erschüttern. Es war frey, es war stille, und somit empfänglich, die ersten sanften Regungen einer früheren Zeit wieder in sich aufzunehmen.

Indessen kam Dein Brief, und mit halb schmerzlichem, halb bitteren Gefühle las ich, was Du über dieß Verhältniß schreibst. O meine Franciska! Wie kannst Du, welche so tief und so glühend zu empfinden fähig ist, glauben, daß es mir möglich seyn könnte, einen so heftigen, einen so wohl begründeten Eindruck, wie der, welchen

Imre auf mein Herz machen mußte, so schnell unterdrücken, und mit einem beynahe ganz entgegen gesetzten vertauschen zu können? Jetzt, nachdem ein wunderbarer Zufall mich wieder mit Hyppolit vereinigt hat, jetzt erst erkenne ich deutlich den Unterschied zwischen den Empfindungen, welche diese beyden von einander verschiedenen Wesen mir eingeflößt haben. Ich möchte sie mit einem strahlenden Morgen, wenn Phöbus seine Lichtschimmer in brennenden Farben durch den Himmel gießt, und in der ganzen Natur nichts als Leben, Frische und Bewegung ist, und einer schönen Mondennacht vergleichen, wo man sich nach den Geschäften des Tages so still beruhigt, so friedlich, so zur Andacht gestimmt fühlt. Freylich, mir ist die Sonne untergegangen — mein heiterer Lebenstag ist vorüber, und so erscheint mir der stille Gefährte der Nacht im milden Lichte, mein gedrücktes Gemüth erhebt sich, mir ist wohl — aber kann ich die Sonne vergessen — vergessen, daß sie nur mir einst in allem ihren blendenden Glanze strahlte? O Franciska! Was war Imre für ein Wesen! Welche Seligkeiten wußte er in Einen Augenblick seines Umganges zu drängen! Welche Gluth lag in seinen flammenden Augen, welcher Zauber drang aus dem Ton sei-

ner Stimme in mein Herz! Übte er denn nicht dieselbe Macht, die ihm Keiner auftrug, und auch Keiner bestritt, über Alles, was sich ihm nahte? Und er liebte mich! Ja, Franciska, das weiß ich zu gewiß, als daß irgend eines Menschen Überredung mich daran zweifeln machen könnte. So was fühlt sich, es läßt sich aber so wenig beweisen, als beschreiben. Ja, ich war geliebt, ich war es mit unsäglicher, Alles ausschließender Gluth! Es ist vorbey, es ist verloren, auf ewig dahin! Aber es ist nicht vergessen, und kann nicht vergessen werden!

Das war es nun eben, was das angenehme Verhältniß störte, welches, seit Hyppolit in unser Haus kam, mich zu beglücken anfing, und den stillen Frieden verscheuchte, der sich über mein Inneres verbreitete. Hyppolit ist nicht zufrieden, mit der Freundschaft, die ihm mein Herz so gern weihet. Freylich ist er viel zu fest und zu stolz, um mir das zu zeigen, aber ich fühle es doch. Ich konnte es an der ernsten Zurückhaltung, an dem immer mehr und mehr gemessenen Betragen bemerken, das er gegen mich annahm, und das endlich in eine düstere Verschlossenheit ausartete, die er indessen nur gegen mich beobachtete, während sein Umgang

mit dem Vater und den Freunden, die unser Haus besuchten, immer gleich heiter und mittheilend war.

Seine Verletzung am Fuße hatte sich allmählich gebessert, und nach wenigen Tagen war er so weit hergestellt, um in sein Quartier zurückkehren zu können. Er kündigte es uns eines Tages beym Mittagsessen an, indem er meinem Vater herzlich für die genossene Gastfreundschaft und Pflege dankte. Mein Vater war sichtlich erschrocken, und ich fühlte mich wie von einer eisigen Hand am Herzen ergriffen. Wir verstummten Beyde, und Villoison konnte der Eindruck nicht entgehen, welchen seine Ankündigung hervorbrachte.

Ist das Ihr Ernst, Herr Chevalier? begann mein Vater endlich: Sie wollen uns verlassen? Ich hoffe, es ist nichts vorgefallen, was Sie beleidigt, oder Sie zu dem Entschlusse gebracht hätte, uns dieß anzuthun?

Der Ton des gekränkten Gefühles, welches sich deutlich in den Worten meines Vaters aussprach, vielleicht auch ein flüchtiger Blick auf mich, die mit schwellenden Augen ihm gegenüber saß, und stumm auf meinen Teller niedersah, überraschte Villoison. Ich sah, daß eine

plötzliche Purpurgluth über seine Züge flog. Er fixirte uns Beyde einige Augenblicke, dann, indem er sich recht liebenswürdig gegen meinen Vater verneigte, sagte er: Herr von Guttenstein! Ihre Antwort muß mich billig überraschen. Wenn ich glaubte, dieß gastfreye Schloß verlassen zu sollen, so geschah es nur, weil ich fürchtete, Ihre große Güte zu mißbrauchen, deren Andenken nie aus meiner Seele schwinden wird.

Sie sind also nicht böse? rief mein Vater mit freudigem Ausdruck, indem er ihm die Hand reichte: Ihnen danke ich ja mein Leben, Herr Chevalier! Das ist eine That, die ich, nie — nie vergessen werde, denn ich wäre ein undankbarer Mensch, ja ein Ungeheuer, wenn ich es vermöchte.

Herr von Guttenstein! erwiederte Hyppolit mit Würde und schöner Wärme: Sie legen einer zufälligen Hülfe einen zu großen Werth bey. Wenn ich mir vielleicht dieß Verdienst anmaßen dürfte, so würde ich stolz darauf seyn, einen der achtungswürdigsten Männer, die ich kennen gelernt, seiner Familie und seinen Unterthanen erhalten zu haben.

Das können Sie! Das können Sie, Chevalier, mit voller Wahrheit. Ich betrachte Sie als meinen Lebensretter. Ich bin glücklich, wenn

Sie mein Haus als das Ihrige ansehen wollen, und nun auch kein Wort mehr vom Fortziehen, so lange Ihr Dienst Ihnen erlaubt, bey uns zu bleiben. Er schüttelte bey diesem Worte Hyppolits Hand herzlich.

Jetzt erhob auch ich meine Augen zu dem Jugendfreunde. Er mochte wohl die Spuren der Thränen erkennen, die ich nur mit Mühe zurückgedrückt hatte; denn der Gedanke, auch ihn zu verlieren, ergriff mich schmerzlich.

Mit einem sonderbaren, aber sehr ausdrucksvollen Blicke sah er mich an. Und was sagt Fräulein Elisabeth dazu? — fragte er.

Daß ich mich herzlich freue, Hyppolit, wenn Sie bleiben, daß ich Sie nur sehr ungern hätte scheiden gesehen.

Er antwortete nicht, aber seine Blicke, die er düster und gleichsam vorwerfend auf mich heftete, sagten mir genug. Ach, warum stellt er sich auf diese Art zu mir? Konnten wir denn nicht Freunde bleiben? Muß denn ein lebhafteres Gefühl den stillen Frieden stören, in dem ich mich eine Weile so beglückt fühlte?

Genug, er blieb, und mein Vater war ganz glücklich; denn ich versichere Dich, es ist, als übte dieser Villoison eine Zaubermacht über ihn, und

ich glaube nicht, daß, seit meiner Mutter Tod, irgend ein menschliches Wesen, selbst ich nicht, obwohl er mich mit großer Zärtlichkeit liebt, so viel Einfluß auf ihn gehabt. Ach! Stünde Alles, wie Du meinst, und wäre nur der Krieg beendet, ich glaube, es würde nicht schwer halten, den Vater zur Einwilligung in eine Heirath zwischen Villoison und mir zu vermögen. Aber daran kann ich nur mit Schrecken denken. Je höher ich Hyppolit achte, je mehr ich sein wahres Glück wünsche, welches mir, bey Gott, so theuer wie mein eignes ist, je mehr muß ich streben, jeden solchen Gedanken in ihm zu ersticken. Ich kann ihn nun einmahl nicht so lieben, wie er es verdient, wie sein durch trübe Schicksale verwundetes Herz es fordert, und wie ich — einen Andern geliebt habe. Jeder mindere Grad von Zuneigung würde ihn aber unbefriediget, ja unglücklich machen, und macht ihn schon leider jetzt dazu.

Auf den eifrigen Betrieb und die schriftliche Verwendung meines Vaters bey dem General Segur selbst, erhielt Hyppolit Erlaubniß, so lange sein Corps in unseren Gegenden steht, auf Strengberg einquartirt zu bleiben, und unser seltsames Verhältniß dauerte noch ein Paar Wochen so fort, wie ich Dir eben geschrieben. Hyp-

polit sprach nie über seine Empfindungen mit mir, wich jeder Annäherung aus, und vermied jedes Alleinseyn mit mir, vor allem jede Gelegenheit, wo vielleicht irgend eine Erinnerung an Imre sein aufgereiztes Gefühl verletzen konnte. Indessen kamen immer mehr Nachrichten, welche uns das Heranrücken der österreichischen Armee. als sehr nahe verkündigten, und dieselben Freunde, welche meinem Vater gerathen hatten, Wien zu verlassen, um seine Güter vor Mißhandlungen zu schützen, riethen uns, die Annäherung der Truppen nicht hier in Strengberg abzuwarten, sondern uns an einen sicheren, vom unmittelbaren Schauplatz der Gefechte und Zerstörung entfernten Ort zu begeben, indem sie uns die Gräuel des Krieges auf eine entsetzliche Art schilderten. Seit der letzten türkischen Belagerung, folglich seit mehr als fünfzig Jahren, hatte hier der tiefste Friede geherrscht, diese Herren kannten den Krieg nur vom Hörensagen, aber darum auch als das fürchterlichste, was sie denken konnten, und so sprachen sie nur vom Blutvergießen, Mord, Brand und Plünderung. Mein Vater schwankte eine Weile, als aber die französischen Offiziere, und selbst Hyppolit, dessen Urtheil meinem Vater viel gilt, diesen Rath unserer Gutsnachbarn

unterstützten, gab dieß den Ausschlag, indem es meinen Vater überzeugte, daß jene den Vorsatz, und vielleicht den Befehl hätten, sich auf's Äußerste zu vertheidigen, und unserer Armee den Sieg so lange als möglich streitig zu machen. Es ward also beschlossen, Strengberg zu verlassen; aber wohin sollten wir gehen? Nach Wien zurück durch die heraufrückende Armee, wäre unthunlich, und für mich, bey der Wahrscheinlichkeit, einem Gegenstande zu begegnen, den ich nie, nie in meinem Leben mehr sehen will, höchst peinlich gewesen. Linz both uns keine größere Sicherheit, als den Vorzug, den ein größerer Ort immer vor einem Landgute hat. Grätz wurde vorgeschlagen, aber meinen Vater schreckte die weite Reise im Winter auf schlechten Straßen, die vielleicht vom Militär oder von Marodeurs beunruhigt seyn konnten.

Es war ein banger Abend, als die Nachricht einlief, daß die österreichische Armee schon bey Perschling stehe, und die leichten ungarischen Reiter bis über Sanct Pölten hinaus streiften. Hyppolit war bey uns, wie jene Worte ausgesprochen wurden, sein Blick fiel brennend und forschend auf mich. Ich kann nicht läugnen, daß es auch mich ergriff; aber der Gedanke, Imre

zu begegnen, hatte etwas so schreckhaftes für mich, daß ich mich hastig und angstvoll zu Hyppolit wandte, und ausrief: mein Gott! Wo sollen wir denn hin? Retten Sie uns, Hyppolit!

Er sah mich seltsam an, aber seine Miene wurde freundlicher. Wenn Sie und Herr von Guttenstein meinem Rathe Gehör geben wollten, so würde ich Ihnen einen Zufluchtsort vorschlagen, der mir unter den gegenwärtigen Umständen am passendsten scheint, indem er vom Kriegstheater entlegen, und nicht so unbedeutend ist, um nicht für die kurze Zeit einen leidlichen Aufenthalt anzubiethen, bis das Schicksal des Krieges in diesen Gegenden entschieden seyn wird.

Nennen Sie mir ihn, versetzte mein Vater hastig.

„Kennen Sie Stadt Steyer?«

Ich war nie dort, aber es soll starken Eisenhandel treiben, und im Gebirge liegen.

„Richtig. Es liegt am Eingange der hohen Gebirge, die sich von dort durch die Steyermark bis nach Tyrol und in die Schweiz ausdehnen. Dorthin wagt sich so leicht keine Armee, weder Feind noch Freund; denn diese engen Pässe, diese rauhen Felsen und wilden Thäler, biethen nur

dem heimischen Bewohner Schutz und Schirm, bringen aber jeder Truppe, die sich hineinwagt, Beschwerden und Gefahr. Daher wird der Ort so ziemlich außer der Linie bleiben, auf welcher die Bewegungen der Armee vorgehen."

Meinen Sie? — aber ich kenne den Ort nicht.

„Ich kenne ihn, denn ich bin mehrere Wochen im Schloße des Fürsten von Lamberg, das er dort besitzt, einquartirt gewesen. Der Ort ist volkreich, durch Handel belebt, und hat wohlhabende Einwohner."

Was meinst Du, Lisette?

„Ich meine, der Chevalier kennt die Lage der Dinge, und er meint es gut mit uns," erwiederte ich.

„Bey Gott! Sie haben Recht!" rief Hyppolit, indem er meine Hand ergriff, und sie wie betheurend gegen Himmel erhob: „Ich meine es gut mit Ihnen. Ich will nur Ihr wahres Glück!"

Das bin ich versichert, sagte mein Vater, indem er seine eine Hand auf Villoisons Schulter legte, und mit der andern die meine ergriff. Nehmen Sie mich und diese da in Ihren Schutz, ich vertraue Ihnen unbedingt.

Villoison war bewegt, ich sah es — wir waren es alle Drey. Er drückte meines Vaters Hand

an sein Herz, und einen ehrerbiethigen aber langen, heißen Kuß auf die meinige. Als er sich wieder aufrichtete, fiel ein unbeschreiblicher Blick auf mich, vor dessen Gluth ich erröthete und meine Augen senken mußte. Ach mein Gott, was sollte daraus werden!

Villoison schlug nun meinem Vater, der immer wegen einer schicklichen Unterkunft für unseren nicht kleinen Haushalt bangte, vor, daß er selbst den Fürsten von Lamberg bestimmen wollte, uns einen Theil seines Schlosses für die Zeit unsers Aufenthaltes in Stadt Steyer einzuräumen.

Mein Vater stand zweifelnd an; aber Villoison versicherte, daß der Fürst ihn so gütig behandelt, und ihm so viel Zutrauen geschenkt habe, daß er nicht daran zweifle, diese im Grunde nicht große Aufopferung von ihm zu erhalten. Er ist jetzt in Linz, fügte er hinzu, und kommt vor dem Frühling nicht nach Steyer. Ich reite, wenn es Ihnen gefällig ist, morgen hin; Abends bin ich in Linz, und ich darf mir schmeicheln, Ihnen übermorgen die Einwilligung des Fürsten, und seine Befehle an seine Leute in Steyer zu bringen.

Mein Vater war ungemein erfreut. Er um=

armte Villoison, und sagte ihm, daß er ihn in jeder Gelegenheit als seinen Schutzengel betrachten werde. Die beyden Herren besprachen nun noch eine Weile dieß Projekt und die Zeitläufte. — In meinem Herzen gährten die widersprechendsten, die schmerzlichsten Bilder und Gefühle auf. Die Kämpfe sollten also beginnen! Hier stand der treue Freund meiner Jugend, dort derjenige, an den ich ohne die heftigste Erschütterung nicht denken konnte. Sie sollten, sie konnten sich wenigstens begegnen. Es galt nun ihr Blut, ihr Leben — sie setzten es Beyde für Ehre und Vaterland auf's Spiel. Auf jeden Fall mußte ich von Hyppolit scheiden — und ob ich ihn je wieder sähe, wer konnte mir das verbürgen? — Meine Thränen stahlen sich hervor, ich ergriff einen Vorwand, um mir in der entfernteren Ecke des Speisesaales etwas zu thun zu machen. Endlich rief der Vater dem Kammerdiener, um ihm auf sein Zimmer zu leuchten. Hyppolit ergriff den Augenblick, er näherte sich mir und sagte: So werden wir uns nun trennen — und es wird mein W e r k seyn.

Sie sind ja unser Schutzengel, wie mein Vater Sie nannte, erwiederte ich: Ihr Werk wird also heilsam für uns seyn, wenn es uns gleich schmerzlich ist.

„Wäre es Ihnen wirklich schmerzlich, Elisabeth?“ fragte er, indem er meine Hand ergriff.

Können Sie zweifeln? — Ich wollte mehr sagen, aber mein Vater stand an der Thüre, wandte sich um, und rief mir.

Leben Sie wohl! flüsterte Hyppolit, und drückte meine Hand an seine Brust.

Ich erwiederte den Druck mit bewegtem Gefühle. Auf Wiedersehen übermorgen! rief ich laut. Ja, ja! wiederhohlte mein Vater: Übermorgen! So schieden wir, und mir stand denn wieder eine schmerzliche Trennung bevor, die es ganz ungewiß ließ, ob ich den theuren Freund noch einmahl in meinem Leben sehen würde.

Die vielen und verschiedentlichen Geschäfte, welche unsere bevorstehende Reise nöthig machte, erlaubten mir auf wohlthätige Weise in den zwey folgenden Tagen nicht, meinen traurigen Gedanken so sehr nachzuhängen, wie ich es selbst oft wünschte; und am Abende des zweyten, als ich mitten unter gepackten Koffern und Kisten beym Vater saß, und eben wieder Nachrichten aus Mölk einliefen, daß die Ungarn sich schon bey Kemmelbach sehen ließen, hörten wir Pferdegetrappe unterm Thorbogen des Schlosses. Lichter erschienen im Hofe. Mein Herz schlug freudig. Daß ist der Chevalier! rief mein Vater.

Welche Antwort wird er bringen? Gleich darauf ging die Thüre auf, und mit bereiftem Haar, und vom Ostwind gerötheten Wangen, aber mit einem vergnügten Ausdruck in den feinen Zügen, eilte er auf den Vater zu. —

„Ich bringe erwünschte Nachricht, Herr von Guttenstein! Der Fürst macht sich ein Vergnügen daraus, Ihnen sein Schloß in Steyer anzubiethen.“

Wirklich? fiel ihm mein Vater ins Wort: O nun fällt mir eine schwere Last vom Herzen! Das danke ich wieder Ihnen, Chevalier!

„Das danken Sie Ihrem Rufe, Herr von Guttenstein, der unbestrittenen Achtung, in welcher Sie stehen. Es bedurfte von meiner Seite nur der Äußerung Ihres Wunsches, in dieser unruhigen Zeit einen sichern Aufenthalt zu finden, um den Fürsten zu diesem Anerbiethen zu bestimmen. Heute Morgens sind schon Befehle deßwegen an seine Beamten ergangen.“

Dank! Dank! tausend Dank! rief mein Vater, indem er den Chevalier herzlich umarmte: Ach! wenn ich nur wüßte, womit ich Ihnen das Alles so recht aus Herzensgrunde vergelten könnte!

Eine lebhafte Bewegung ging in diesem Augenblicke über Hyppolits Züge, und trotz der Röthe, mit der der Ostwind seine Wangen gefärbt

hatte, glaubte ich sie doch noch mit flüchtigem Purpur überhaucht zu sehen. — Er sah meinen Vater lang und bedeutend an. Ein unmerklicher Blick fiel von der Seite auf mich, und nach einer kleinen Pause, gleich als hätte er sich erst gesammelt, erwiederte er mit sehr bedeutendem Tone: Wer weiß, Herr von Guttenstein, ob nicht bald eine Gelegenheit kommt, wo ich Sie, dieses gütigen Anerbiethens wegen, beym Wort nehme! Indessen gewähren Sie mir eine Gunst, die ganz nahe liegt. —

Sprechen Sie! Sprechen Sie! rief mein Vater, und mir schlug das Herz voll Angst. Mein Gott! was fordert er vielleicht? dachte ich. — Es ist schon gewährt, ehe Sie es sagen, fuhr mein Vater fort.

Herr von Guttenstein! fiel ihm Hyppolit rasch ein, und ein feines Lächeln spielte um seinen Mund: Versprechen Sie nicht zu viel. Wer weiß, ob ich nicht etwas nennen könnte, das —

Gewiß nicht! Mein Schutzengel kann ja nur Gutes und Ersprießliches von mir verlangen.

„Das wird sich in der Folge weisen. Für jetzt bitte ich um die Erlaubniß, Sie und Fräulein Elisabeth nach Steyer begleiten zu dürfen. Der Weg ist Ihnen vielleicht unbekannt, meine Gegenwart kann Ihnen nützlich seyn, und ich ver=

längere die Zeit, wo ich um Sie seyn kann, die ohnedieß so kurz ist, doch um einen Tag."

Gewährt! und mit tausend Freuden! rief mein Vater: Ich hatte schon selbst den Gedanken gefaßt, Sie um diese Gefälligkeit zu ersuchen.

„Und was sagt Fräulein Elisabeth?" versetzte Hyppolit, indem er sich zu mir wahdte, meine Hand ergriff, und an seine Lippen drückte.

Auch mir war, wie dem Vater, eine Centnerlast vom Herzen abgefallen, als ich vernahm, daß Hyppolit nichts anderes fordere, als uns diesen Freundschaftsdienst zu leisten. Mit erleichterten und dankbaren Gefühlen antwortete ich: Das wissen Sie, mein Freund! denn ich nenne Sie gern und im Beyseyn meines Vaters so. Sie wissen, daß Ihre Gegenwart mir stets angenehm ist, und Ihr Schutz in dieser Gelegenheit höchst erwünscht seyn muß.

Er verneigte sich und schwieg. — Er hatte vielleicht eine andere, eine wärmere, eine deutungsvollere Antwort erwartet. Was konnte ich sagen mit diesem Herzen, voll vom Bilde eines Andern?

Mein Vater fing nun an, die Particularitäten der vorhabenden Reise mit ihm zu besprechen. Ich ergriff meine Handarbeit und nahm nur selten Antheil an diesem Gespräche; doch bemerkte

ich wohl, daß Hyppolits Blicke öfter länger und ungestörter auf mir hafteten, als sonst.

Unsere Abreise ward sogleich für den folgenden Tag festgesetzt, Postpferde und Relais bestellt. Hyppolit begleitete uns zu Pferde. Enns war in ein Paar Stunden erreicht, im Stifte Gleink, wo Hyppolit ebenfalls mit dem Abte bekannt war, wurden wir für den Mittag gastfreundlich aufgenommen, und gelangten noch vor der Dämmerung hierher, um den überraschenden Anblick des ziemlich bedeutenden Städtchens zu genießen, von dessen Daseyn man eine halbe Stunde vorher keine Ahnung hat. Der gute Hyppolit freuete sich, mir diese Überraschung zu verschaffen. Er hatte sich zu Gleink in unseren Wagen gesetzt, und da der Wintertag hell und heiter war, vermochte er uns eine Weile, bevor wir die nahen Berge, welche im glänzenden Schmuck des Schnees vor uns lagen, erreichten, auszusteigen, und die Landschaft, welche wirklich sehr angenehm ist, zu betrachten. Plötzlich, wie wir an ein einsam stehendes Haus kamen, lag, wie durch den Zauberstab einer Alcina oder Armida hervorgerufen, eine bedeutende volkreiche Stadt mit dem stattlichen Schlosse zu unsern Füssen, gleichsam in das Thal eingesenkt, das sich hier noch zwischen uns und den Bergen eröffnete, wel-

che wir für die Gränze der Fläche gehalten hatten. Mein Vater war so überrascht und so vergnügt wie ich. Beyde dankten wir unserem Führer, der sich in dieser Kleinigkeit, wie in wichtigern Dingen als ein wahrer, für uns treulich besorgter Freund erwiesen hatte. Nun wurden die Wägen wieder gehohlt, wir stiegen ein, fuhren den ziemlich starken Abhang hinunter, und erreichten so glücklich unsern neuen Aufenthalt, wo man uns mit großer Artigkeit empfing, und Hyppolit auf unser Bitten noch bis zum nächsten Morgen bey uns blieb.

Unser Abschied von ihm an diesem Tage war von meines Vaters Seite herzlich und gerührt, von meiner sehr schmerzlich; denn ich konnte und kann mich des düsteren Gedankens nicht erwehren, daß ich den theuren Freund hier auf Erden nicht mehr sehen werde. Hyppolit aber schien fester, ruhiger und von einer bessern Zukunft überzeugter, als sonst. Er beurlaubte sich mit dem Verheißen, uns bald und froher wieder zu sehen, und es schien mir fast, als wisse er etwas bestimmtes über seine künftigen Schicksale, oder habe wenigstens feste Plane entworfen.

Seitdem — es ist jetzt acht Tage — sind wir nun hier, unser Aufenthalt ist nicht unangenehm,

die Honoratioren des Städtchens, bekannt mit dem achtungsvollen Empfange, den uns der Fürst hier bereiten ließ, machten meinem Vater Einer um den Andern seine Aufwartung. Er lud sie seinerseits zu Tische, der Ruf seiner Gastfreundlichkeit verbreitete sich bald, und nun haben wir mehr Besuch, als mir lieb ist. Es geht hier wie auf Strengberg, und ich suche hier, wie dort, mir so viele einsame Stunden, als nur immer möglich ist, zu ersparen, wo ich mich der Erinnerung früherer schönerer Zeit, und dem Nachsinnen überlassen kann. Da sitze ich dann, so wie jetzt, am Fenster meines Zimmers, das am Ende einer langen Reihe prächtiger Gemächer liegt, und blicke hinaus auf die Gegend, hinab auf das Städtchen, das sich unter mir ausbreitet, und hinüber bis an das mit dunklen Tannen bewachsene Gebirg. Es ist ein schöner Anblick, der in seiner winterlichen Ernsthaftigkeit und Ruhe gar sehr der Stimmung meines Gemüthes zusagt. Gerade unter meinem Fenster rauschen und brausen zwey bedeutende Flüsse, die Enns und die Steyer, und vereinigen, aber vermischen nicht ihre Wässer, die ihre verschiedenen Farben, jene weißlich, diese vom schönsten Smaragdgrün, noch eine Weile neben einander fortrollen. Die reissen-

de Gewalt ihres Laufes hindert, daß sie selbst jetzt nicht ganz zugefroren sind. — Aber Eis und Schnee deckt die Ufer und das ganze Land, und nur dort drüben erheben sich die dunkeln Tannen aus dem weiten weißen Grunde, und erinnern an eine schönere Zeit, wo alles rings umher grün und freundlich aussah. Der nächste Frühling gibt ihnen dieß fröhliche Ansehen wieder. Mir kommt kein Frühling mehr.

Hyppolit hat uns zu schreiben versprochen, der Vater nahm es freudig an, und erinnerte ihn beym Fortgehen noch daran. Es ist wunderbar, wie er an diesem ihm fremden, und nur seit Kurzem bekannten jungen Manne hängt, und oft scheint es mir, als ob die Dankbarkeit für seine Rettung diesen Grad der Zuneigung nicht ganz erklären könnte.

Ich schließe nun endlich diesen langen Brief. Morgen mit dem frühesten geht er ab. Gott gebe, daß er nicht zu spät in Deine Hände komme, daß meine bittenden Worte Eingang in Deiner Seele finden, und Dich von einem Schritte zurück halten möchten, der nur zu Deinem Unglück führen könnte!

Zwey und dreyßigster Brief.

Chevalier Hyppolite de Villoison an Herrn von Winiawsky.

Enns im Februar 1742.

So schnell, wie dießmahl, sind sich meine Briefe seit den drey Jahren unserer Trennung nie gefolgt. Es ist unmöglich, daß Du in Petersburg den ersten, den ich vor vierzehn Tagen geschrieben, erhalten habest, und schon sende ich den zweyten nach. Welch ein Mann ist Madalinsky! Wie werde ich jemahls im Stande seyn, ihm auch nur im geringsten zu vergelten, wozu ihn seine Güte für mich bewegt?

Von allen Seiten drängen sich die Ereignisse, ich habe Dir so viel zu sagen, und weiß kaum, womit ich beginnen soll. Wir sind an der Schwelle der Gefechte; sie können jeden Tag beginnen. Unsere Truppen, welche mehrere Meilen vorwärts bis zu einer Stadt standen, die meinen Nahmen trägt, aber von den Deutschen ganz barbarisch ausgesprochen wird [13]), haben Befehl bekommen, sich

zurück zu ziehen, und mit uns, die weiter an der Donau herauf stehen, zu vereinigen, um dem Feinde, dem wir bald in's Weisse des Auges blicken werden, mit Nachdruck zu begegnen. Das Zusammenziehen der Truppen, Musterungen bey den Regimentern, Vorkehrungen hier in der Gegend, um durch Aufwerfung von Schanzen und Anlegung von Batterien uns einen Haltungspunct zu sichern, nehmen jeden Augenblick Zeit, bey der Mannschaft sowohl, als bey dem Offizier-Corps in Anspruch. Leider geschieht alles dieß zu spät, um von ausgiebigem Erfolge zu seyn. General Segur betrachtete die Eroberung, die er so leicht gemacht hatte, auch mit zu leichtem Sinne. Er hielt für fest und gesichert, was ihm jeden Augenblick entrissen werden konnte, und jetzt entrissen werden wird, wenn er nicht alle seine Kraft zusammennimmt, und alle Tapferkeit unsers Corps aufbiethet. Auf jeden Fall wäre hier ein nicht ungünstiger Platz für ein Tete de Pont, wenn man uns so lange Zeit ließe, oder wenn Segur eher dazu angefangen hätte. Der Strom, der hier vorbey und in geringer Entfernung in die Donau fließt, ist bedeutend und ziemlich rasch wie jeder Bergstrom. Die Stadt liegt an und auf

ziemlichen Anhöhen, die sich befestigen ließen, um von da aus die Gegend zu beherrschen, und den anrückenden Feind aufzuhalten, oder wenigstens den Übergang über die Enns zu erschweren, bis wir die Verstärkung, die uns aus Böhmen kommen soll, an uns gezogen hätten. Es ließe sich ohne Zweifel Manches thun, aber es ist eine Frage, ob es geschehen wird, geschehen kann? Wie immer es sey, mir schlägt das Herz freudig, wenn ich an den bevorstehenden Kampf denke.

Elisabeth, das theure Wesen, habe ich, so gut ich es vermochte, nebst ihrem Vater, fern vom Schauplatz des Krieges und der Verwirrung, an einen entlegenen und doch sicheren Ort, geborgen. Meine Verwendung hatte ihnen diese Zuflucht verschafft, und ich sah mit innerer Freude, wie dieser kleine Dienst von den beyden dankbaren Herzen mir so hoch angerechnet wurde, und ihre Freundschaft für mich sich dadurch vermehrte. Es war ein schöner Tag, als ich meine Schützlinge — denn sie nennen mich ja ihren guten Engel, und, bey Gott! ich will es seyn — nach dem Städtchen führte, wo ich einen sehr anständigen Aufenthalt für sie bereitet hatte, und mir das Vergnügen ward, das Herz meiner geliebten Elisabeth sich in kindlicher Freude an einem überra=

schenden Naturanblick weiden, und ihre schöne Seele sich bey dieser Gelegenheit mit neuem Reize entfalten zu sehen.

Wohl mochte auch eine kleine Veränderung in meinem Betragen ihr auffallen. Der Einzige Tag, den ich zu Linz in unserm Hauptquartier zubrachte, hatte mich mit einer eben so unerwarteten als glücklichen Wendung meines Schicksals bekannt gemacht, welche plötzlich mein Verhältniß zu Elisabeth ganz anders stellte. Denke Dir! — Doch — Du weißt es vielleicht schon, was der väterliche Freund, der edle Madalinsky, an mir gethan? Als ich mich beym General meldete, überreichte er mir einen Brief, der indessen an mich eingelaufen. Er war von Madalinsky. Er enthielt nebst väterlichen Ermahnungen und Lehren, wie sie nur ein so edles Herz und ein so gebildeter Geist geben kann, die Erklärung, daß er, da er allein auf der Welt stehe, und nach seiner beyden Kinder Verlust keinen nahen, oder wenigstens keinen dürftigen Verwandten habe, gesonnen sey, sich wieder einen Sohn anzueignen, der sein einsames Alter verschönere, ihm die Freude gewähre, ein liebendes Herz um sich zu haben, und eine treue Hand, die ihm, was nicht mehr lange anstehen könnte, die Augen zudrücke. Mich habe er in Luneville herzlich liebgewonnen, und

auch ich stünde allein in der Welt. Könnte ich mich nun entschließen, mein Geburtsland und den Dienst meines Königs zu verlassen, und zu ihm nach Krakau zu ziehen, oder auf seine Güter, von denen ein Theil auch im Königreich Ungarn liegt, so sollte ich in seine geöffneten Arme eilen, Alles jetzt mit ihm theilen, was er besitzt, und nach seinem Tode es allein genießen. Würde ich ihm bejahend antworten, so möchte ich in dem Briefe einen verläßlichen Mann — allenfalls in Wien oder in Luneville nahmhaft machen, an den er dann eine rechtskräftige Erklärung über diese Adoption, und eine Abschrift seines Testamentes für mich senden könnte.

Ich versichere Dich, Kasimir, daß ich im ersten Augenblicke zu träumen meinte. Je mehr ich mich von dem, was man in der Welt Glück nennt, bisher vernachläßigt gefühlt, und mit desto entschloßnerem Muthe seine Härten ertragen hatte, je unbegreiflicher war mir diese plötzliche Umstaltung meines Schicksals, und ich hatte Mühe, daran zu glauben. Aber es war — war Wirklichkeit, Wahrheit! Ich hatte einen Freund, einen Vater und ein Erbtheil gefunden, das mich in den Stand setzte, ohne Erniedrigung mich neben das Mädchen zu stellen, mit deren Schicksal das meinige für die Dauer unsers Lebens zu ver=

binden, mir als das Ideal der höchsten Erdenseligkeit erschienen war, seit ich sie in Nancy kennen gelernt hatte. Du kannst denken, daß und wie ich dem edlen Madalinsky antwortete — und bloß die einzige Betrachtung ihm mit gehöriger Bescheidenheit vortrug, daß seine überschwengliche Güte mich dennoch nicht beglücken, ja daß ich davon Gebrauch zu machen mich weigern würde, wenn irgend Jemand aus seiner Familie auch nur einen entfernten Anspruch an diesen Besitz, den er mir großmüthig zudachte, erheben könnte. Der Brief ist abgegangen. Antwort kann ich sobald nicht haben, aber das Bewußtseyn meiner veränderten Lage sprach sich unwillkührlich in meinem Benehmen gegen Guttenstein und Elisabeth aus, und ich glaubte zu fühlen, daß es Ihnen befremdend, aber nicht mißfällig war.

So dürfte ich nun hoffen, so dürfte ich nun einmahl nach fünf und zwanzig Jahren eines trüben, nur von spärlichen Sonnenblicken erheiterten Lebens in eine helle, blumenreiche Zukunft blicken? Ich dürfte dem Gedanken nachhängen, die Wunden in meiner theuren Elisabeth Herzen nicht bloß mit linder Hand wie bis jetzt zu berühren, sondern mit der Zeit zu heilen, sie ihren Verlust vergessen zu machen, und an meiner Hand ihrer schönen Bestimmung als Weib und

Mutter, als **mein** Weib, als Mutter **meiner** Kinder entgegen zu führen! Fassest Du die Seligkeit, die in diesem Gedanken für mich liegt? Sie ist so groß — daß ich auch jetzt nur in einzelnen Momenten süßer Vergessenheit daran denken kann.

O Gott! Wie viel tausend Hindernisse und unglückliche Zufälle können sich zwischen diesen Augenblick und die Erfüllung meiner, vielleicht chimärischen Hoffnungen legen! Getrennt sind wir jetzt schon. Nun beginnen die Kämpfe. Eine feindliche Kugel — der Säbel eines Ungars kann dieß räthselhafte Daseyn enden; Elisabeths Herz kann mich verkennen, sie kann den früheren Geliebten wieder finden — o was wird nicht möglich, wenn das Schicksal unsere Plane spielend zerstören will!

Darum, Muth gefaßt! Meine Hoffnungen können sich verwirklichen — sie können auch zu Grunde gehen. Auf beydes muß ich bereitet seyn, und ich bin es. Du kennst mich, Winiawsky! Es ist nicht eitle Prahlerey, wenn ich Dir sage: „ich kann jedes Schicksal ertragen, nur die Last eines schlimmen Bewußtseyns nicht", und davor wird der Allmächtige, der mich durch nächtliche Wege dennoch an seiner leitenden Hand führte, bewahren.

Drey und dreyßigster Brief.

Franziska von Teuffenbach an Elisabeth von Guttenstein.

Prag im Februar 1742.

Nur in höchster Eile einige Worte, die meine Nannette, welche ich leider hier zurücklassen muß, Dir zukommen machen wird. Heute Nacht schlägt die Stunde der Erlösung. Alles ist vorbereitet. Fritz hat an Alles gedacht, seine über jeden Ausdruck erhabne Liebe, wagt Alles, überwindet Alles. Flöhen wir nicht noch heute, so würde ich morgen in's Kloster gesperrt; das hat mein Vater mir zugedacht. Es erleichterte meinen Entschluß. Nun ist meine Flucht nur Nothwehr und als solche entschuldigt. Ich habe ein Gelübde gemacht, wenn mir die heilige Jungfrau und Sanct Johann von Nepomuck bey meinem Vorhaben beystehen, ein volles Jahr die Kutte des Servitenordens zu tragen [14]). O welcher noch so schwere Preis würde das Glück bezahlen, Raschwitz anzugehören! Leb wohl!

Anmerkungen.

1) Geschichtlich.

2) Maria Theresia besaß eine sehr schöne Stimme.

3) Geschichtlich, wie Alles, was den Landtag betrifft.

4) In dem Hause dieser Familie lebte Metastasio bis an seinen Tod, und hinterließ den Kindern derselben sein ganzes bedeutendes Vermögen. Die älteste Tochter Marianne hatte großentheils er erzogen und unterrichtet. Sie war ein sehr gebildetes Frauenzimmer, und componirte selbst ziemlich gute Musik. Sie mit ihren Geschwistern führte ein angenehmes Haus in Wien, dessen sich vielleicht noch Manche mit Vergnügen erinnern.

5) In Metastasio's Werken ist seine Geliebte unter dem Nahmen Nice gefeyert.

6) Sir Walter Raleigh.

7) Marianna Bulgarini, eine in ihrer Zeit berühmte Sängerinn, war Metastasio's Freundinn, und trug mit uneigennützigem Edelmuth viel zu seinem Glücke bey, indem sie ihn vermochte, dem Rufe an den Hof Carl des Sechsten zu folgen.

8) Geschichtlich, wie Alles, was sich auf die Einnahme von Prag bezieht.

9) Geschichtlich.

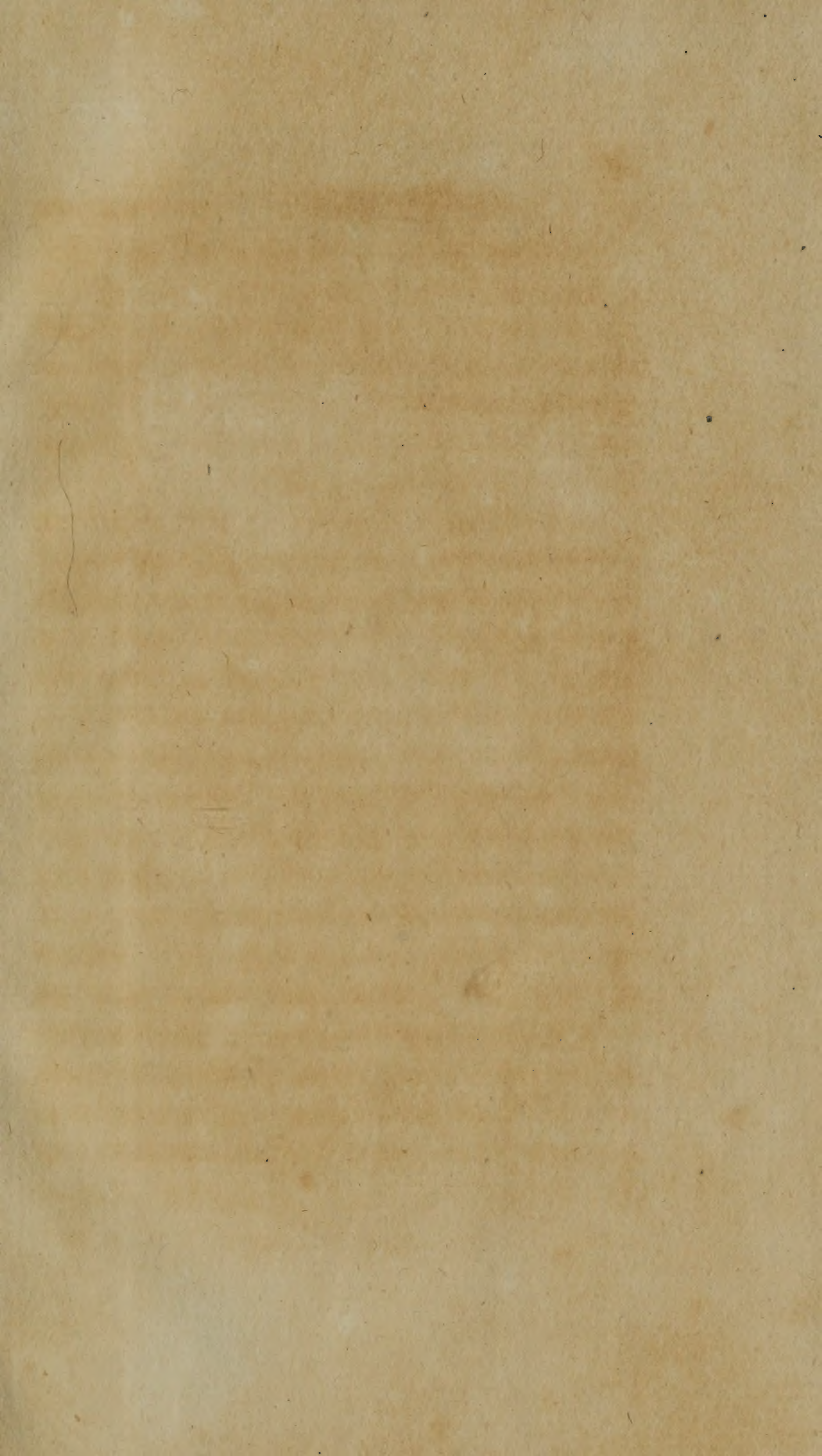
10) Maria Theresia beschäftigte sich oft mit dieser kleinen Handarbeit, und ließ dann mit den Schnüren aus bunter Seide Kirchenornate besetzen.

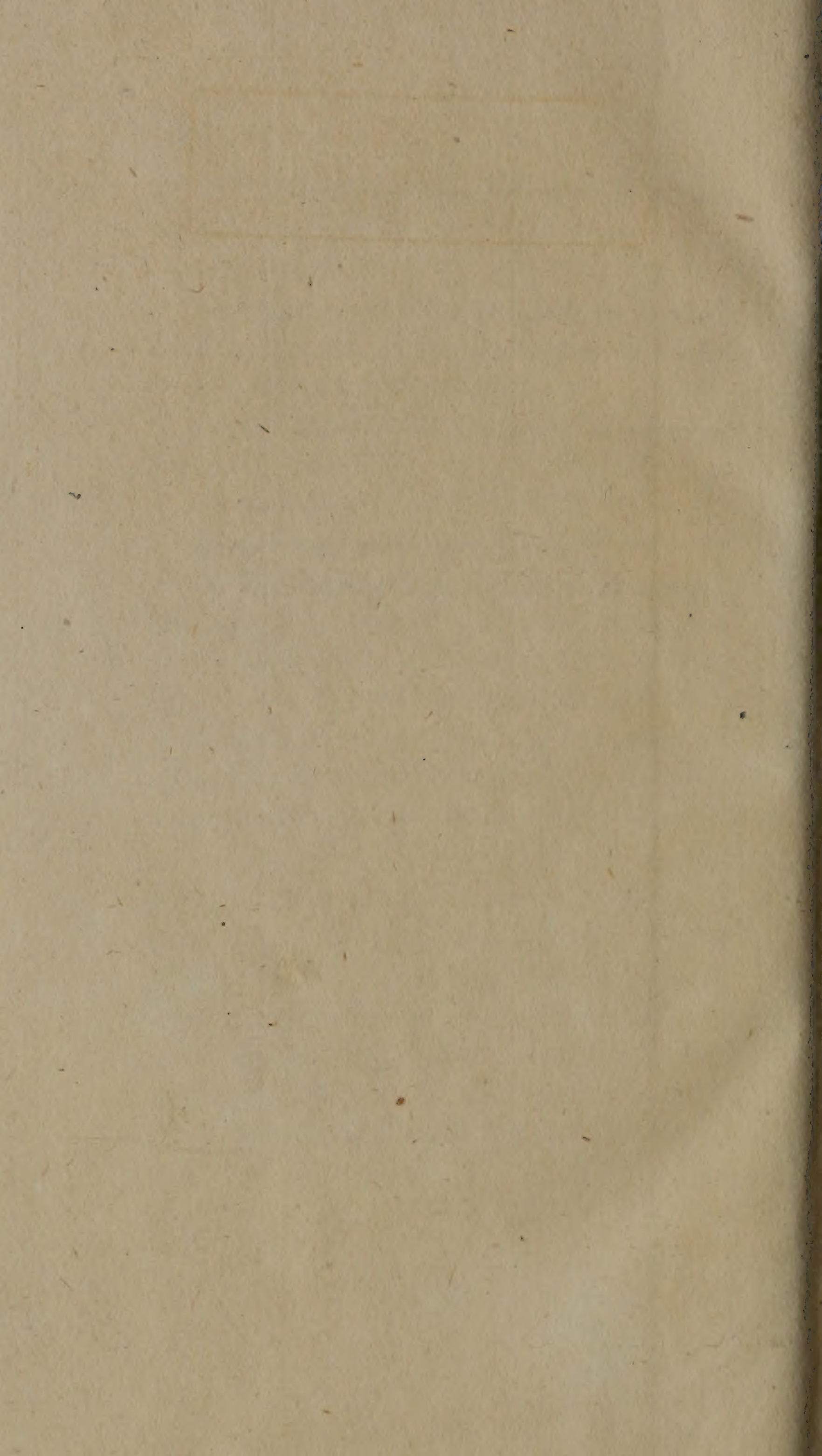
11) Man erzählte sich solche Ereignisse aus den Jugendjahren dieser Monarchinn.

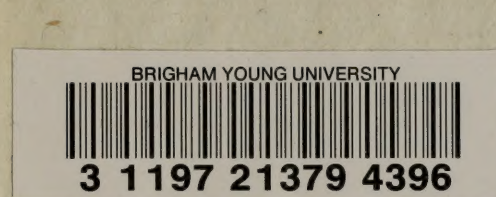
12) Metastasio.

13) Sanct Pölten, Saint Hyppolite.

14) Ähnliche Gelübde waren damahls und auch später nicht selten.






BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
3 1197 21379 4396

